

# Für unsere Jugend.

Ein Unterhaltungsbuch  
für israelitische Knaben und Mädchen

**Erste Sammlung.**

Unter Mitwirkung eines Ausschusses

herausgegeben von

**E. Gut.**

Zweite Auflage

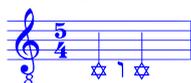
---

Frankfurt am Main.  
Verlag von J. Kauffmann.  
1916.



+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Musikverlag Ulrich Greve



© 2019 Musikverlag Ulrich Greve  
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg  
UG 1099



<http://www.ulrich-greve.eu>

# Für unsere Jugend.

Ein Unterhaltungsbuch  
für israelitische Knaben und Mädchen

**Erste Sammlung.**

Unter Mitwirkung eines Ausschusses

herausgegeben von

**E. Gut.**

Zweite Auflage

---

Frankfurt am Main.  
Verlag von J. Kauffmann.  
1916.

## Vorwort zur ersten Auflage.

Die Vereinigung israelitischer Religionslehrer und -Lehrerinnen in Frankfurt am Main hat vor einigen Jahren einen Jugendschriften-Ausschuss eingesetzt. Die Wirksamkeit dieses Ausschusses erstreckte sich zunächst auf die Prüfung der vorhandenen Schriften; aber bald zeigte es sich, dass bei dem Mangel an geeigneten Werken für einzelne Altersstufen positive Arbeit not tue. Die Vereinigung beauftragte daher ihren Ausschuss mit der Schaffung eines Buches, das Knaben und Mädchen im Alter von 13 bis 15 Jahren Unterhaltung und Anregung bieten sollte.

Nunmehr liegt das Ergebnis dieser Tätigkeit, einer Tätigkeit des Suchens, Sammelns und Sichtens, in diesem Buche vor.

Der Ausschuss hat sich bemüht, Lesestoffe zu finden, die bei unserer Jugend das Interesse am Judentum zu wecken und zu vertiefen vermögen. Die Pflege dieses Interesses durch geeignete Lektüre wird in unseren Tagen immer mehr als wichtige Erziehungsaufgabe angesehen. Kann es doch nur einen guten Einfluss auf die Denkweise unserer heranwachsenden Jugend ausüben, wenn sie in literarisch-wertvollen Darstellungen Kunde erhält von den Schicksalen unserer Vorfahren, ihrer Treue und Opferwilligkeit, ihrer Standhaftigkeit und Hingebung, sowie von dem Leben unserer Glaubensgenossen unter anderen Himmelsstrichen.

Allen Förderern unseres Unternehmens sprechen wir herzlichen Dank aus.

**Der Jugendschriften-Ausschuss der Vereinigung israelitischer  
Religionslehrer und – Lehrerinnen in Frankfurt am Main.**

**I. d. N.**

**E. Gut. Dr. J. Höxter. Dr. B. May.**

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Infolge der Zeitereignisse ist die Herausgabe der zweiten Auflage wesentlich verzögert worden. Das Buch erscheint nunmehr mit zahlreichen Verbesserungen und einigen Erweiterungen in der noch vor Kriegsausbruch festgelegten Fassung.

Frankfurt am Main, im Juli 1916.

**Der Herausgeber.**

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zwei Retter. Erzählung von Karl Emil Franzos. ....	1
Ausgewiesen. Gedicht von J. Löwenberg. ....	12
Ahasver. Gedicht von J. Löwenberg. ....	15
Die zwei Fremden. Sage. (Mit Bild) .....	17
Die Zaubergans. Von Prof. Dr. B. Kuttner. (Mit Bild) .....	19
*Nürnberger Tonpuppen. Von W. Ofenstein. ....	22
Der Zar und der Rabbi. Erzählung von Albert Katz. ....	31
Judith Montesiore. Von Dr. B. May. ....	36
Das biedere Weib. Gedicht von M. A. Klausner. ....	41
Sprichwörter und Redensarten, die der Heiligen Schrift entnommen sind. Nach Dr. S. Grzymisch. ....	43
Spruch. Von Friedrich Bodenstedt. ....	44
Erstes Rätsel .....	44
Zweites Rätsel .....	44
Eine Sedernacht in Madrid. Von Dr. M. Lehmann. ....	57
Sei stolz, mein Sohn. Gedicht von Emil Lehmann. ....	57
Hagars Quell. Gedicht von Karl Gerok. ....	58
Der Hausierer. Erzählung von Julius Stettenheim. ....	59
Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehn! Erzählung von Viktor Simon .....	61
Berthold Auerbachs Mutter. Von S. Rothschild. ....	65
Aus „Jüdische Sprichwörter und Redensarten“. Von Ignaz Bernstein. ...	69
Drittes Rätsel .....	69
Viertes Rätsel .....	69
Heimat in der Fremde. Gedicht von S. H. Mosenthal. ....	70
Judas Tod. Gedicht von J. Löwenberg. ....	73
Der Trost Israels. Aus dem Talmud. ....	74
Das wiedergefundene Geld. Von Prof. Dr. B. Kuttner. ....	75
Unbekehrt. Erzählung von Bruno Lessing. ....	76
Saul Wahl, der Eintagskönig von Polen. Von Prof. Dr. B. Kuttner. ....	81
Drei Fragen. Legende von Leo Tolstoi. ....	82
Spinnengewebe. Gedicht von Ludwig August Frankl. ....	87
Beruria. Gedicht von Berthold Feiwel. ....	87
Fünftes Rätsel .....	91
Sechstes Rätsel .....	91
Korporal Spitz. Erzählung von Leopold Kompert. ....	91
*Treue. Von Dr. D. Hartmann. ....	113
Wohltätigkeit. Gedicht von Max Weinberg. ....	120
Unsere drei Namen. Gedicht von Max Weinberg. ....	121
Morris Rosenfeld. Biographische Skizze. ....	121
Mein Kind. Gedicht von Morris Rosenfeld. ....	122
Chanukka-Lichter. Gedicht von Morris Rosenfeld. ....	128
Der Phonograph. Eine Chanukka-Geschichte von Bettina von Gutfeld. ....	125

Siebentes Rätsel .....	129
Achtes Rätsel .....	129
Haman und Esther. Erzählung von Leopold von Sacher-Masoch. ....	130
*Sieben gute Jahre. Eine volkstümliche Erzählung von J. L. Perez. ....	186
Aus „Rabbi Joselmann von Rosheim“. Von Dr. M. Lehmann. ....	139
Die Schicksale der Frankfurter Juden während des Fettmilchschen Aufstandes. Von Prof. Dr. I. Kracauer. ....	148
Der Brand in der Judengasse. Von Prof. Dr. J. Kracauer. (Mit Bild.) ...	157
Sabbatweihe. Gedicht von Grete Massé. ....	160
Kinderszene. Gedicht von Edwin Bormann. ....	160
Hebron, das Tote Meer und der Jordan. Eine Reiseschilderung von E. N. Adler. (Mit Bildern.) .....	161
Nebo. Gedicht von Ferdinand Freiligrath. ....	173
Arbeit und Arbeiter im Judentum. Von Rabbiner Dr. Ackermann. ....	175
Neuntes Rätsel .....	185
Auflösungen der Rätsel .....	186
Anhang .....	187

Das Buch enthält im Anhang ein Verzeichnis erklärungsbedürftiger Wörter  
bemerkenswerter Ausdrücke und Eigennamen.

Die neu aufgenommenen Stücke sind mit einem Sternchen bezeichnet.

## Zwei Retter.

Von Karl Emil Franzos.

Wer jemals in Barnow gewesen ist, der hat gewiss auch die alte Frau Hanna, des Vorstehers Mutter, kennengelernt und sich ehrlich gefreut an ihrer feinfühligem, grundgütigen Art, und wer nicht dort war, dem ist kaum eine Vorstellung davon zu geben, wie lieb und klug diese Greisin war. „Babele“ (Großmütterchen) nannten sie alle Leute des Städtchens, nicht bloß ihre eigenen Enkelkinder, und mit gutem Grunde, denn sie stand allen bei mit Rat und Tat, unermüdlich ihr ganzes, langes, gesegnetes Leben hindurch, und auch jene, die weder ihr Geld noch ihren Beirat brauchten, suchten sie gerne auf, um sich eine leere Stunde mit einer hübschen Geschichte ausfüllen zu lassen. Sie war als Erzählerin ebenso geschätzt und geliebt wie als Helferin, und wer an einem Sabbatnachmittage im Sommer, gegen die dritte Stunde, an der alten Synagoge, der „Judenburg“ vorüberging, konnte mit eigenen Augen sehen, wie viele ihr gerne lauschten, und zugleich mit eigenen Ohren vernahmen, wie sehr sie dies verdiente. Da saß die Greisin auf dem Treppchen im Schatten und um sie her wohl an die fünfzig Männer und Frauen, dicht geschart und lautlos, um kein Wort aus diesem Munde zu verlieren. Was sie erzählte, ist bald gesagt: Geschichten aus dem Leben der Gemeinde, die sie gehört oder mit angesehen; wie sie erzählte, wäre kaum zu schildern. Wenn ich es dennoch unternehme, ihr eine dieser Geschichten nachzuerzählen, so habe ich nur eine Ermutigung für dies Wagnis: Es ist jene Geschichte, die sie am häufigsten zu berichten pflegte, und ich selbst habe sie oft genug mit angehört, um sie, soweit dies eben in hochdeutschen Worten möglich ist, treulich wiedergeben zu können, wie ich sie vernommen habe.

„Wer ist groß“, begann Frau Hanna, „und wer ist klein? Wer ist mächtig und wer ist schwach? Unsere armen kurzsichtigen Menschaugen können das selten richtig entscheiden! Uns ist der Reiche und Starke mächtig und groß, der Arme und Hinfällige schwach und klein. Aber in Wahrheit ist es anders, nicht der Reichtum entscheidet, nicht die Kraft in den Armen, sondern der starke Wille und das gute Herz. Und zuweilen, ihr Leute, zuweilen lässt uns Gott dies deutlich erkennen, und wir Barnower

wissen etwas davon zu erzählen! Zwei Male ist unsere Gemeinde in Not und Jammer gewesen, in Bedrängnis und Todesgefahr, und zwei Male sind Retter unter uns erstanden und haben die Not abgewehrt und den Jammerschrei in Dankgebet gewandelt. Und wer waren diese Retter? Etwa die Stärksten und Reichsten unter uns?! Höret, was ich erzähle, genauso, wie es geschehen ist.

Wenn ihr über den Marktplatz geht, so seht ihr, gerade vor dem Kloster der Dominikaner, einen dicken, großen Holzblock aus dem Boden emporragen. Er ist morsch und verwittert, und längst hätte man ihn weggeschafft, wenn er nicht eine Erinnerung wäre an eine furchtbar drangvolle Zeit. Ihr wisst nichts von dieser alten Zeit – freut euch dieses Glückes! Ich will es euch nicht nehmen; was ich erzählen will, ist eine schöne Tat aus jener hässlichen Zeit. An dieser Tat möget ihr euch freuen, denn sie war eine Heldentat, so hell, so stolz, so groß, wie nur jemals eine auf Erden vollbracht worden ist. Ein einfach jüdisch Weib hat sie vollbracht; der Drang der Zeit hat ihr weiches Herz gestählt und sie zu einer Heldin gemacht. Lea hieß sie und war die Gattin des reichen, frommen Samuel – das Geschlecht ist später, als die kaiserliche Herrschaft ins Land kam und deutsche Namen für unsere Familien festgesetzt wurden, Beermann genannt worden. Denn zur Zeit, wo diese Geschichte sich begeben hat, da hatten wir noch keine solchen Namen. Das war vor mehr als hundert Jahren, und wir lebten unter dem polnischen Adler.

Oh, das war ein grimmiger Raubvogel, dieser einköpfige weiße Adler! Als noch sein Gefieder unversehrt war und sein Auge klar und seine Fänge fest und scharf, da war er ein edles, stolzes Tier, das scharf um sich hieb und großmütig alles schützte, was unter seine Flügel flüchtete. Auch wir wohnten da durch lange drei Jahrhunderte in Licht und Freiheit. Aber als der Adler alt und schwach wurde und die anderen Raubvögel ringsum ihm eine Feder nach der andern ausrupften, da wurde er feig, heimtückisch und schlecht, und weil er sich nicht traute, den Schnabel gegen die Dränger zu gebrauchen, so hieb er auf die wehrlosen Juden los. Der Könige Macht ward zum Kinderspott und mit ihr die Freiheitsbriefe, die sie uns gegeben hatten. Die Adeligen wurden unsere Herren und quälten uns und schalteten und walteten über unserem

Gut und Leben, wie es ihnen beliebte. Oh, es war eine unsagbare Bedrückung!

Unser Städtchen gehörte schon damals dem adeligen Geschlecht der Bortynski, denen später der gute Kaiser Joseph den Grafentitel geschenkt hat. In jenem Jahre hatte gerade der junge Joseph Bortynski das Besitztum angetreten, ein stiller, frommer, demütiger Mensch; er war in einem Kloster erzogen worden. Seine Art war nicht wie die der anderen jungen Herren, er hasste den Wein, die Karten und die Weiber, stand selbst der Wirtschaft vor und betete täglich vier Stunden. Gegen seine Untertanen war er gerecht und liebevoll. Wir freilich bekamen wenig davon zu spüren, gegen uns war er hart und grausam. Und selbst wenn sich sein Herz regen wollte, so wusste dies sein Erzieher zu verhindern, der jetzt sein Schlosskaplan war und großen Einfluss auf ihn hatte. Sein Name ist nicht auf uns gekommen, man pflegte ihn immer nur den „schwarzen Herrn“ zu nennen.

Wir Juden hielten uns damals sehr ängstlich geduckt, und selbst die Bösen unter uns hüteten sich vor jedem Unrecht. „Ihr habt mir meinen Gott gekreuzigt“, hatte ja der Graf zu Samuel gesagt und zürnend hinzugefügt: „Wehe Euch, wenn ich einen Frevel unter Euch entdecke, ich lasse Euer Nest ausbrennen, wie es einst Euer Gott mit Sodom und Gomorrha getan hat“ – da könnt ihr denken, wie uns zumute war.

So kam der Frühling des Jahres siebzehnhundertdreiundsiebzig heran. Das Osterfest stand vor der Tür, und es ging das Gerücht, die Kaiserin in Wien wolle den Polen alles Gebiet wegnehmen und ihre Schreiber darüber setzen. Aber vorläufig war nichts davon zu sehen.

In demselben alten Hause, das noch heute am Marktplatz steht, im „Gelben Hause“, wohnte damals der Vorsteher Samuel und sein Weib Lea. Sie waren beide sehr geachtet in der Gemeinde, der Mann wegen seines Reichtums, seiner Klugheit und Frömmigkeit und sein junges schönes Weib wegen ihrer Milde und Wohltätigkeit. Sie waren gerade zur Osterzeit in schwerer Betrübnis: Ihr einziges Kind, ein Knäblein von anderthalb Jahren, war wenige Tage vorher plötzlich gestorben, und die Eltern konnten den Schmerz kaum überwinden. So saßen sie auch eines Sonntags, des Abends spät, in stummer Trauer nebeneinander. Am nächsten

Abend sollte das Osterfest beginnen, es war den ganzen Tag über im Hause gereinigt und gescheuert worden, und die Frau fühlte sich sehr müde. Da schreckte sie plötzlich ein Pochen am Haustor empor. Samuel ging zum Fenster, öffnete und blickte hinaus. Vor dem Tor stand mit einem Bündel auf dem Rücken ein altes Bauernweib, das kläglich wimmerte und stöhnte und um Einlass bat. Sie sei zu schwach, um heute noch in ihr Dorf heimzukehren, klagte sie, und bitte daher um ein Nachtlager. „Hier ist kein Wirtshaus“, erwiderte ihr Samuel kurz und schlug das Fenster zu. – „Das arme Weib“, meinte Lea, „sollen wir sie von unserer Schwelle weisen?“ – „Es ist eine böse Zeit“, erwiderte Samuel, „ich mag keine Fremde in meinem Hause dulden!“ – „Aber sie ist ja krank und schwach“, bat Lea, und da das Weib draußen noch immer flehte und stöhnte, willfahrte er ihr und ließ es ein. Da die Dienerinnen bereits schliefen, geleitete Lea selbst den späten Gast in eine Bodenkammer, brachte auch Speise und Trank herbei und entfernte sich mit freundlichem Gruß.

Am nächsten Morgen verabschiedete sich das fremde Weib schon sehr früh unter tausend Dank- und Segensworten. Lea hatte den Tag über sehr viel für den Feiertag zu rüsten, und erst am späten Nachminag kam sie dazu, in jener Bodenkammer nachzusehen, denn vor Beginn des Festes wollte die Hausfrau in allen Räumen Umschau halten, ob sich nicht irgendwo noch gesäuertes Brot vorfinde. In der Kammer war alles in Ordnung, nur die Luft war von einem sehr widrigen Geruch erfüllt. Er verlor sich nicht, auch als Lea das Fenster öffnete. Sie konnte nicht entdecken, woher der abscheuliche Geruch kam, sie forschte in allen Ecken und sah endlich unter der Bettstatt nach. Da gerann ihr das Blut, ihr Haar sträubte sich vor Entsetzen. Unter der Bettstatt lag der nackte, abgezehrte Leichnam eines Kindes, mit breiten Wunden an Hals und Brust. Mit Blitzesschnelle durchschaute das Weib den Frevel und kämpfte mit allen Seelenkräften gegen die Ohnmacht. Die Fremde hatte den Leichnam ins Haus geschleppt, damit man das alte furchtbare Märchen, die Juden schlachteten Christenkinder zu dem Osterfest, wieder einmal glaubhaft machen und grausam rächen könne. Mit Blitzesschnelle erkannte sie auch die furchtbaren Folgen, sie gedachte der Worte, die der Graf zu

ihrem Manne gesprochen. Das arme Weib brach fast zusammen unter der Wucht dieser entsetzlichen Gedanken. Ach, sie, sie allein hatte den Jammer, die Verfolgung und den Tod über ihr Haus, über die ganze Gemeinde heraufbeschworen, denn sie war ja die Ursache, dass jenes Weib eingelassen worden. Und während sie so in Todesängsten dasaß, klang von der Straße wildes Rufen und Schreien und Jammern zu ihr empor. Dazwischen klang das Klirren von Waffen. „Sie kommen schon“, flüsterte sie, und in diesem Augenblick durchzuckte sie ein Gedanke, so seltsam und grässlich, wie er vielleicht noch nie vorher in eines Weibes Hirn entstanden war, und doch wieder edel und opfermutig, wie ihn nur ein Weib zu fassen vermag. „Ich habe die Schuld“, rief es in ihr, „ich muss sie büßen.“ Sie richtete sich hoch auf und presste die Lippen aufeinander und überwand ihr Grauen. Dann griff sie nach dem Leichnam des Kindes, hüllte ihn in ein Linnen und nahm ihn auf den Schoß.

Sie horchte . . . furchtbar langsam verrannen die Minuten. Dann hörte sie, wie draußen der junge Graf mit ihrem Gatten und dem zweiten Vorsteher heftig sprach, wie er sagte: „Das Weib hat das Todesröcheln ganz deutlich gehört. Keinen Stein lasse ich auf dem andern, wenn ich den Leichnam finde.“ Sie hörte, wie die Männer alle Gemächer durchsuchten. Als sie sich der Kammer näherten, erhob sie sich und trat ans offene Fenster. Das Dach fiel steil ab, unten in der Tiefe dehnte sich der Steinhof des Hauses.

Die Türe ward aufgerissen, der Graf trat mit den beiden Vorstehern ein, hinter ihm seine Trabanten. Mit gellendem Lachen stürzte ihnen Lea entgegen, wies ihnen den Leichnam und schleuderte ihn dann durch das Fenster, dass er auf den Steinen des Hofes zerschellte ... „Ich bin eine Mörderin“, rief sie dem Grafen entgegen, „ja, ja! Nehmt mich, bindet mich, tötet mich! Ich hab’ heute Nacht mein eigen Kind getötet, ich leugne es nicht!“

Die Männer standen starr. Dann wildes Rufen, Schreien und Fragen. Samuel, der starke, kluge Mann verlor die Besinnung. Die anderen Juden durchschauten schnell den Sachverhalt und unterstützten Lea in ihrer Notlüge; so allein ersahen sie sich Rettung aus sicherem Untergang. Lea blieb fest bei ihrer Aussage.

Der Graf sah sie durchdringend an, sie hielt seinen Blick ruhig aus. Höre, „Weib“, sagte er, „ist es wahr, was du sagst, so sollst du den furchtbarsten Martertod erleiden, den je ein Mensch gestorben ist. Haben aber andere das Kind geschlachtet, um sein Blut beim Fest zu trinken, so sollst du und dein Mann straflos ausgehen, nur die andern sollen's büßen. Das schwöre ich dir! Und nun – entscheide dich!“ Lea schwankte einen Augenblick. „Es war mein Kind!“ erwiderte sie. Der Graf ließ das Weib allein in den Kerker führen. Er sah wohl ein, wie unwahrscheinlich ihre Angabe war. Aber er glaubte an keine Seelengröße bei unserem Volke. „Wenn es nicht wahr wäre“, dachte er, „wie käme das Weib dazu, sich zu opfern?“

Die Untersuchung brachte nicht die Wahrheit an den Tag. Alle jüdischen Zeugen belasteten die Lea. Der eine erzählte, wie sie ihr Kind gehasst, der andere, wie sie gedroht habe, es zu töten. Die Todesangst legte ihnen diese Lügen auf die Zunge. Die einzige christliche Zeugin aber war – die Haushälterin des „schwarzen Herrn“. Als Bäuerin verummmt, war sie an jenem Abend vor das Haus gekommen, um die Gemeinde zu verderben. Sie habe in der Nacht das Kind röcheln hören, erzählte sie. Das allein konnte sie vorbringen, ohne sich zu verraten, und das passte zu Leas Erzählung. Der „schwarze Herr“ selbst schien sich um die Untersuchung gar nicht zu kümmern. Er fürchtete wohl die zufällige Entdeckung seines Frevels.

Des Grafen Richter sprachen das Urteil. Lea sollte auf dem Marktplatz gerädert, dann enthauptet werden. Jener Holzblock wurde dazu aufgerichtet.

Aber Lea starb nicht auf der Richtstätte, sie starb, eine hochbetagte Greisin, umgeben von Kindern und Enkeln, vierzig Jahre später friedlich in ihrem Hause. Die kaiserliche Militärregierung war im Sommer jenes Jahres ins Land gekommen, ein Auditor übernahm alle peinlichen Fälle, ihm entdeckte der verzweifelte Samuel die Wahrheit, er ließ Lea frei.

Der Holzblock steht noch heute. Er mahnt an dunkle Zeiten, aber auch an eine lichte, heldenmütige Tat. Und ein Weib war's, das sie vollbracht hat, ein schwaches Weib hat die Gemeinde gerettet . . .

Und siebzig Jahre später, ihr Leute, siebzig Jahre später waren wir in gleicher Bedrängnis und Todesangst, und wer hat uns da gerettet?! Nicht ein Weib, aber doch nur ein kleines zitteriges Männlein, dessen Namen ich bloß zu nennen brauche, um euch zum Lachen zu bringen. Es war Klein-Mendele . . . ei seht, wie ihr schmunzelt! Nun – 's ist aber auch ein närrisch Männlein! Denn erstens steckt er voll von lustigen Schnurren und weiß sie auch prächtig zu erzählen, und dann ist er selber so komisch, der grauhaarige Mann mit der Gestalt und dem Wesen eines Kindes. Er geht nicht durch die Straßen, er hüpfte; er spricht nicht seine Reden, er singt sie, und seine Hände scheint er nur dazu zu haben, um auf den Tisch zu trommeln oder den Takt zu schlagen. Aber was tut das?! – lieber ein lustiger Mensch als ein Kopfhänger. Mendele Abendstern ist ein braver und ein großer Sänger, und wir können stolz darauf sein, dass er unser Vorbeter ist. Freilich trällert er manchmal ein rührendes Gebet herunter, als wär's ein Walzer, und springt vor der Thora von einem Bein aufs andere, als wär' er ein Tänzer auf dem Theater. Aber unsere Andacht stört das nicht, wir sind an Klein Mendele gewöhnt seit vierzig Jahren, und wenn einer sich mit Recht über ihn ärgert, so darf er es ihm nicht nachtragen. Denn der muss daran denken, wie Klein Mendele auch ernst sein kann und wie er einmal als armer „Chassen“ der Stadt durch seinen Gesang einen größeren Dienst erwiesen hat, als alle ihre Weisen und Reichen durch ihren Rat und durch ihr Geld. Ich will euch erzählen, wie das kam.

Ihr wisst, dass jetzt der Jude ein Mensch ist, so gut wie jeder andere. Und wenn jetzt ein Edelmann oder ein Bauer einen Juden schlägt oder bedrückt, so braucht er nur in das Haus zu gehen, wo der große Adler über dem Tore hängt, und der kaiserliche Bezirksrichter, unser Herr Negrusz, verschafft ihm schon sein Recht. Aber vor dem großen Jahr, wo der Kaiser alle Menschen gleichgemacht hat, da war das nicht, da hat der Gutsherr das Recht geübt durch seinen Mandatar, aber dieses Recht war meistens ein großes Unrecht. Ach, Kinder, das war eine sehr schwere Zeit! Dem Gutsherrn hat der Grund und Boden gehört, dem Gutsherrn die Menschen, dem Gutsherrn das Mark in den Knochen,

sogar die Luft und das Wasser haben dem Gutsherrn gehört. Unser Herr, der Graf Bortynski hat immer in Paris gelebt und sich gar nicht um sein Besitztum gekümmert. Alle Vollmachten hat sein Mandatar gehabt, und so haben wir immer beten müssen, dass dieser ein guter Mensch sei, denn nur so haben wir ruhig leben können. Zuerst ist unsere Bitte von Gott erhört worden, und der dicke Herr Stephan Grudza war ein Mandatar, wie wir Juden ihn nicht besser wünschen konnten. Betrunkener war er freilich vom Morgen bis zum Abend, aber wenn er betrunken war, so war er lustig, und wenn er lustig war, so hat er nicht gerne andere Menschen traurig gemacht. Aber einmal war er bei der Mittagstafel besonders lustig, und nach der Tafel hat ihn der Schlag getroffen. Als er begraben wurde, war große Betrübnis in unserer Gemeinde. Denn erstens war dieser Herr Grudza wirklich ein guter Mensch und dann – konnte man wissen, wie sein Nachfolger sein würde?!

Diese Betrübnis war auch sehr begründet. Der neue Mandatar hieß Friedrich Wollmann und war ein Deutscher. Sonst sind die Deutschen milder gegen uns als die Polen, aber er war eine Ausnahme. Er war ein großer, magerer Mann mit schwarzen Haaren und dunklen blitzenden Augen. Sein Gesicht war finster und traurig – immer, immer – er hat nie gelächelt. Auf die Wirtschaft und auf die Menschen hat er sich ausgezeichnet verstanden, die Mörder und Gauner hat er zum Geständnis zu bringen gewusst wie kein anderer, und bezüglich der Steuern hat ihn gewiss niemand um einen Heller betrogen. Aber uns Juden hat er furchtbar gehasst und uns jeden Tag brennendes Leid angetan. Unsere Abgaben hat er verdreifacht, unsere Söhne hat er ins Militär gesteckt, unsere Feste hat er gestört, und hatten wir Rechtshändel mit den Christen, so war unser Wort nichts und des Christen Wort alles. Auch die Bauern hat er gewiss streng gehalten, erbarmungslos streng, und die Robot hat seit Menschengedenken kein Mandatar in Barnow so durchgeführt wie er, jedoch darin war noch immer eine gewisse Gerechtigkeit. Aber sobald es sich um Juden handelte, hörte aller Verstand auf und alles Recht.

Und warum verfolgte er uns so? Man wusste es nicht, aber man ahnte es. Man erzählte sich, er habe früher Froim Wollmann

geheißen und sei ein getaufter Jude aus Posen. Er habe aus Liebe zu einem Christenmädchen seinen Glauben gewechselt, aber die Juden seiner Heimat hätten ihn aus Zorn und Empörung darüber so verfolgt und verleumdet, dass ihm die Eltern das Mädchen doch nicht gegeben. Wer die Kunde unter uns gebracht hat, weiß ich nicht, aber wenn man sein Gesicht sah, so klang es nicht unwahrscheinlich und besonders, wenn man sein Benehmen gegen uns sah. So haben wir damals traurige Tage gehabt, und Wollmann hat uns gedrückt, gleichviel, ob wir etwas verschuldet hatten oder nicht. War aber wirklich ein Grund da, so gab es kein Entrinnen aus seiner Hand. Und so war es im Herbst vor dem großen Jahr.

Bei uns Soldat zu sein, ist nichts Angenehmes, aber in Russland gar ist es ärger als der Tod, und wenn ein jüdisch Kind dort zum Militär abgestellt wird, so ist es verloren für Gott, für seine Eltern und für sich selbst. Kann man sich da wundern, wenn die Juden in Russland alles tun, um ihre Kinder loszukaufen, oder wenn ein Jüngling, den das Unglück trifft, zu entfliehen sucht?! Viele solche Fälle kommen vor; manche Flüchtlinge werden eingefangen, und denen wäre besser, sie wären nie geboren; manchen aber glückt es auch, sie entkommen über die Grenze, nach der Moldau oder zu uns. So ein Fall ereignete sich auch in jener Zeit; ein jüdischer Soldat – er war aus Berdiczew – kam bei Hussiatyn über die Grenze herein und wurde von da nach Barnow gebracht. Die Gemeinde tat für ihn, was sie konnte, und ein reicher, mildtätiger Mann, Chaim Grünstein, der Schwiegervater von Moses Freudenthal, nahm ihn als Pferdeknecht in seinen Dienst.

Die russische Regierung forschte natürlich nach dem Flüchtling, und alle unsere Ämter erhielten den Befehl, nach ihm zu suchen. Auch unser Mandatar bekam eine solche Schrift. Sogleich ließ er die Vorsteher der Gemeinde zu sich entbieten und fragte sie aus. Sie erschraaken sehr, dann aber fassten sie sich und leugneten, von dem Fremdling zu wissen. Es war gerade am Vortag des „Versöhnungstages“; wie hätten sie am Abend vor Gott treten können, wenn sie den Ärmsten verraten hätten?! Darum blieben sie fest, ob auch der Mandatar drohte und wütete. Als er sah, dass sie

entweder nichts zu sagen wussten oder nichts sagen wollten, entließ er sie und sagte nur finster: „Weh euch, wenn der Bursche doch in Barnow ist! Ihr kennt mich noch nicht, aber dann – bei Gott, dann sollt ihr mich kennenlernen!“

Die Männer gingen, und es ist kaum zu sagen, welche Trauer, Furcht und Betrübniß diese Kunde in der Stadt hervorrief. Der Bursche, um den es sich handelte, war ein braver, fleißiger Mensch; man durfte ihn nicht in seiner Not verlassen. Wenn er in Barnow blieb, so war das sehr gefährlich, denn Wollmann fand ihn doch, früher oder später; diesem Menschen konnte nichts verborgen bleiben. Wenn man ihn aber fortschickte, so ohne Pass, ohne alle Ausweise, so fingen sie ihn gewiss einige Meilen weiter. Man beriet lange hin und her, endlich kam Chaim Grünstein auf einen Einfall. Er hatte einen Verwandten, welcher Gutspächter in der Marmaros war, in Ungarn. Dorthin sollte der Bursche gleich in der Nacht nach dem Versöhnungstag abreisen und nur die Nächte zur Fahrt benützen. So konnte er seinen Drängern am sichersten entgehen. Alle stimmten bei, und erleichterten Herzens nahmen sie die große Mahlzeit ein, welche für das Durchfasten des Versöhnungstages stärken soll. Dann brach die Dämmerung herein, in der Betschule wurden die vielen, vielen Wachslichter angezündet, und die ganze Gemeinde eilte dorthin, bangen und zerknirschten Herzens, voll Demut und Reue. Denn das sind ja die schweren Stunden, wo wir zu unser aller Richter flehen, dass er uns gnädig sei und unsere Schuld vergebe. In weißem Gewand gingen die Frauen, in weißem Sterbekleid die Männer. Auch Chaim Grünstein und sein Haus gingen dahin, sich vor Gott zu beugen, darunter auch der arme Bursche, der vor Angst an allen Gliedern zitterte.

Als alle versammelt waren und der Gottesdienst beginnen sollte und Klein Mendele die Hand flach an die Kehle setzte, um die ersten Töne der „Kol-Nidra“ recht beweglich und zitternd hervorzubringen, entstand eine Bewegung an der Tür, gräfliche Trabanten besetzten den Ausgang, und an den Sitzreihen vorüber schritt langsam Herr Wollmann vor, bis er an der Thora-Lade stand, hart neben Klein Mendele. Dieser wich zitternd zur Seite, die Gemeindevorsteher aber traten demütig heran. „Ich weiß, dass der Bursche unter euch ist“, sagte Wollmann. „Wollt ihr ihn

jetzt herausgeben?“ Die Männer schwiegen. „Nun“, fuhr der Mandatar fort, „so werd’ ich ihn denn fassen lassen, wenn ihr das Bethaus verlasset. Und nicht nur er, ihr alle werdet des Abends gedenken, das versichere ich euch. Doch nun lasst euch nicht stören, betet nur immer zu. Ich habe Zeit, ich will zuhören.“ Totenstille folgte; nur von oben, aus der Frauenschul’, hörte man den schrillen Angstruf eines Weibes. Alle waren wie gelähmt vor Entsetzen. Dann aber fassten sie sich und erhoben die Blicke zu Gott. Stumm kehrten sie auf ihre Sitze zurück.

Klein-Mendele zitterte an allen Gliedern. Dann aber richtete er sich auf und begann die Töne der „Kol-Nidre“, jener uralten, einfachen Weise, die niemand vergessen kann, der sie einmal gehört hat. Zitternd und unsicher klang anfangs seine Stimme, dann aber ward sie immer mächtiger, und klar und voll und herzbewegend klang sie durch den Raum und über die Beter hin und empor zu Gott. So hat Klein-Mendele nie wieder gesungen wie an jenem Abend. Eine wundersame Weihe war über den Menschen gekommen. Wie er so sang, war er kein trällernd Männlein mehr, sondern ein gewaltiger Priester, der für sein Volk zu Gott die Stimme erhebt. Er dachte an die einstige Herrlichkeit und dann an die vielen Jahrhunderte der Schmach und der Verfolgung, und in seiner Stimme klang es, wie wir ruhelos gehetzt worden sind über die Erde, die Ärmsten unter den Armen, die Unglücklichsten unter den Unglücklichen. Und wie die Verfolgung noch nicht geendet hat und wie immer neue Dränger gegen uns den Arm erheben und wie immer neue Schwerter in unserem Fleische wühlen. All unser Leid klang in seiner Stimme, unser unsägliches Leid, unsere unzähligen Tränen. Aber noch etwas anderes klang darin, unser Stolz, unsere Zuversicht, unser Gottvertrauen. Oh, es ist nicht zu sagen, wie Klein-Mendele sang in jener schweren Stunde, – weinen, weinen, weinen musste jeder, und doch musste er wieder stolz sein Haupt erheben . . .

Die Weiber weinten laut, als er geendet; die Männer schluchzten; Klein-Mendele aber barg sein Antlitz in den Händen und brach zusammen.

Wollmann hatte sein Gesicht während des Gesanges der Thora-Lade zugekehrt, dann aber wendete er sich um. Er war entsetzlich

blass, seine Knie zitterten, der starke Mann konnte sich kaum aufrechterhalten. In seinen Augen flimmerte es wie von Tränen. Wankenden Schrittes, gebeugten Hauptes schritt er an Mendele vorüber und durch die Reihen gegen den Ausgang. Dort gab er den Trabanten einen Wink, ihm zu folgen . . . Was über ihn gekommen war, ahnte man wohl, man sprach es aber nicht aus.

Am Tage nach dem Fest ließ er Chaim Grünstein sich rufen und gab ihm einen unausgefüllten Pass und sagte nichts dazu, als: „Ihr könnt's vielleicht brauchen.“ Von da ab war er milde gegen uns. Es dauerte aber nicht lange. Im Frühling des „großen Jahres“ haben ihn die Bauern, die er einst sehr gequält, erschlagen . . .

Seht, ihr Leute, das ist die Geschichte von unseren Rettern. Und nun überdenket noch einmal, wer groß ist und wer klein, wer schwach und wer mächtig!“

(Aus „Die Juden von Barnow“, Geschichten von Karl Emil Franzos, 7. Auflage, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

## **Ausgewiesen** Von J. Löwenberg

**F**rühlingsglück! Die jungen Blüten  
Sonne sich im milden Strahle;  
Hell vom Neste schlägt die Amsel,  
Jauchzend springt der Bach zu Tale.  
Hoffnung winkt auf allen Wegen;  
Schaffensdrang und frohes Streben  
Glühn in jedem Menschenauge:  
Eine Lust ist es, zu leben!  
Eine Lust? O, sieh das Elend,  
Sieh die jammernden Gestalten!  
Kinder, die im Hungertode  
An der Mutter Brust erkalten.  
Jünglinge, die siech und elend,  
Sterbensmatt zusammenbrechen;  
Männer, deren hagre Züge  
Von Verzweiflungswahnsinn sprechen.  
Fernher aus der „lieben Heimat“  
Hat die Armen man vertrieben,

Weggerissen aus den Häusern,  
Von den Gräbern ihrer Lieben.  
Arm und bloß hinausgestoßen,  
Fortgejagt in Not und Grauen,  
Glücklich, wer das nackte Leben  
Rettet aus des Wolfes Klauen.  
Ruhlos, rastlos immer weiter!  
Nächtens vor dem Tag zu beben  
Und am Tag die Nacht zu fürchten:  
Eine Lust ist es, zu leben!  
Nein, doch Lust ist's, Not zu lindern,  
Heilen, wo die Wunden klaffen,  
Gegen Hass und Wahn zu streiten  
Mit der Liebe starken Waffen.  
Mit der Liebe starken Waffen  
Rüstet euch, ihr Brüder alle,  
Recht und Menschlichkeit wird siegen  
Und die Bosheit kommt zu Falle!

## II.

1. Welch wild' Gedränge auf dem Deck  
Von Kindern, Männern, Frauen!  
Ein Suchen, Rufen, Weinen, Schrein,  
Ein banges Vorwärtsschauen.
2. Aus hohlen Augen stiert die Not,  
Die Furcht: Wie wird sich's fügen?  
Und unermesslich tiefes Weh  
Spricht aus den hagnen Zügen.
3. Und doch ward euch das Scheiden schwer  
Vom Land, das euch geknechtet,  
Das mit der Willkür Tyrannei  
Verbannt euch und entrechtet.
4. Das ist das Erbteil eures Stamms:  
Mit festem Sinn zu hangen  
An allem, was einmal das Herz  
In Liebe heiß umfassen.

5. Das ließ, wenn auch verkümmert nur,  
Seit vielen hundert Jahren  
Der deutschen Sprache trautes Wort  
Beharrlich euch bewahren.
6. Das stärkte euch im Glauben stets  
Mit Wunderkraft aufs neue.  
Das war in der Verfolgung Nacht  
Der Leitstern euch: die Treue! — —
7. Die Pfeife schrillt, die Taue los!  
Der Rauch steigt aus dem Schlote.  
Durch düst're Wolken bricht ein Strahl,  
Ein lichter Friedensbote.
8. Fahrt wohl! Auf eurer Stirne glüht  
Der Hoffnung bleicher Schimmer.  
Fahrt wohl! Wohin der Kiel euch trägt,  
Erlösung winkt euch immer.
9. Ob fern der Freiheit Morgenhauch  
Euch grüßt als rüst'ge Farmer,  
Ob mitleidsvoll euch bald umfängt  
Der Tod, der Allerbarmer!

### III.

1. Im Zug der Ausgewies'nen stand  
Der bleiche, abgehärmte Knabe.  
Er trug die Geige unterm Arm,  
Sein Reichtum, seine ganze Habe.
2. So war er von dem Heimatsort  
Im fernen Russland ausgezogen,  
Nicht ahnend, dass man schnöden Sinns  
Ihn um sein Menschenrecht betrogen.
3. Der Vater und die Mutter tot,  
Die hatte's beide gut getroffen.  
Kein Freund, der liebend ihn beschützt,  
Die Geige nur sein Trost und Hoffen.

4. Wohin, mein armer Knabe, nun?  
Die schwache Hand, die zarten Finger  
Sind in des Lebens rauhem Kampf  
Gar schlechte, ungeschickte Ringer.
5. Du blickst zum Betteln viel zu stolz,  
Du kannst nicht an den Türen stehen  
Und um des Mitleids dürft'gen Sold  
Gesenkten Hauptes schüchtern stehen.
6. O, nimm die Geige aus dem Schrein,  
Und zieh von einem Land zum andern,  
Und spiel den harten Herzen vor  
Das Trauerlied vom ew'gen Wandern!
7. Lass deines Volkes trüb Geschick,  
Sein Leiden, Dulden, Hoffen, Ringen,  
Sein tausendjährig tiefes Weh  
In deinen Tönen wiederklingen!
8. Wenn das die Herzen nicht erweicht,  
Nicht auf zur Sühne ruft, mein Knabe,  
Dann spiel dir selbst ein letztes Lied,  
Und leg dich still zu Grabe.

(Aus „Aus jüdischer Seele“, Verlag M. Glogau jr., Hamburg.)

### **Ahasver.** Von J. Löwenberg.

**H**och stand er auf des Deckes Rand,  
Im Sturmwind flatterte sein Gewand,  
Und wie Schaum der brausenden Wogen  
Um Stirn und Wange hager und bleich,  
An Furchen und an Narben reich,  
Die weißen Haare flogen.  
Es starrte sein Auge in düsterer Glut  
Wie gähnender Abgrund in schäumender Flut.

Die Schiffer sprachen: Von Russland her  
Zog er mit Weib und Kind übers Meer,  
Das Kind liegt im Meere begraben;  
Es starb sein Weib im fremden Land,

Er selber ward wieder zurückgesandt,  
Man will keine Bettler dort haben.  
Nun treibt man ihn wieder, verlassen, allein,  
In die Heimat, ins alte Elend hinein.

Der Greis blickt auf die Wogen hinaus,  
Die zischend und tobend im Sturmgebraus  
Bis an die Reeling schlagen.  
Zerrissen Gewölk vorüberzieht,  
Und laut in der Windsbraut Wanderlied  
Tönen des Alten Klagen.  
Das ist kein russischer Flüchtling mehr,  
Das ist er selber — ist Ahasver!

Ruhlos, rastlos wie die Wogen wandern wir von Strand zu Strand,  
Seit Jahrtausenden vertrieben aus der Väter Heimatland.  
Wild umbraust vom Sturm des Hasses, von der Leidenschaft Orkan,  
Eine Möwe, flügelmüde, flatternd überm Ozean.

Wo sich neue Ideale rangen aus der Zeiten Nacht,  
Haben wir die ersten Opfer duldend, hoffend dargebracht.  
Als der Welt ward uns're Lehre, dass die Menschen gleich und frei,  
Schleppten Romas Söldnerscharen uns ins Joch der Sklaverei.

Als die kreuzgeschmückten Pilger ostwärts trieb des Glaubens Glut,  
Haben fromm sie ihre Wege rotgefärbt mit unserm Blut.  
Als verheißungsvoll im Westen aufgetaucht ein neues Land,  
Wurden wir aus Spaniens Fluren, aus den sonnigen, verbannt.

Wieder geht ein heißes Sehnen, geht ein Ringen durch die Welt,  
Wieder braust der Sturm verheerend über Judas schutzlos Zelt.  
Brause nur! Wie Kampf und Hoffnung dauert ewig mein Geschlecht,  
Ewig heimatlos wie Frieden, wie die Freiheit und das Recht.

Ewig? Ist's ein Gott gewesen, der zum Wandern mich verflucht?  
Nicht der Gott der Liebe war es, nicht der Gott, den ich gesucht.  
Stets noch harr' ich des Messias, der den Drachen niederringt,  
Der da Zwist und Zweifel tilget und der Welt Erlösung bringt.

Kommen wird er! Einmal endlich schwinden muss des Menschen Qual,  
Einmal alle licht umscheinen reiner Liebe Himmelsstrahl,  
Einmal alle stark umrauschen hehrer Freiheit Flügelschlag;  
Kommen wird er, sei's der Menschheit, sei's der Welten letzter Tag!  
Es schweigt der Sturm, als lausch' er dem Sang,  
Die Woge duckt sich am Klippenhang,  
Durch Wolken schimmern die Sterne.  
Der Alte schaut in die Nacht hinein,  
Sein Antlitz umstrahlt ein leuchtender Schein,  
Als sah' er das Heil in der Ferne.  
Auf springt der Sturm, wild tost das Meer —  
Am Maste still lächelnd steht Ahasver.

(Aus „Aus jüdischer Seele“ von J. Löwenberg. Verlag  
von M. Glogau jr., Hamburg.)

## **Die zwei Fremden.**

**W**enn du, lieber Leser, in die ehrwürdige, durch Alter und Bauart berühmte Synagoge zu Worms eintrittst, so erblickst du vor der heiligen Lade eine Lampe, aus welcher zwei Flammen den Widerschein ihres Lichtes auf den Vorhang der Bundeslade werfen. Schon ging manches Jahrhundert hin in das nimmervolle Reich der Vergangenheit, Geschlechter betraten und verließen im ewigen Wechsel die Bühne des Lebens, doch jene Lampe leert sich nimmer, die Flammen erlöschen nicht, und der Lichtstrahl beleuchtet immerfort den inneren Raum des Gotteshauses, als sollte nächtliches Dunkel niemals in ihm weilen, — geistige Finsternis niemals in ihn eindringen.

Und warum jene Lichter nie erlöschen? Weil der ewig leuchtende Glaube sie anzündet. — Einst, so erzählt die Sage, zog eine Prozession, eröffnet von dem Bischof, auch durch die sonst verschmähte, gemiedene Judengasse zu Worms. Was verkündet dieser seltene Besuch? Wird Freude er, wird er Leid bringen? . . . Immer größer wird die Menge, immer langer dehnt sich der Zug, und der tausendstimmige Gesang wirbelt wie des Sturmes Brausen durch die Luft und übertönt die Gebete und die Seufzer der Einwohner jener Gasse, die in banger Ahnung, von Schrecken und

Furcht befallen, in ihren Wohnungen sich einschlossen und das Ende der Prozession ersehnten. Ach, die Ahnung ward bald zur schrecklichen Wirklichkeit! Jener Gesang verstummte, und wie das Getöse des entfesselten Orkans erfüllte wildes Geschrei die Luft. „Von dem Dache eines Hauses,“ schrie die Menge, „goss ein Jude Wasser auf den Bischof und die ihm vorgetragenen heiligen Fahnen,“ und . . . „Tod! Tod allen Juden!“ war der einzige Schreckensruf, der nun zum Himmel empordrang. Alle Häuser wurden erbrochen; die unglücklichen Einwohner, Greise und Kinder nicht ausgenommen, wurden auf den freien Plan vor der Synagoge gezerzt, und „ein Opfer, ein Opfer,“ schrie der Bischof und die Menge, „fordert der beleidigte Gott, gebt den Schuldigen heraus!“ — Hierauf sprach der Rabbiner mit lauter Stimme, so dass alle Glieder seiner Gemeinde ihn hören konnten: „Geliebte, unglückliche Brüder in Israel! Gelobt sei Gott, der wahre Richter, er gibt das Leben, er nimmt es, er sei gepriesen in Ewigkeit. Haben wir unser Weh verschuldet — und Gott straft nicht umsonst —, so nehmen wir mit Liebe hin das Los aus seiner Hand und bringen wir uns, wie Erzvater Isaak, mit Freuden ihm zum Opfer dar; haben wir es nicht verschuldet und bereitet Gott uns eine schwere Prüfung, so bleiben wir standhaft vertrauend seiner Gnade. Ist ja heute der siebente Tag des Pessachfestes, an dem unsere Vorfahren durch das trockene Meer zogen; auch uns sollen die Ströme der Umwelt nicht erschrecken, Gottes Hand vermag uns aus mächtigen Fluten zu retten. Doch gäbe es einen unter uns, der wirklich das getan, dessen man uns beschuldigt, so trete er heraus und bekenne die Tat, auf dass er das Urteil abwälze von der schuldlosen Gemeinde, und nicht wie einst Achan Unschuldige das Unheil büßen mache. Den Anteil am ewigen Leben verliert der und ist hier und dort verdammt, durch dessen Unrecht schuldloses Leben verloren geht.“ — Der Rabbi schwieg; doch keiner trat vor, niemand war sich der angeschuldigten Tat bewusst. Einen Augenblick dauerte feierliche Stille, und selbst eine rasende Menge gelangte, wie es schien, zu Menschlichkeit; doch bald erhebt sich das Geschrei von neuem. „Ein Opfer, ein Opfer,“ schrie der Bischof und die Menge, „fordert der beleidigte Gott!“ und schon zuckte die Mordwaffe von allen Seiten, schon drang durch das Wutgeschrei der Menge der mutige, der letzte Glaubens-

ruf: „Schema Jisraël, adonaj elohenu, adonaj echod!“ zum Himmel empor, als . . . zwei Männer, groß und kräftig, durch die dichte Masse sich drängend, mit ihren starken Armen sich einen Weg bis zum Synagogenplatze bahnten und, hier angelangt, mit lauter Stimme riefen: „Haltet ein! Hier sind die Schuldigen, von dieser Gemeinde war es niemand, der euren Gott beleidigte.“ — Erstaunen fasste die Gemeinde, befriedigt und doch unbefriedigt war die brutale, blutgierige Menge. Doch schnell ward Holz herbeigeholt, ein Scheiterhaufen errichtet, und die zwei Männer verschwanden bald in den lichterlohen Flammen . . . kein Wort mehr vernahm man aus ihrem Munde. — Wer diese Männer waren? Man weiß nicht, wie sie hießen, man wusste nicht, woher sie kamen. Die Gemeinde aber war gerettet, und aus Dankbarkeit erhält sie für alle Zeiten die Lichter jener Lampe, die du, lieber Leser, vor der Bundeslade in der Synagoge findest, und auf welcher du die Worte: sch'ne orchim<sup>1)</sup> angeschrieben siehst.

(Israel. Jugendfreund.)

## **Die Zaubergans** Von Prof. Dr. B. Kuttner

Im 15. Jahrhundert geschah es einmal, dass eine mörderische Krankheit in der Stadt Worms wütete und viele Bürger ihr zum Opfer fielen. Doch in der Judengasse starb kein einziger.

Das machten sich die Judenfeinde bald zunutze; sie stellten Zeugen auf, die unter Eid bekundeten: sie hätten es gesehen, wie Juden um die Mitternacht aus ihrer Gasse sich geschlichen und in alle Brunnen Gift geworfen hätten.

Die Menge glaubte das sofort und fasste den Beschluss, an einem Tage alle Juden zu erschlagen: Männer, Frauen, Kinder, jung und alt. Dieser Tag fiel auf den 10. Ader.

Man kann sich das Entsetzen denken, als die Juden den Beschluss erfuhren. Sie schickten Abgesandte an den Bürgermeister und baten ihn, das Unheil abzuwenden.

Der Bürgermeister, der eben vor dem Tore seines Hauses stand, war sehr erstaunt; er wusste nichts von dem Beschluss. Er

---

<sup>1)</sup> Die beiden Fremden.

hob ein Stäblein, das er sich soeben frisch geschnitten hatte, schlug damit auf die dicke Kette, die am Schlosse hing, und sprach: „So wenig dieses Stäblein es vermag, die dicke Kette hier zu sprengen, so wenig habt ihr Böses zu erfahren.“

Doch wunderbar: die Kette sprang entzwei!

Da rief der Bürgermeister aus: „Wenn von dem Schlage dieses schwanken Stäbleins die Kette riss, so ist's ein Zeichen Gottes: er will den Tod der Juden! So nehme das Verhängnis seinen Lauf! Ich kann es nicht verhindern, will es aber auch nicht fördern.“

Da nun die Juden sahen, dass ihr Schicksal unabwendbar war, beschlossen sie, ihr Leben wenigstens so teuer hinzugeben wie nur möglich.

Als nun der unheilvolle Tag gekommen war, gingen die zwölf Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf das Rathaus, um dort in aller Form ihr Todesurteil zu vernehmen; es hatte aber jeder ein großes Messer unter seinem Mantel.

Im Rathaus saßen alle Herren schon versammelt; der Obmann las das Urteil und schloss es mit den Worten: „Des zur Straf' und Sühne sollen alle Juden miteinander sterben.“

Da riefen die zwölf Vorsteher: „Das ist erlogen und das Urteil falsch; und sollen alle Juden sterben, so sterbet ihr zuvor.“

Mit diesen Worten stürzten sie sich auf die Herren, ein harter Kampf entspann sich, bis die Juden überwältigt waren; doch lag auch mancher Ratsherr tot am Boden.

Indessen hob auch in den Straßen das Geschrei und Morden an; die Juden zogen, zehn bis zwanzig Mann vereinigt, durch die Straßen und töteten von Christen, wen sie konnten; die Frauen aber steckten manches Haus in Brand und mehrten so den Schrecken in der Stadt.

Das alles half den Juden freilich nicht, und das Ende war, dass alle Juden, die man finden konnte, ermordet wurden. Denn alle fand man nicht, weil manche Christen, die die Beschuldigung der Juden nicht als recht erkannten, in ihrem Hause sie verbargen.

Das wusste man; doch mochte man nicht jedes Haus durchsuchen; man griff deshalb zu einem Zaubermittel. Durch Zauber-

bann ward eine Gans gezwungen, auf das Dach der Häuser hinzufliegen, in denen man noch Juden finden konnte. Die mussten dann sofort herausgegeben werden und gleichfalls sterben.

Zur selben Zeit befand sich in der Stadt ein fremder Jude, der auch in weltlicher Gelehrsamkeit bewandert war und ganz besonders gut Latein verstand; der war deshalb befreundet mit dem Pfarrer und wurde von ihm in seinem Hause verborgen. Wie nun die Zaubergans von Haus zu Hause flog und angab, wo sich noch ein Jude fand, geriet der Pfarrer und sein Gast in Angst.

Doch dieser sprach zu seinem Wirt: „Ich weiß ein Mittel, das mich und manchen andern Juden retten kann“. Und als der Pfarrer dieses hören wollte, fuhr er fort: „Ihr wollt doch eben in die Kirche gehen, um zu predigen. So leihet mir ein Priesterkleid und nehmt mich mit und stellt mich der Gemeinde als Amtsgenossen vor und lasset mich statt Eurer predigen!“

Nach einigem Bedenken willigte der Pfarrer ein, der Jude legte Priesterkleidung an, und beide gingen in die Kirche.

Sobald der Jude auf der Kanzel stand, hub er gewaltig an zu predigen, dass alle sich verwunderten. Mit dem Gebot der Nächstenliebe fing er an, dem wichtigsten Gebot, das Gott gegeben, und das sie gleichwohl nicht genug beachtete; wie sie vom blinden Hass sich leiten ließen, vom Hass zu Mord und Totschlag übergangen; so sei das jüngste Judenmorden auch zur Folge ihres Hasses, denn die Juden seien ganz unschuldig. „Und nicht genug,“ so schloss er seine Rede, „dass ihr das göttliche Gebot: ‚Du sollst nicht morden‘ aus eurem Herzen stoßet, so sündigt ihr auch noch durch Zauberei und Aberglauben. Oder meint ihr etwa, eine dumme Gans vermöge euch unfehlbar Wahres zu verkünden? Habt ihr noch nichts von trügerischer Zauberei gehört? Habt acht, ob eure Gans sich nicht noch einmal auf die Kirche setzt, in der doch sicherlich kein Jude ist. So lasset endlich ab von eurem Tun! Die Juden haben, ob sie gleich unschuldig sind, zumeist den Tod gefunden; wenn sich noch einer irgendwo verbirgt, so lasset ihn in Frieden leben!“

Er war noch kaum zu Ende, als sich ein Geschrei erhob: „Die Gans sitzt auf dem Kirchendach! Die dumme Gans! Hier in der Kirche gibt es keinen Juden! Der Prediger hat recht: die Zauberei ist trügerisch! Fort mit der Gans!“ So klang es durcheinander.

Und als sie aus der Kirche kamen und auf dem Dach die Gans erblickten, bereuten sie, was sie getan, und mit dem Glauben an den Zauber war es aus.

Der 10. Adar aber ist in Worms ein Fasttag bis auf diesen Tag.

(Aus Kuttners „Sagen und Legenden“. Verlag von J. Kauffmann. Frankfurt a. M.)

## **Nürnberger Tonpuppen.** Von Wilhelm Ofenstein.

Im Jahre 1859 besserten einige Arbeiter das schadhafte Pflaster des Hauptmarktes in Nürnberg aus. Bei den notwendigen Ausgrabungen fanden sie mehrere Puppen, Wickelkinder, Reiter und Töpflein aus gebranntem Tone. Nach Aussage der Gelehrten stammten sie aus dem 14. Jahrhundert. Der seltene Fund kam ins Germanische Museum. Als der Erzähler hier das Tonspielzeug sah und nachdachte, wie es wohl vor mehr als 500 Jahren unter das Pflaster gekommen sei, flüsterte ihm eine der zierlichen Tonpuppen die folgende Geschichte heimlich zu:

Langsam und knarrend fuhr an einem Spätherbsttage des Jahres 1348 ein schwerer, von vier starken Pferden gezogener Frachtwagen durch den Reichswald gegen Nürnberg. Eine Anzahl bewaffneter Reiter gab dem Fuhrwerk, das mit wertvollem Kaufmannsgut beladen war, schützendes Geleite. Denn schlimme „Strauchritter“ überfielen oft aus dem Hinterhalte die Kaufleute und raubten sie aus. Hinter dem schweren Wagen schob mühsam ein älterer Mann einen Karren vor sich her. Der spitzhohe rote Hut kennzeichnete ihn sogleich als Juden. Es war Salomon Gerson, ein Topfhändler aus Nürnberg, der unter dem gutmütig gewährten Schutze der bewaffneten Schar von einer Handelsfahrt durch das Land heimkehrte. Von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf war er mit seinen Töpferwaren gezogen und hatte die vielbegehrten guten Schüsseln, Teller und Töpfe des bekannten Meisters Haller verkauft.

Wochenlang war Gerson unterwegs gewesen. Wochenlang hatte er seine lieben Angehörigen nicht gesehen. Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte bei dem Gedanken an das Wiedersehen mit ihnen. Wie würden sich seine beiden Kinder, der zehnjährige Jonathan und die achtjährige Rahel, über die rotbackigen Äpfel und saftigen Birnen freuen, die er ihnen mitbrachte!

Unter solch frohen Gedanken hatte Gerson mit seinen Beschützern den großen düsteren Föhrenwald durchquert. Wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs tauchte plötzlich die stolze Pegnitzstadt auf. Stark und stattlich reckte sich auf hohen Felsen die trutzigliche Burg empor. Alle die kleinen und großen Häuser, welche sie umdrängten, wurden von den beiden schlanken Türmen der herrlichen Sebalduskirche überragt. Unter einem riesigen Holzgerüste entstand ein neues stolzes Münster, die Lorenzkirche. Ein starker Mauergürtel mit zahlreichen Wehrtürmen umschloss schützend die schöne Stadt.

Polternd fuhr nach kurzer Zeit das Fuhrwerk durch das stark bewehrte Frauentor in die Stadt. Der Frachtwagen lenkte durch die engen Gassen der Ratswage zu, wo die eingebrachten Güter gewogen werden mussten und eine Steuer zu entrichten war. Das glückliche Einbringen einer Wagenladung bedeutete für die Nürnberger immer ein Ereignis. Aus den Fenstern vereinzelter großer Steinhäuser winkten die wohlhabenden Bürger dem heimkehrende Kaufmann freudig zu. Nicht weniger froh begrüßten aus den kleineren Fachwerkhäusern die minder Bemittelten die allorts bekannten Fuhrleute und Reitknechte.

Gerson war unterdessen durch eine Seitengasse dem inmitten der Stadt gelegenen Judenviertel zugeeilt. In der oberen Judengasse bewohnte er ein einfaches Haus, das in seinem Erdgeschoß den kleinen Töpferladen enthielt. Mit Jubel und Freude wurde der müde Mann von seinen Angehörigen empfangen. Er erzählte ihnen von seiner mühsamen Fahrt, von dem ansehnlichen Gewinn, den er mitgebracht, aber auch von den mancherlei Anfeindungen und Drangsalen, welche er als Jude erduldet hatte.

Am nächsten Morgen machte sich Gerson auf den Weg zum Töpfermeister Haller, um neue Waren zu bestellen. Seine beiden Kinder durften ihn begleiten. Ihre Freude war groß; denn sie kamen selten in die Stadt, und in den verschiedenen Gassen gab es doch so vielerlei für neugierige Kinder zu sehen und zu hören.

Gleich in der Tuchgasse sahen sie, dass wieder einmal ein schwerer Wagen im Schlamm stecken geblieben war. Wohl ein Dutzend kräftiger Männer musste helfen, bis die stampfenden Pferde das Fuhrwerk wieder weiter zu ziehen vermochten. Es war nur

gut, dass bei dem schmutzigen Wetter wenigstens für die Fußgänger schmale Steinwege an den Häusern entlangliefen. Jonathan und Rahel blieben immer einmal stehen, um voll Neugier durch die Halbtüren in die Werkstätten der verschiedenen Handwerker zu schauen. Beim Kupferschmied wurde an kunstvollen Kannen, Kesseln und Pfannen gearbeitet. Meister Schlosser und seine Gesellen hämmerten und feilten an prächtig geformten Türbeschlägen, Türklopfern und Fenstergittern. In der Arbeitsstätte des Bildhauers gab es reichgeschnitzte Truhen, Schränke und Tische zu sehen. Der Waffenschmied fertigte scharfe Speiße, Dolche und Schwerter. Der Büttner und seine Gehilfen trieben die Reifen eines großen Fasses an. Die engen Gassen schallten und hallten von ihren kräftigen Schlägen. Die größte Pracht aber war bei den Goldschmieden zu schauen. Glänzende Ringe, Ketten und Pokale fesselten das Auge. Vater Gerson musste wiederholt seine Kinder zum Weitergehen mahnen.

Endlich erreichten sie die freundliche Werkstatt Hallers. Der tüchtige, allzeit frohe Meister hatte sich seine Werkstatt auch an einem frohen, lustigen und gesunden Punkte, am Burgberg, errichtet. Von hier aus konnte er über die tiefer liegenden Häuser hinweg weit in die große Ebene schauen.

Vor dem Hause hatten die Kinder des Töpfers, der neunjährige Johannes und die einige Jahre jüngere Walburga aus Sand den Burgberg mit seiner stolzen Burg nachgebildet. Kleine gepanzerte Burgreiterlein auf schlanken Pferdchen, die ihnen der Vater in seinen Mußestunden gefertigt hatte, ritten stolz den Berg hinan. Auf der Burg standen zierliche Tonfräulein zum Empfang in der Tracht der Zeit: mit der großen gefälteten Haube, im enganliegenden, an der Brust zugeknöpften Rocke und dem breiten, tief und lose umgelegten Gürtel. Kleine Wickelkinder lagen im Burggärtlein. Niedliche Töpflein, Schalen und Schüsselein mit köstlichen Sandkuchen waren für das Festmahl bereitgestellt. Voll Verwunderung schauten Jonathan und Rahel auf das prächtige, nie gesehene Tonspielzeug. Jubelnde Freude erfasste sie, als die Töpferskinder sie zum Mitspielen einluden. Vater Gerson war unterdessen bei Haller eingetreten. Der Meister saß an seiner Drehscheibe und fertigte einen kunstvoll geformten Tonkrug. Voll

Freude vernahm er das Lob Gersons über die gelieferten Tonwaren und erklärte sich gerne bereit, neue Vorräte anzufertigen. Gerson erzählte ihm von seiner letzten Handelsfahrt und von dem hohen Ansehen, das die Stadt Nürnberg im Lande genieße. Nebenbei kam er auch auf das reizende Tonspielzeug zu sprechen, das er bei den Töpferskindern gesehen, und gab als weitblickender Geschäftsmann Haller den Rat, solch Spielzeug in Masse herzustellen. Meister Haller versprach, den Plan zur Ausführung zu bringen.

Gerson begab sich dann wieder auf den Heimweg, und Haller begleitete ihn bis unter die Haustüre. Da bot sich ihnen ein glückliches Bild. Die Töpferskinder und Judenkinder spielten in lieblicher Eintracht eifrigst mit den zierlichen Tonfiguren. Nur schwer, unter dem gegenseitigen Versprechen, recht bald wieder miteinander spielen zu wollen, trennten sich die Kinder. Diese erste Begegnung war der Anfang einer innigen, zu damaliger Zeit seltenen Freundschaft zwischen Christen- und Judenkindern. Fast täglich trafen sie sich zu frohem Spiele, bald am Burgberg, bald in der oberen Judengasse.

Auf dem Heimwege ging Gerson mit seinen Kindern durch den Wochenmarkt. Dieser zog sich vom Rathaus, am Judenviertel entlang, bis zur hölzernen Fleischbrücke. Hier gab es erst recht viel zu sehen. In zwei langen Reihen stand Bude an Bude; die Meister eines Handwerks hatten immer ihre Verkaufsstände nebeneinander. Tucher und Messerer, Seiler und Drechsler, Büttner und Schuster usw. boten hier ihre Waren feil. Städter und Landvolk umdrängten die Stände und füllten die enge Marktstraße aus. Es war für Gerson und seine Kinder nicht leicht, durch dieses Gedränge zu kommen. Der mächtig aufstrebenden Stadt Nürnberg fehlte ein großer, inmitten der Stadt gelegener Marktplatz.

Zum Ärger der Bürger lag hier das Judenviertel. Beim Anblick desselben stieg wohl bei vielen Marktbesuchern der wenig christliche Wunsch auf: wenn man nur das Viertel mitsamt den Juden entfernen dürfte! Dieser Wunsch ging eher in Erfüllung, als man dachte.

Der Kindleinsmarkt an Weihnachten 1348 brachte den Nürnberger Buben und Mägdlein eine große Überraschung. Unter den vielen Verkaufsständen hatte auch Meister Haller eine einfache

Bretterbude errichtet. An langen Schnüren hingen prächtige Tonreiterlein, Puppen und Wickelkinder; auf dem Verkaufstische lagen in bunter Menge Töpflein und Kännlein, Schüsselein und Tellerlein. Auch größere Tonpuppen mit einer guldengroßen Vertiefung auf der Brust, darin die Erwachsenen ihren Patenkindern den Patenpfennig überreichen konnten, wurden feilgeboten. War das ein Gedränge um Hallers Stand! Alle Kinder wollten die hübschen Sachen sehen und kaufen. Meister Haller machte ein vorzügliches Geschäft. Er war seinem Kunden Gerson herzlich dankbar für die glückliche Anregung. Dieser bestellte bald selbst eine größere Menge Tonspielzeug, um es auf seinen Handelsfahrten draußen im Lande zu verkaufen. Überall fand er guten Absatz, bei dem Bauernkind in der einfachen Lehmhütte sowohl wie bei den Ritterskindern auf trotzig stolzer Burg.

Der Frühling war unterdessen wieder ins Land gekommen. Die Nürnberger wurden aber seiner nicht recht froh. Durch die Frühjahrsnässe wurden vielfach die Wohnungen feucht, und die Folge war, dass massenhafte Erkrankungen eintraten. Angst und Entsetzen ergriff vollends die Leute, als heimkehrende Kaufleute das schlimme Gerücht mitbrachten, der schwarze Tod, die furchtbare Pest, ziehe wieder durch die Lande.

Das schreckliche Gerücht bewahrheitete sich nur zu bald. Italienische Schiffe hatten die Beulenpest von Ägypten nach Sizilien und Genua gebracht. Schnell durchzog sie Italien, stieg über die Alpen, verbreitete sich todbringend über alle Länder Europas und raffte mehr als 25 Millionen hinweg. „Die Pest begann mit einem Fieber, dem bald Bewusstlosigkeit folgte; Zunge und Gaumen wurden blau, der Atem übelriechend, der ganze Körper bedeckte sich mit schwarzen Flecken, aus welchen Eiterbeulen entstanden.“ Die Befallenen starben meist nach einigen Tagen, oft schon nach wenigen Stunden.

Immer mehr näherte sich das große Sterben der Stadt Nürnberg. Der von Augsburg heimgekehrte Fuhrmann Henlein war das erste Opfer der Pest, und viele, viele folgten. Durch die mangelhaften gesundheitlichen Einrichtungen der Stadt, durch den tiefen Stand der Heilkunde und nicht zum wenigsten auch durch den grassen Aberglauben der Bevölkerung wurde die verheerende

Wirkung der Seuche noch gefördert. Die enggebauten Gassen und die hohen Stadtmauern verhinderten überdies einen freien, gesunden Zugang von Luft und Licht. „Schauerlich war es, wenn in nächtlicher Stille die schwarzen Leichenkarren gespenstisch mit hochaufgeschichteten Leichen bei dem Scheine von Pechfackeln durch die totenstillen Straßen fahren.“

Auch bei Gersons hielt der schwarze Tod Einkehr und raffte trotz der sorgfältigsten Pflege die schwächliche, treubesorgte Mutter Rebekka zum großen Schmerze ihrer Angehörigen hinweg.

Die Familie des Töpfermeisters Haller blieb in ihrer luftigen und gesunden Wohnung am Burgberg von der Pest verschont. Wochenlang sahen sich jetzt die Spielkameraden Johannes und Jonathan wegen der großen Ansteckungsgefahr nicht.

Immer noch stieg die Todesnot; immer tiefer sank der Lebensmut der Menschen. Voll Verzweiflung fragten sie sich, woher das große Sterben komme. Da tauchte die Ansicht auf, die Pest könne nur die gerechte Strafe Gottes für die Lasterhaftigkeit der Menschen sein. Um nun Gott wieder zu versöhnen, vereinigten sich Hunderte der fieberhaft Erregten und Geängstigten und zogen Buße tuend durch die Lande. Angetan mit düsteren Gewändern, mit einer dreiriemigen Geißel sich den Rücken blutig schlagend, wallten sie singend und betend von Kirche zu Kirche, von Dorf zu Dorf. Man nannte sie Geißler oder auch Flagellanten. Wohin sie kamen, läutete man mit den Glocken, und das Volk strömte herbei, ihren Gesang zu hören und ihren Bußübungen beizuwohnen. Sie predigten dem Volke, dass die Ursache des großen Sterbens die Lasterhaftigkeit der Menschen und besonders die Bosheit der Juden sei, welche die Brunnen vergiftet hätten.

Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von der Brunnenvergiftung von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt und entflamnte fast überall in Deutschland die Volkswut zu den unglaublichsten Greuelthaten gegen die Juden.

Auch die Nürnberger Juden blieben nicht verschont. Sie hatten infolge ihres weitverzweigten Handels, ihrer Mäßigkeit und Sparsamkeit große Reichtümer angesammelt, und viele Bürger waren ihre Schuldner. Die kostbarsten Pfänder wanderten in die Judengassen. So entstand mehr und mehr glühender Hass gegen die

Juden. Auch ihre stattlichen Häuser am Markte inmitten der Stadt erregten den Neid vieler Christen. Als dann während der Pestzeit die Juden verhältnismäßig weniger von der Seuche heimgesucht wurden als die Christen — vielleicht wegen größerer Mäßigkeit und besserer Pflege ihrer Kranken —, wurde das Volk in seinem unseligen Wahne von der Brunnenvergiftung noch bestärkt, und der Hass stieg immer mehr.

Gerson und seine Glaubensgenossen mochten wohl das drohende Unheil ahnen. Selten mehr sah man einen Juden auf der Straße. Selten kamen deshalb auch die Töpfers- und die Judenkinder, die trotz der herrschenden Erbitterung treue Freundschaft hielten, zu heiterem Spiele zusammen. Auf Umwegen, durch einsame Gässlein schlichen Jonathan und Rahel manchmal zum Burgberg. Wenn auch oft hasserfüllte Blicke und drohende Worte sie erschreckten, so gingen sie doch immer wieder gern zu Hallers. Die treubesorgte Liebe der Mutter, die freundlichesten Teilnahme des Töpfermeisters und die innige Zuneigung von Johannes und Walburga taten den Herzen der einsamen Halbweisen wohl.

In diesen schweren Tagen kam zu allem Unheil auch eine Geißlerprozession nach Nürnberg. Feierliches Glockengeläute begrüßte die Schar beim Einzuge in die Stadt. Alt und jung eilte herbei, um die eigenartige Prozession zu sehen. Voraus schritt ein hagerer Geißler und trug ein großes, mit Trauerflor umhängtes Kreuz. Ihm folgten in langer Reihe paarweise die barfüßigen Geißelbrüder in düstergrauen Röcken, den Oberkörper entblößt, in der einen Hand eine flackernde Kerze, in der andern die Geißel. Dumpf, ernst und schwermütig hallte ihr einförmiger Wechselgesang durch die engen Gassen. Das Volk schaute mit Grausen auf die Schar und atmete schwer. Vor der Spitalkirche wurde halt gemacht. Ein hochgewachsener, finsterner Geißler stand plötzlich auf der Kirchentreppe. Seine dunklen, glühenden Augen bohrten sich gleichsam in die Menge. Feierliche Stille trat ein. Langsam und dumpf sprach er von der Lasterhaftigkeit der Menschen und von dem großen Zorne Gottes. Lauter wurde die Stimme, als der Geißler zur Abwehr der göttlichen Strafe Buße und Besserung gebot. Gellend hallte sie, als er zuletzt die Menge zum Kampfe gegen die Juden ausforderte. Immer mächtiger stieg der grimme

Hass gegen die Juden. Am schlimmsten trieb es der verrohte Pöbel und das von auswärts zugelaufene Gesindel. Für diese zuchtlosen Menschen bot sich jetzt die beste Gelegenheit, sich mit den Schätzen der Juden zu bereichern. Die hasserfüllten, bedrückten Schuldner hofften bei einer ausbrechenden Judenverfolgung, sich von den Schuldforderungen freimachen zu können.

Vom Rate der Stadt hatte man einen Schutz der Juden nicht zu erwarten. Eine Abordnung des Rates hatte sich ja eigens an das Hoflager Karl IV. zu Prag begeben und dort die unrühmliche Erlaubnis zur Vertreibung der Juden und zur Niederreißung ihrer Häuser erwirkt, um einen geräumigen Marktplatz zu schaffen. Schon hatte der Rat der Stadt die Juden von der Anordnung des Kaisers in Kenntnis gesetzt und als Tag des Auszuges den Nikolaustag des Jahres 1349 festgesetzt. Die unglücklichen Juden wurden genötigt, mit Weib und Kind, beladen mit den wertvollsten Habseligkeiten, ihr altes Heim zu verlassen.

Gegen Nachmittag dieses Tages rottete sich in der Berggasse ein wüster, teilweise bewaffneter Pöbelhaufen zusammen und beschloss, das Judenviertel zu stürmen und zu plündern. Johannes, der zum Adlerwirt am Milchmarkte einige Töpfe und Schüsseln getragen hatte, musste auf dem Heimwege an der erregten Menge vorbei und hörte von ihrem schrecklichen Vorhaben. Da stieg eine fürchterliche Angst in ihm auf: sein lieber Freund Jonathan und dessen Vater und Schwester schwebten ja in der größten Gefahr. So schnell er laufen konnte, eilte er der oberen Judengasse zu und hinterbrachte die Schreckensbotschaft. Eilends rafften die Bedrohten die wertvollste Habe zusammen. Die Kinder hätten gerne ihre geliebten Tonspielsachen mitgenommen. Es gab aber wertvollere Sachen zu tragen. Jonathan versteckte deshalb noch schnell das Spielzeug in einer finsternen Ecke des kleinen Ladens. Dann verließen die Unglücklichen ihr Heim, um es nie wieder zu sehen.

Auf großem Umwege führte Johannes die Bedrohten in das schützende Haus seines Vaters. Voll inniger Liebe und Teilnahme wurden sie hier aufgenommen. Schaudernd hörten sie vom Fenster aus, wie sich die tobende Menge dem Judenviertel zuschob.

Die verschlossenen und verrammelten Türen der Judenwohnungen widerstanden nicht lange der rohen Gewalt. Fluchend

und schreiend drangen die Wütenden in die Judenhäuser ein. Herzzerreißend war das Jammergeschrei der zurückgebliebenen Juden. Die abstoßendsten Bilder roher Plünderung, wüster Zerstörung und grausamen Mordens spielten sich im nächtlichen Dunkel ab. Die Schuldverschreibungen wurden zerrissen und kostbare Pfänder und wertvolles Hausgerät hinweggeschleppt. Selbst an Kaminen, Fenstern, Wänden und Dächern ließen die Entmenschten ihre Wut aus. Alles wurde zerstört, und einzelne Häuser wurden niedergebrannt. Das Judenviertel glich einem wüsten Trümmerhaufen.

Die besseren Bürger — zur Ehre Nürnbergs sei es gesagt — waren redlich bemüht, den unglücklichen Juden Zuflucht in ihren Häusern zu bieten und für sie an Habe zu retten, soviel zu retten war. Die städtischen Behörden hingegen wehrten diesen Greueln nicht. Ebenso wenig schritten sie gegen den rohen Pöbel ein, als er die noch lebenden Juden vor die Stadt hinaustrieb, um sie auf loderndem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Ulman Stromer schrieb darüber kurz in seine Chronik:

„Ano domini 1349 die juden hi waren gesessen zu mittelst  
auf dem platz . . . Die juden burden (wurden) verprant an sant Niclos  
abend anno alz vor geschriben stet.“ — —

Die Schreckensnacht war vorüber. — Gerson und seine Kinder rüsteten sich zeitig zum Aufbruch; in Nürnberg konnten sie ja nicht mehr bleiben. Sie beschlossen, nach Bamberg überzusiedeln. Dort hofften sie bei Verwandten für die erste Zeit Obdach zu finden. Meister Haller und seine Kinder ließen es sich nicht nehmen, den armen Vertriebenen eine große Strecke Wegs das Geleite zu geben. Unter Tränen nahmen die Kinder voneinander Abschied. Johannes schenkte seinem lieben Freunde noch ein prächtiges Tonreiterlein, und Walburga gab Rahel die schönste ihrer Puppen zum Andenken mit. Haller und Gerson drückten sich nur stumm die Hand; ihre Blicke versicherten sich gegenseitig der Fortdauer ihrer Freundschaft. Lange noch winkten sich die Kinder zu, bis der Wald die Vertriebenen aufnahm.

Drei Jahre vergingen. Die schreckliche Pest war längst erloschen, und die Gemüter hatten sich wieder beruhigt. Viele Juden, die rechtzeitig geflohen waren, kehrten nach Nürnberg zurück und

erhielten das Taschentel oder die alte Hofstatt, eine nicht mehr angebaute Brandstätte vom Jahre 1340, zur Neuansiedelung zugewiesen. Auch Gerson und seine Kinder kehrten in die Heimat zurück und wurden von der Familie Haller mit Jubel und Freude empfangen.

Das Judenviertel war unterdessen eingeebnet worden; manche Habe der Juden, auch das Tonspielzeug von Jonathan und Rahel, lag unter dem großen Platze verschüttet. Auf Wunsch des Kaisers wurde an Stelle der Judenschule die Liebfrauenkirche gebaut. Einige Jahre später spannte sich über das ehemalige Judenviertel ein starkes Pflaster. — Als man nach fünf Jahrhunderten die Tonpuppen der Judenkinder wohl erhalten unter dem Pflaster des Hauptmarktes fand, war eine bessere, duldsamere Zeit angebrochen. Am 14. Dezember 1849 hatte die bayerische Abgeordnetenkammer die Gleichberechtigung der Juden mit den Christen beschlossen, und heute wohnen Christen und Juden in Nürnberg wie in ganz Deutschland als gleichberechtigte Volksgenossen einträchtig nebeneinander.  
(„Jugendlust“ Nürnberg.)

## **Der Zar und der Rabbi.** Von Albert Katz.

**E**s war im Jahre 1840. Kaiser Nikolaus besichtigte die in den West-Gouvernements und im Königreiche Polen stehenden Truppen und besuchte aus diesem Anlass auch die Stadt Homel im Gouvernement Mohilew, wo zurzeit die von den Generälen Rodinger und Baron Offenberg befehligten Infanterie- und Kavallerieregimenter stationiert waren. Der Zar war auf derartigen Reisen kein Freund von Empfangsfeierlichkeiten und sah es nicht gern, wenn seitens der städtischen Behörden ihm zu Ehren besonderer Aufwand getrieben wurde. Sein Aufenthalt in den Inspektionsorten währte gewöhnlich zwei oder drei Tage. In früher Morgenstunde sah man ihn an der Spitze der Truppen dem Exerzierplatze zueilen, wo er in eigener Person das Kommando führte. Nach des Tages Mühen liebte er es, in einfacher Offiziersuniform ohne jede Begleitung einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen, und so lustwandelte der Zar zuweilen, in Gedanken versunken, stundenlang, froh, wenn er, der Gefürchtete, von niemandem erkannt wurde. Selbst in Warschau, unter den zur damaligen

Zeit nach Revolution lechzenden Polen, ließ er es sich nicht nehmen, ohne Schutz und Begleitung in den Irrwegen des Lazenkagartens zu promenieren, und die Gendarmen, denen des Zaren Naturell nicht unbekannt war, hüteten sich, ihm auf seinen einsamen Spaziergängen in den Weg zu geraten.

Auch hier in Homel blieb der Zar seiner Gewohnheit treu. Es war ein heißer Sommertag. Die Sonne sandte glühenden Brand nieder, der Staub der ungepflasterten Straßen der Stadt glühte wie Kohlen, und Mensch und Vieh verbarg sich vor der sengenden Glut des Tagesgestirns. Man atmete auf, als in den ersten Nachmittagsstunden dunkle Wolken das Firmament umzogen und dann erquickenden Regen niedersandten. Ein frischer Lufthauch durchzog die Straßen der Stadt. In einen leichten Sommermantel gehüllt, eine weiße Offiziersmütze auf dem Haupte und einen Spazierstock in der Rechten, verließ der Zar gegen Abend seinen Palast und begab sich wie gewöhnlich ohne jegliche Begleitung nach der Linden-Allee außerhalb der Stadt. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne, von rötlichen Wolken umgeben, spiegelten sich in den vergoldeten Kirchtürmen, dann tauchten die purpurbauen Schatten des Abends auf, und die Fläche des Sees zur Rechten des Fahrwegs erzitterte in mattgoldenen und violetten Farben. Ergriffen von dem herrlichen Abendbilde stand der Zar in anbetender Bewunderung der Majestät der göttlichen Natur, als er plötzlich aufhorchte; denn er vernahm nahende Schritte, und sich umwendend, gewahrte er einen ehrbar aussehenden alten Juden. Eine Weile standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber, ohne die prüfenden Blicke voneinander zu wenden. Endlich winkte der Zar den Juden heran. Gemessenen Schrittes näherte sich jener und fragte: „Sie wünschen, mein Herr?“

„Warum nimmst du den Hut nicht ab?“ gab der Zar gemüthlichen Tones die Frage zurück. „Weißt du denn nicht, wer und was ich bin?“

„Und wissen Sie, mein Herr, wer und was ich bin?“

„O, dazu,“ lachte der Zar, „gehört nicht viel; wer würde es nicht gleich beim ersten Anblick merken, dass du ein ‚Zyd‘ bist?“

„Zyd, Zyd,“ wiederholte der Jude gelassen, aber unwilligen Tones. „Herr! Wenn meine Augen mich nicht täuschen, gehören Sie zur besseren Gesellschaft, und deshalb muss ich mich um so

mehr wundern, dass Sie sich eines solchen Schimpfwortes bedienen. Ich setze voraus, dass Sie die fünf Bücher Moses, die Propheten und Psalmen gelesen haben. Fanden Sie in diesen auch Ihnen heiligen Büchern je das Wort ‚Zyd‘? Die Juden sind in unverbrüchlicher Treue ihrem Gott und ihrem Kaiser ergeben und verdienen diesen Schandnamen nicht. Da Sie, ein Mann der besseren Gesellschaft, mich mit ‚Zyd‘ anredeten, gebietet mir mein Ehrgefühl, Ihnen nicht weiter Rede zu stehen — Adieu!“

Der Zar merkte, dass der Zufall ihm einen Mann in den Weg geführt, der nicht wusste, dass er vor dem mächtigen, gefürchteten Kaiser Nikolaus steht. Das amüsierte ihn, er hielt den Juden am Rockärmel zurück und sagte beschwichtigend: „Entschuldigen Sie, ich wollte Sie keineswegs beleidigen . . . Sind Sie aus Homel?“ „Nein!“ „Sie haben wohl hier Geschäfte zu erledigen?“ „Auch das nicht!“ „Und was sonst hat Sie hergeführt?“ „Ich kam, um den Kaiser zu sehen.“ „Ach so! Sie haben wohl ein Gesuch zu überreichen?“ „Bewahre! Ich bin, Gott sei Dank, mit meinem Los zufrieden und verfolge mit meiner Reise keinen anderen Zweck, als unseren glorreichen Kaiser, für den wir allsabbatlich beten, und dem wir in Liebe und Ehrfurcht ergeben sind, von Angesicht zu Angesicht zu schauen und alsdann den Gott unserer Väter mit den Worten zu preisen: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du von deiner Herrlichkeit mitgeteilt hast dem Sterblichen.“ „Haben Sie denn den Kaiser noch niemals gesehen?“ „Nein“, erwiderte der Jude, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust. „Aber warum haben Sie nicht die Gelegenheit wahrgenommen, ihn heute nachmittags, als er an der Spitze der Truppen vom Exerzierplatz in die Stadt einrückte, sich anzusehen?“ „Weil ich leider zu spät hier angelangt bin. Wie glücklich würde ich mich schützen, wenn es mir wenigstens morgen gelingen würde, ihn zu sehen!“ „Sind Sie ein Kaufmann?“ „Nein. Ich bekleide ein Ehrenamt in einer jüdischen Gemeinde.“ „Dann sind Sie gewiss Rabbiner!“ „Ja, Herr! Diesmal haben Sie richtig geraten: ich bin Rabbiner.“ „In der hiesigen Gemeinde?“ „Nein, in einer viel größeren.“ „In Berditschew?“ „Nein, auch nicht in Berditschew; ich bin der Rabbiner von Sklow. Nun wissen Sie, wer und was ich bin.“

Sklow war damals wegen der vielen Gelehrten und weltbekannten Rabbinen, die dort lebten und wirkten, rühmlichst bekannt. Der Zar, der von dieser Gelehrtenstadt Kenntnis gehabt haben mochte, entblökte lächelnd sein Haupt und sprach: „Nun begreife ich, warum Sie den Hut nicht gelüftet haben, als Sie mich trafen . . . Aber ich glaube,“ fuhr der Zar nach einer kurzen Pause fort, „auch wenn Sie Rabbiner von Sklow sind, wäre es doch Ihre Pflicht gewesen, den Hut vor mir zu ziehen; wissen Sie denn wirklich nicht, wer ich bin?“

„Nein! Ich halte Sie für einen Offizier, für einen Oberst.“

„Nicht geraten, Herr Rabbiner,“ sagte der Zar, kaum mächtig, sich des Lachens zu erwehren, „ich bin mehr als ein Oberst.“

„Vielleicht gar ein General!“ rief der Rabbiner erregt, trat einige Schritte rückwärts und fasste mit zitternder Hand an den Rand des Hutes.

„Noch mehr als ein General!“

„Vielleicht gar Rodinger?!“ Und ohne die Antwort abzuwarten, trat er noch einige Schritte zurück, riss schnell den Hut vom Kopfe und verbeugte sich tief; denn er zweifelte nun keinen Augenblick mehr, dass er vor einem hohen Würdenträger stand.

„Noch mehr als Rodinger!“ lachte der Zar, ohne sein Auge von dem geängstigten Rabbi abzuwenden.

„Dann,“ stotterte jener, fast gelähmt von jähem Schrecken, „dann sind Sie Fürst Paskewisch!“

„Noch mehr als Fürst Paskewitsch, Herr Rabbiner.“

Sprachlos und in tausend Ängsten, entblösten Hauptes und am ganzen Leibe zitternd, bot der Rabbi von Sklow ein Bild des Jammers. „Wer mag dieser sonderbare Herr sein?“, so marterte er sein Gehirn. „Vielleicht gar der Adjutant des Kaisers? . . . Und wenn er es ist, was habe ich zu fürchten?“ so beruhigte sich der Rabbi, und neuen Mut fassend, näherte er sich vertraulich dem Zaren und sprach: „Ich glaube es nicht, dass Sie noch mehr sind als Paskewitsch. Selbst Fürst Paskewitsch würde nicht ohne Schutz und Begleitung allein promenieren und mit einem Juden eine Unterhaltung anknüpfen, geschweige denn, dass es hier ein noch höherer kaiserlicher Würdenträger täte. Sie haben sich gewiss nur

einen Scherz gestattet, um an meiner Angst und Aufregung sich zu ergötzen. Aber ich zürne ihnen deshalb nicht. Leben Sie wohl! Doch bevor wir uns trennen, muss ich Sie gehorsamst bitten, unser Gespräch niemandem mitzuteilen; denn böse Menschen geben zuweilen auch den harmlosesten Worten eines Juden eine schlechte Deutung. Ich wiederhole nochmals, dass ich Sie zwar für einen großen Herrn, aber nicht für einen noch größeren als Fürst Pasketvitsch halte. Leben Sie wohl und zürnen Sie dem dreisten Rabbiner von Sklow nicht!“

Bevor der Zar erwidern konnte, war der Rabbi seinen Augen entschwunden.

Noch an demselben Abend erzählte der Zar dies Erlebnis dem Kommandeur Grafen Benkendorf und ließ durch ihn den Polizeipräsidenten beauftragen, unverzüglich die Wohnung des Rabbi ausfindig zu machen und dafür zu sorgen, dass derselbe am nächsten Morgen zufällig einen Platz in der nächsten Nähe des Kaisers erhalte . . .

Ein kaiserlicher Wagen, mit sechs prächtigen Rossen bespannt, stand bereit, den Zar zu den in der Umgegend manövrierenden Truppen zu bringen. Vor dem Portal des Schlosses, wo der Kaiser Quartier genommen hatte, war eine festlich geschmückte Menschenmenge versammelt, um noch einmal den mächtigen Beherrscher aller Reußen zu sehen. Und unter diesen Tausenden von Neugierigen, inmitten der Aristokraten, höheren Beamten und angesehensten Bürger der Stadt, stand der Rabbi von Sklow in freudiger Erregung, durch die auffallende Zuverlässigkeit der Polizeiorgane ohne weiteres einen so guten Platz gefunden zu haben. Plötzlich verstummte der Lärm, und aller Augen richteten sich nach dem Portal, aus welchem der Zar in demselben Promenadenanzug, den er am Abend zuvor getragen, heraustrat. Ihm folgte der Kommandeur Benkendorf, der ein seidenes Kissen trug, auf welchem eine goldene Medaille lag. Der Zar ließ seinen Blick über die Menge schweifen, und als er den Rabbi wahrte, trat er schnell an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Sdtrawstwui moi poczenty Schklelowsky Rawinn!“ (Sei begrüßt, geehrter Rabbiner von Sklow!) Diese Medaille überreiche ich dir für deine Treue zum Kaiser; trage sie als Zeichen

meiner Huld und Hochachtung zum ewigen Andenken an die gestrige Stunde auf deiner treuen Brust!“

Ohnmächtig, ein Wort des Dankes hervorzubringen, sank der Rabbi vor dem Zaren in die Knie und küsste abwechselnd bald den Saum des kaiserlichen Mantels, bald das ihm überreichte Ehrengeschenk. Ein tausendfaches Hurra ertönte, und noch bevor der Rabbi seine Fassung wiedergewann, hatte der Kaiser seinen Wagen bestiegen und fuhr blitzschnell von dannen.

Langsam erhob sich der Rabbi, und den tränenfeuchten Blick gen Himmel wendend, betete er: „Gelobet seist du, Gott, der du von deiner Herrlichkeit hast mitgeteilt dem Sterblichen!“

(Aus „Israel. Jugendfreund“.)

## **Judith Montesiore.** Von Dr. B. May.

**W**er kennt es nicht, das schöne Lied von dem Biederweibe, das der weise Salomo in seiner Verehrung für die Frauen gedichtet hat, und das seitdem jeder jüdische Hausvater beim Eingang des Sabbat singt! Welch eine sinnige Huldigung brachte Moses Montesiore, der große Wohltäter, seiner Frau dar, wenn er, wie uns erzählt wird, ihr jedes Mal nach Absingung dieses Liedes eine Verbeugung machte! Und Judith Montesiore war es wohl wert, diese Huldigung zu empfangen, denn sie darf zu den edelsten Frauen gezählt werden, die das Judentum sein Eigen nennt.

Als Tochter des Sir Levy Cohen im Jahre 1794 in London geboren, verlebte sie eine glückliche Kindheit im Elternhause. Sie war der Liebling ihrer ganzen Umgebung, sowohl ihrer Schönheit als ihres frommen Gemütes wegen. Man behauptete sogar, sie stehe unter Gottes besonderem Schutze. Als ganz kleines Kind war sie einmal zwei Stock tief in den Hausflur gefallen. Darob Wehklagen im ganzen Hause, ein solcher Sturz musste tödlich verlaufen sein. „Wo bist du, Judith?“ ertönte es angstvoll von allen Seiten. Judith aber, der in der Tat kein Leid widerfahren war, fragte nach ihrer Puppe, als ob nichts geschehen wäre.

Judith genoss eine ausgezeichnete Erziehung. Wohl legten die Eltern Wert darauf, dass ihre Tochter außer ihrer Muttersprache

auch Deutsch, Französisch und Italienisch lernte und sich im Zeichnen und in der Musik ausbildete. Aber ebenso wertvoll wie alles dies war ihnen das Hebräische, und Judith lernte auch dieses, nicht um den Eltern einen Gefallen zu tun, nein, sie setzte einen besonderen Ehrgeiz darein, die Gebote und die Bibel so früh wie möglich verstehen zu lernen, um sich mit voller Andacht am Gottesdienste beteiligen zu können. In der Familie Cohen wurde das Judentum nicht nur gelehrt, sondern auch gelebt. So begingen z. B. die Cohenschen Kinder nicht nur den Versöhnungstag, sondern auch den Gedenktag der Zerstörung Jerusalems durch Fasten, Beten und religiöse Betrachtungen. An diesem Erinnerungstage saßen einmal die jungen Mädchen in Trauerkleidern auf niedrigen Schemeln und lasen die „Klagelieder Jeremia“. Da kommt eine Kutsche die Straße daher gerollt. Vor der Tür des Cohenschen Hauses hält sie. Ein betresster Leibjäger schwingt sich vom Bock und öffnet den Wagenschlag. Sonst laufen die jungen Damen neugierig ans Fenster, diesmal lassen sie sich in ihrer Andacht nicht stören. Da meldet der Diener: „Se. Exzellenz Sir Sidney Smith.“ Unmittelbar darauf tritt der Admiral ins Zimmer in Begleitung einiger anderer Marineoffiziere. Die Schwestern springen auf, Miss Judith aber bleibt ruhig sitzen und entschuldigt sich bei dem verwunderten hohen Gaste: „Exzellenz mögen verzeihen, dass ich nicht aufstehe und Sie so wie sonst grüße; aber wir begehen heut den Gedenktag der Zerstörung Jerusalems, und das ist bei uns Juden ein Trauertag . . .“ „Ich verstehe und achte die Pietät gegenüber den trüben Erinnerungen einer vergangenen Zeit, aber Sie haben doch jetzt ein neues Vaterland.“ Judith Cohen erwiderte: „Das ist eben die Lehre unseres heutigen Erinnerungstages, Exzellenz. Wie unsere Ahnen einst im heiligen Lande im Kampfe um ihre heiligsten Güter treu ausgeharrt haben bis zum letzten Atemzuge, so sollen wir ihnen nacheifern in Gottesfurcht und in Hingebung an das Land unserer Liebe, in dem unsere Wiege stand, und das uns Schirm und Schutz gewährt!“ Der Admiral schien von dieser Erklärung befriedigt. Ja, die Wärme, mit der Judith im weiteren Verlaufe der Unterhaltung von ihrem jüdischen Glauben sprach, berührte ihn angenehm und steigerte noch die Hochachtung, die er der Familie Cohen entgegenbrachte.

Mit diesem wackeren, gemütvollen Mädchen trat Moses Montesiore am 10. Juni 1812 an den Altar. Das Haus, das die jungen Leute bezogen, wurde eine Stätte des reinsten auf Glauben und Liebe gegründeten Glückes, dem zur Vollkommenheit nur der Kindersegen fehlte. Dafür entschädigten sie sich durch erhöhte gegenseitige Liebe, die fünf Jahrzehnte lang ihre Lebensgemeinschaft durchglüht hat. Den Tag, an dem ihr Bund einst die religiöse Weihe erhalten hatte, begingen sie alljährlich wie einen hohen Festtag.

Bei der 42. Wiederkehr seines Hochzeitstages schreibt Montesiore in sein Tagebuch: „Nirgends auf Erden gibt es eine bessere, liebevollere Frau als meine Judith. Sie kennt nur das Streben, ihren Gatten froh und glücklich zu machen. Gott begnade sie mit allem nur erdenklichen Glück.“

Judith war ihrem Gatten eine wahrhafte Gehilfin und eine treue Gefährtin auf den weiten Reisen, die er zum Wohle seines Volkes unternahm.

In Damaskus verschwand am 15. Februar 1840 ein Pater mit seinem Diener, und schnell erhoben die Mönche gegen die Juden die mittelalterliche Beschuldigung, sie hätten den Pater getötet, um dessen Blut für die Osterfeiertage zu verwenden. Die angesehensten Personen wurden in den Kerker gebracht und Torturen unterworfen, denen mehrere sogleich erlagen; selbst unschuldige Kinder führte man ins Gefängnis und setzte sie den größten Qualen aus. Durch die gesittete Welt ging darob ein Schrei der Entrüstung. England machte die Sache der Unglücklichen zu der seinigen, und Moses Montesiore übernahm die Führung und unternahm in Begleitung seiner Judith — die Königin Viktoria stellte ihnen ein Staatsschiff zur Verfügung — die weite Reise, deren Resultat ein Erlass des Sultans war, dass fortan in türkischen Landen eine solche Anklage kein Gehör mehr finden dürfe. —

Kurz darauf erließ der Zar Nikolaus einen Ukas, dass alle an den Grenzen des Reiches wohnenden Juden tief ins Innere des Landes verpflanzt werden sollten. Die Existenz zahlloser Häuser ward durch die zwangsweise Fortführung vernichtet, und Tausende wurden ins Elend hinausgestoßen. Da machte sich Montesiore in dem strengen Winter des Jahres 1846 mit seiner Gattin auf den Weg. Mehr als einen Monat hatten sie auf der gefahrvollen

Reise zuzubringen; eine Glocke musste stets geläutet werden, um die sie verfolgenden Wölfe zu verscheuchen. Montesiore wurde vom Zaren empfangen, der Ukas wurde aufgehoben, und Montesiore erhielt vom Herrscher aller Reußen den Auftrag, durchs Land zu reisen, die Wünsche und Bedürfnisse der Juden auszuforschen und für deren Hebung tätig zu sein. Montesiore und Judith unterzogen sich der großen Aufgabe. Als sie über die Dwina setzten, brach das Eis; einer ihrer Diener ertrank, und sie selbst konnten nur mit Mühe und Not ihr Leben retten. Im Dankgefühl gegen Gott bezeugten sie einen erneuten Eifer, ihr Werk im Dienste der Leidenden fortzuführen. Ihre Wanderung durch Russland und Polen bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der Juden Litauens, die zum ersten Male Persönlichkeiten sahen, bei denen sich jüdische Frömmigkeit mit moderner Bildung verband, und die ihnen zeitgemäße Bildung, Beschränkung des Handels und Pflege des Ackerbaues empfahlen. Überall wurden ihnen außerordentliche Ehrungen zuteil. In Wilna erschienen zehn weißgekleidete Mädchen; zwei von ihnen wischten mit weißen Tüchern dem hohen Manne den Staub von den Füßen, indem sie sprachen: „Willkommen, edler Pilger aus dem heiligen Lande; die Füße betraten Zions Boden, dessen Staub uns teuer ist, dessen Steine wir küssen!“ Drei andere Mädchen traten vor Judith hin, Blumen streuend und die Beste in Israel in Versen verherrlichend. Judith aber trug an diesem Tage einfache Gewänder und hatte keinerlei Schmuck angelegt, um zu verstehen zu geben, dass Geist und Herz, Tugend und Einfachheit die schönsten Zierden des Weibes seien. —

Nachdem sie so ihre Mission erfüllt hatten, kehrten sie wieder zu neuem segensreichem Tun in die geliebte Heimat zurück.

Das Land ihrer Sehnsucht aber war Palästina. Nachdem Montesiore mit seiner Judith schon im Jahre 1828 die damals noch sehr beschwerliche und wegen Piraten gefährliche Reise nach dem Lande der Väter unternommen hatte, zogen sie zehn Jahre später zum zweiten Male dahin. In Malta erfuhren sie von dem Ausbruche der Pest in Palästina. Als Sir Moses die Reise allein fortsetzen wollte, hielt ihm Judith die Worte Ruths entgegen: „Dringe nicht in mich, dich zu verlassen; wohin du gehest, gehe auch ich, wo du weilest, weile auch ich.“

In Palästina angekommen, gingen sie daran, die misslichen Zustände zu verbessern und Anstalten zu treffen, den Ackerbau zu fördern. Zum dritten Male erschienen die Unermüdlichen im Jahre 1855 in Jerusalem, und mit den selbst aufgebrauchten Geldern wie auch mit der Summe, die ein ihm Unbekannter aus Amerika, Juda Toura, zur Verfügung stellte, kaufte Sir Moses große Strecken an, gründete Ackerbaukolonien, erbaute Armenhäuser und Handarbeitsschulen.

Aus dieser segensreichen Tätigkeit wurde Judith von der Seite ihres geliebten Mannes, in dem Jahre, wo sie ihr goldenes Hochzeitsfest begehen wollten, am 24. September 1862, am Vorabend des jüdischen Neujahrsfestes, durch den Tod abberufen. Sabbat war es außerdem; darum wurde die siebenarmige Sabbatlampe anzündet, die so oft ihren traulichen Schein über zwei glückliche Menschen ergossen hatte. Im Nebenzimmer, der Haussynagoge, erklangen bereits die uralten Melodien des heiligen Festes.

Was Montefiore an seiner Judith verloren, zeigt die Antwort, die er einem seiner Bewunderer gegeben:

„Ich bin kein großer Mann. Für das wenige Gute, das ich getan, oder vielmehr das ich zu tun beabsichtigt habe, dafür bin ich meiner unvergesslichen Frau zu Danke verpflichtet. Ihre Begeisterung für alles Edle und ihre Frömmigkeit haben mich zu allen meinen Handlungen mit Mut und Kraft ausgerüstet.“ Auch in einer öffentlichen Rede dankte er ihr mit folgenden Worten: „Unübertrefflich war sie in ihrem Eifer für unsere Religion und in ihrer Liebe für unsere Brüder. Hatte ich mit Schwierigkeiten zu kämpfen, sie richtete mich auf; erlebte ich Enttäuschungen, sie tröstete mich.“

In Ramsgate errichtete er ihr ein Mausoleum, das dem Grabmal der Rahel, an der Landstraße von Jerusalem nach Bethlehem, nachgebildet ist. Zum Andenken an die Heimgegangene stiftete er das „Lady Judith Montefiore Theological College“ in Namsgate, ein Lehrhaus, in dem zehn durch ihren Lebenswandel und ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer, frei von allen Sorgen des Lebens, sich des Studiums der religiösen Urkunden des Judentums (Bibel und Talmud) befleißigen; bedachte in ihrem Namen alle Synagogen des britischen Reiches sowie das Londoner jüdische

Waisenhaus mit reichen Spenden und setzte Stipendien aus für die Zöglinge der verschiedensten Schulen. So sorgte der liebende Gatte dafür, dass Judith Montesiore auch bei der Nachwelt unvergessen bleibe. In der Gemeinschaft der Edlen aller Geschlechter wird ihr Name fortleben, und noch die fernste Zeit wird sie rühmen.

(Bearbeitet nach „Sir Moses Montesiore“ von Dr. Wolbe. Verlag von Louis Lamm, Berlin.)

## **Das biedere Weib.** Von M. A. Klausner.

**W**er ein biedres Weib gewonnen,  
Dem ist Glück und Heil beschert;  
Über Perlen geht ihr Wert,  
Über alles Gold der Sonnen.

Ihr vertraut mit ganzem Herzen  
Haus und sich der Mann so gern,  
Und die Treue wird dem Herrn  
Keinen Vorteil je verscherzen.

Hat die Tage ihres Lebens  
Seinem Wohlergehn geweiht;  
Fernzuhalten Schmerz und Leid  
Ist das Endziel ihres Strebens.

Frohgemut, auf flinken Sohlen  
Regt sie sich und spinnt mit Fleiß;  
Wie ein Kauffahrteischiff weiß  
Überall sie Brot zu holen.

Früh schon sieht sie nach dem Rechten  
Und beschickt das ganze Haus;  
Trank und Speise teilt sie aus,  
So den Mägden wie den Knechten.

In der Scheuer, in der Tennen  
Sorgt sie, Äcker kauft sie ein;  
An des Weinbergs Prachtgedeih'n  
Ist ihr Walten zu erkennen.

Kraftgegürtet ihre Lenden,  
Ihre Arme ausgespannt,  
Froh den Blick aufs Ziel gewandt,  
Schafft sie nachts mit fleiß'gen Händen.

Und die Hand, die unermüdlich  
An die Spindel emsig greift,  
Dass der Faden hurtig schweift,  
Armen, Kranken tut sie gütlich.

Schneesturm kann sie nicht erschrecken —  
Wohlversehen ist ihr Haus;  
Zwiefach stattet sie es aus  
Mit Gewanden, warmen Decken.

Mit der Nadel buntem Spiele  
Wirkt die kunstgeübte Hand;  
Weiße Seide ihr Gewand,  
Purpurteppich deckt die Diele,

Und der Ehgemahl, am Tore  
Sitzt er in der Ält'sten Reih'n,  
Stolz auf seines Guts Gedeih'n,  
Und man rühmt ihn laut im Chore.

Unterdessen webt im Hause  
Gürtel, Röcke sie zu Hauf,  
Schickt sie alle zum Verkauf,  
Sorglich waltend in der Klausen.

Würde ist ihr ganzes Regen,  
Ehre hüllt sie ein als Kleid,  
Ruhm ist ihres Schritts Geleit —  
Blickt dem Morgen froh entgegen.

Ihre Lippen: Weisheitspforten,  
Milde Lehre ihr Gebot;  
Sie verschmäht der Trägheit Brot,  
Ordnung wahrt sie aller Orten.

Rühmend wird sie im Vereine  
Laut von Mann und Kind gelobt:  
„Manche hat sich wohl erprobt,  
Doch an deinen Wert reicht keine!“

Trug ist oft der Anmut Gabe,  
Eitel ist der Schönheit Schein;  
Gottesfürcht'ge Frau allein  
Ist des Mannes Stab und Labe.

Fallet ein, ihr Sängerschöre;  
Ihrer Hände regem Fleiß  
Werde Lob und hoher Preis —  
Ruhm sei ihr und Glanz und Ehre!

(Aus „Die Gedichte der Bibel“ von M. A. Klausner, mit Buchschmuck von Judith Klausner. Verlag von S. Calvary & Cie.“ Berlin.)

## **Sprichwörter und Redensarten,** die der Heiligen Schrift entnommen sind.

Im Adamskostüm einhergehen. 1. M. 2, 25.  
Das Kainszeichen tragen. 1. M. 4, 16.  
Nimrod, der Jäger. 1. M. 10, 9.  
Das Land, wo Milch und Honig fließt. 2. M. 3, 8.  
Das ist der Finger Gottes. 2. M. 8, 15.  
Ägyptische Finsternis. 2. M. 16, 3.  
Die Fleischtöpfe Ägyptens. 2. M. 10, 22.  
Um das goldene Kalb tanzen. 2. M. 32, 19.  
Die Rotte Korahs. 4. M. 16, 5.  
Wie kommt Saul unter die Propheten? 1. Sam. 10, 11.  
Ein Stein des Anstoßes. Jes. 8, 14.  
Herzen und Nieren prüfen. Ps. 7, 10.  
Die Weisheit auf der Gasse. Spr. 1, 20.  
Der Koloss mit den tönernen Füßen. Dan. 2, 31.  
Greuel der Verwüstung. Dan. 9, 27.  
Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ps. 37, 3.  
Recht muss Recht bleiben. Ps. 94, 15.

Wen Gott liebt, den straft er. Spr. 3, 12.  
Hochmut kommt vor dem Fall. Spr. 18, 12.  
Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ps. 7,16;  
Spr. 26, 27. Koh. 10, 8.

(Nach Dr. S. Grzymisch „Die Weisheit der Heiligen Schrift“.)

### **Spruch.** Von Friedrich Bodenstedt.

**D**ie Rose blüht, weil sie nicht anders kann,  
Fragt nicht, was aus ihr wird, wenn sie muss sterben.  
So tut das Rechte stets der rechte Mann,  
Sei's ihm zum Segen oder zum Verderben.

### **Erstes Rätsel.**

**W**ir sind's gewiss in vielen Dingen,  
In vielem aber sind wir's nicht;  
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,  
Und eben diese sind es nicht.  
Und weil wir leben, sind wir's eben  
Von Geist und Angesicht;  
Und weil wir leben, sind wir's eben  
Zurzeit noch nicht.

### **Zweites Rätsel.**

**W**enn du mir entgegengest,  
Lebst du deine letzten Stunden;  
Weißt du aber, wer ich bin,  
Sieh', so hast du mich gefunden.

### **Eine Sedernacht in Madrid.** Von Dr. M. Lehmann.

#### I.

**L**asst uns, liebe Leser, unsere Blicke einem merkwürdigen Vorkommnisse zuwenden, das uns in alten Schriften aufbewahrt worden ist.

Als im Jahre 1492 Isabella die Katholische das grausame Verbannungsdekret erließ und zur Ausführung brachte, lebten nahezu eine halbe Million Israeliten in Spanien. Sie hatten

dort länger als 1000 Jahre gewohnt, hatten Ackerbau, Handwerke und Künste getrieben, große Hochschulen besessen und viele bedeutende Männer hervorgebracht. Viele vornehme israelitische Familien gehörten dem hohen Adel des Landes an.

Zu jener Zeit war Don Jizchak Abarbanel Minister am spanischen Hofe. Als er von dem schrecklichen Verbannungsdekret vernahm, raffte er sein ganzes Vermögen, 30 000 Goldstücke, zusammen und bot sie dem König Ferdinand an. Dieser war bereit, auf das Anerbieten einzugehen; allein Kardinal Ximenes hielt ihm das Bild des Stifters der christlichen Religion entgegen und sprach: „Um 30 Silberlinge hat Judas seinen Herrn verraten, willst du, o König, ihn um 30 000 Goldstücke verkaufen?“

Das grausame Dekret wurde ausgeführt. Die große Mehrzahl unserer spanischen Glaubensgenossen gaben das teure Vaterland auf, verließen die Stätte, wo die Gebeine ihrer Väter ruhten, ließen ihre Häuser, Felder, Gärten und Weinberge, die kein Mensch kaufen wollte, im Stich, und zogen hinweg in Elend und Not, nach Nordafrika, nach der Türkei, nach Italien.

Viele Israeliten aber waren bereits früher gezwungen worden, zum Christentum überzutreten. Öffentlich bekannten sie sich zu dem aufgezwungenen Glauben; aber in unterirdischen Gewölben und verborgenen Kellern lebten sie der Religion der Väter nach. Diese Scheinchristen nannte man Marannen. Gegen sie wurde das schreckliche Inquisitionsgericht in Anwendung gebracht. Wehe dem Marannen, der des heimlichen Judentums angeklagt wurde. Für ihn gab es keine Rettung; er wurde eingekerkert, verurteilt und dem Feuertode überliefert. Solch ein Autodafé war das beliebteste Schauspiel für den vornehmen wie für den geringen spanischen Pöbel.

Die Marannen schwebten in immerwährender Gefahr; oft genügte es, reich zu sein, um vom Inquisitionsgerichte eingekerkert und verurteilt zu werden; so brauchte nur jemand einen Feind zu haben, der eine Anklage gegen ihn beim Inquisitionsgerichte einreichte, und es war um ihn geschehen.

Im Jahre 1570 lebte in Toledo ein junger, wohlhabender Mann namens Perez Morteira. Sein Urgroßvater hatte sich

90 Jahre zuvor taufen lassen; aber heimlich war die Familie dem Judentum treu geblieben. Vor nicht langer Zeit waren Perez Morteiras Eltern gestorben und hatten dem einzigen Sohne ein schönes Haus und herrlichen Grundbesitz hinterlassen. Ein Nachbar wollte die köstlichen Weingärten Morteiras erwerben; dieser aber weigerte sich, das Erbe seiner Väter zu verkaufen. Da klagte ihn der Nachbar des heimlichen Judentums an. Doch Perez hatte Freunde unter den Inquisitoren; er wurde zeitig gewarnt, und als die „heilige Hermandad“<sup>1)</sup> — so nannte man die Schergen des Inquisitionsgerichtes — zur Haustür hereinkam, entfloh Perez durch ein Hinterpförtchen, nachdem er sein bares Geld zu sich gesteckt hatte.

Es war eine milde Frühlingsnacht, in welcher Perez eilig entfloh, all das zurücklassend, um dessentwillen einst sein Urgroßvater den Glauben Israels abgeschworen hatte. Wohin sollte der Unglückliche sich wenden, um sein Leben zu retten?

Er beschloss, nach Madrid zu gehen. Vielleicht konnte er sich dort bei irgendeinem Marannen verborgen halten, bis es ihm möglich würde, das Land zu verlassen.

Am 13. Tage des Monats Nissan mit dem Morgenrauen kam Perez in Madrid an; am Abend des folgenden begann das heilige Peßachfest! — Perez wagte es nicht, ein Haus zu betreten; auf der Straße sandte er sein heißinniges Morgengebet zu Gott empor.

Unterdes belebten sich die Straßen der spanischen Hauptstadt. Gemüsehändler kamen vom Lande herein und brachten ihre Waren zu Markt. Ihnen folgte Perez, ohne zu wissen warum. Da zog ein feingekleideter Herr seine Aufmerksamkeit auf sich, welcher, von einem Diener gefolgt, allerlei Einkäufe machte: Petersilie, Lattich und Meerrettich. Wie ein Blitz schoss es Perez durch den Kopf: Sollte dieser Herr ein heimlicher Jude sein, welcher seine Einkäufe für den Sedertisch besorgte? Sollte er bei ihm eine Zuflucht

---

<sup>1)</sup> Die heilige Hermandad war ursprünglich ein Städtebund nach Art der deutschen Hansa, um ihre Mitglieder gegen Landfriedensbruch zu schützen; später verlor sich diese Bedeutung; die Diener der heiligen Hermandad standen dann im Dienste des Staates und wurden von diesem der Inquisition zur Verfügung gestellt.

suchen? Aber wenn er sich getäuscht, wenn es nur Zufall war, dass dieser Herr jene Kräuter gekauft hatte, wenn er vielleicht gar einem bigotten Katholiken in die Hände fiel, der sich ein Verdienst daraus machen würde, einen Juden dem Scheiterhaufen zu überliefern?

So sagte und bangte Perez; allein es blieb ihm keine Wahl.

Nicht weit vom Marktplatze hielt eine Equipage, in welche der Herr mit den eingekauften Waren stieg, während der Diener sich auf den Bock setzte. Hurtig schwang sich Perez auf den Hintersitz, und fort rollte der Wagen durch viele große und kleine Straßen, bis er vor einem palastähnlichen Hause anhielt. Rasch sprang Perez zur Erde und stellte sich demütig an den Wagenschlag.

„Herr,“ sprach er zu dem Aussteigenden, „vergönnt mir, Euch in Euer Haus zu folgen; ich habe Euch eine wichtige Mitteilung zu machen.“

Der Herr nickte bejahend, und Perez folgte ihm. Prächtige Stufen ging es hinauf in das Haus, und durch eine köstlich geschmückte Vorhalle und eine mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe empor, gelangte man in das Zimmer des Hausherrn.

Als Perez eingetreten war, erblickte er, gerade der Tür gegenüber, das Bild des Stifters der christlichen Religion. Das brachte ihn so in Verlegenheit, dass er keines Wortes mächtig war.

„Was wünschet Ihr?“ fragte ihn der Hausherr.

Perez fasste sich mit Mühe.

„Herr,“ sprach er zitternd, „ich sah Euch Bitterkräuter kaufen für den morgigen Abend!“

Der Hausherr erblasste.

„Ha,“ rief er zornfunkelnd, „Ihr wollt Geld von mir erpressen, wollt mit einer Klage beim Inquisitionsgerichte drohen! Allein Ihr irrt Euch! Man kennt mich als einen viel zu guten Christen, als dass man solchen Verdächtigungen Gehör gäbe!“

„Nicht doch, nicht doch,“ rief Perez weinend, „ich bin gekommen, mich Euch anzuvertrauen — ich bin ein flüchtiger, verfolgter Maranne!“

Da ging eine plötzliche Veränderung in des Hausherrn Zügen vor: er eilte auf Perez zu und schloss ihn in die Arme.

„Seid mir begrüßt,“ rief er, „mein Freund, mein Bruder!“

Bleibt bei mir, Ihr seid sicher in meinem Hause. Genießet mit mir von den Kräutern, die Ihr mich habt kaufen sehen. Feiert das Peßachfest bei mir froh und in Sicherheit.“ —

Don Antonio del Banco, so hieß der Hausherr, hatte nichts Eiligeres zu tun, als seinen Gast seiner Familie vorzustellen, die aus Frau und Tochter bestand. Donna Maria del Banco hing mit Leib und Seele am Judentume, und in demselben Geiste hatten sie ihre Tochter Speranza erzogen. Beide freuten sich des Gastes und waren glücklich, zu seinem Schutze, zu seiner Rettung beitragen zu können.

Aus der Tiefe seines Herzens dankte Perez dem Allgütigen, der ihn so wunderbar geführt hatte.

## II.

Der vierzehnte Tag des Monats Nissan ging zur Neige; schon vergoldete die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die hohen Platanen in Don Antonios großem, am Wohnhause belegenen Garten, als der Hausherr seinen Gast aufforderte, mit ihm im Garten zu lustwandeln. Dort angekommen, führte Don Antonio seinen neugewonnenen Freund in einen von Obstbäumen dichtbeschatteten Gang, an dessen Ende eine Tür sich befand. Don Antonio öffnete die Tür, von der aus eine schmale, finstere Treppe in einen weiten Raum hinunterführte; hier machte Don Antonio Licht und zündete eine von der Decke herabhängende achtarmige Lampe an.

Es war ein unterirdisches, aber mit allen Komfort ausgestattetes Gewölbe, in dem sich die beiden befanden. An den Wänden hingen Bilder, welche Ereignisse und Personen aus der biblischen Geschichte darstellten. In der Mitte des Gewölbes befand sich ein mit schneeweißem Linnen gedeckter Tisch; auf ihm stand eine prachtvolle, silberne Sederschüssel mit allem, was zum Seder gehört. Es war für fünf Personen gedeckt, denn auch ein alter Diener des Hauses, Alonzo, sollte am Seder teilnehmen. Neben jedem Gedecke stand eine Weinflasche und ein silberner Becher; außer diesen war noch ein großer, silberner Becher für den Propheten Elijahu bereit gestellt. Wiewohl die Lampe schon Helle genug verbreitete, standen noch vier silberne, mit Wachskerzen

besteckte Leuchter bereit, an denen die Hausfrau die Festeslichter anzünden sollte.

Während Antonio und Perez das Minchagebet verrichteten, waren auch Donna Maria und Donna Speranza mit dem alten Alonzo eingetreten. Man sprach das Abendgebet. Donna Maria zündete die Lichter an, und dann setzte man sich zur Tafel. In gehobener Stimmung begrüßte man das hohe Fest beim vollen Becher mit dem Kidduschsegen. Dann wusch sich der Hausherr, verteilte das in Salzwasser getunkte Petersilienkraut und begann die Hagadah zu verkünden mit den einleitenden Worten: „Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter in Ägypten gegessen haben.“

Zum zweiten Male wurden die Becher gefüllt. Es sollte nun die Frage gestellt werden: „Wie unterscheidet sich diese Nacht von allen anderen Nächten?“

Aber der Hausherr sprach zuvor:

„O, meine Teuren, ich kann die frohe Feier ob der Befreiung unserer Vorfahren aus der Sklaverei Ägyptens nicht eher beginnen, bis ich dem Schmerze um unsere traurige Lage in der Gegenwart Ausdruck gegeben; nicht allein, dass wir öffentlich ein Leben der Heuchelei und der Verstellung führen, dass wir öffentlich der Lüge leben müssen, und um der Wahrheit zu dienen, genötigt sind, uns in die geheimsten Schlupfwinkel zu verkriechen. Wir werden auch verfolgt, gehetzt und misstrauisch bewacht und müssen in steter Angst vor dem schleichenden Verrate zittern. O, dass mein Großvater von hier fortgezogen wäre, da es Zeit war! Lieber arm und elend, frei und offen der Wahrheit leben, als im Reichtum stets in Furcht zu sein um das immerwährend bedrohte Leben! Doch es ist einmal so, und wir, die wir in diesen Zustand ohne unser Verschulden geraten sind, müssen uns dem Zwange fügen.“

„Ich hatte einen Großoheim,“ fuhr er, zu Perez gewendet, fort, „der in Bezug auf unser unglückliches Geschick, auf die Vertreibung der Juden aus Spanien, ein hebräisches Gedicht verfasst hat, das wie die Hagadah mit den Worten: ‚Mah Nischtannah‘ beginnt. Es ist Brauch in unserer Familie, dieses Lied am Sedertische zu singen.“

Dann begann er nach einer traurigen, herzergreifenden Melodie

ein Lied zu singen, in dessen Refrain Frau, Tochter und der alte Alonzo einstimmten, und das auf Deutsch folgendermaßen lautet:

„Ich will dir, Gemeinde Jakobs, Fragen vorlegen:

„Wie unterscheidet sich diese Nacht von anderen Nächten?

„Wie unterscheidet sich diese Nacht von jener, da ich zur Freiheit auszog?

„In jener Nacht lebte Gesang in meinem Herzen, aber diese Nacht ist voller Zerrüttung, Zerstörung, Vernichtung.

„Deshalb erhebe ich bitterlich wehklagend meine Stimme!

„Wie unterscheidet sich diese Nacht von jener, welche der Offenbarung am Sinai voranging?

„In jener Nacht war die Gemeinde Jakobs einer vollkommenen Taube gleich, aber in dieser Nacht gleiche ich dem trauernden Vogel in der Wüste.

„Deshalb erhebe ich mit verbittertem Herzen meine Stimme in finsterner Zeit!

„Wie unterscheidet sich diese Nacht von jener des Neujahrsfestes?

„Siehe, in jener Nacht harrt meine Seele freudig der göttlichen Hilfe, aber in dieser Nacht droht des Verfolgers Peitsche.

„Deshalb rollen von meinen Augen die Zähren, fließen die Tränen hernieder.

„Wie unterscheidet sich diese Nacht von jener, in welcher das Versöhnungsfest Sühne bringt meinen Vergehen?

„In jener Nacht finde ich Trost und Erquickung, aber in dieser Nacht lodert verzehrendes Feuer in meinem Innern.

„Deshalb vergieße ich Tränen und klage zugleich mit wehklagender Stimme!

„Wie unterscheidet sich diese Nacht von der Nacht des Hüttenfestes?“

„In jener Nacht herrscht Freude in meiner Gemeinde, aber in dieser Nacht sitzt Israel trauernd, vereinsamt!

„Deshalb erschallet meine Klage ob unserer Jünglinge und Jungfrauen.

„Aber dereinst wird verändert werden die Nacht für ein armes, umherirrendes Volk; da wird getrocknet werden die Träne von jedem Antlitz, da wird aufhören Weinen, Trauern, und Freude und Jauchzen wird statt des Jammers ertönen!

„Dann wird kommen zu uns Eljahu, der Erlösung Verkünder!“

Nachdem dieser Gesang vollendet war, wurde das Seder fortgesetzt. Don Antonio sowohl als sein Gastfreund waren in den heiligen Büchern wohlbewandert und erfreuten sich gegenseitig mit herzerfreuenden, geistreichen Erklärungen von Bibelversen und Talmudstellen, die das Peßachfest berührten, und wozu die Hagadah die Anknüpfungspunkte bot. Nach dem Festessen wurden die wundervollen Gesänge angestimmt, welche die Einheit und das Lob des allmächtigen Wohltäters verkünden. Glück und Freude strahlte aus jedem Auge, alle Furcht, alle Sorge war vergessen. War die Festesfreude an sich schon berauschend, so wurde die Stimmung durch den feurigen spanischen Weilt noch gehoben. Schon war der vierte Becher getrunken, aber immer neue Gesänge stimmte der Hausherr an, wie man sie am Schlusse des Seder zu singen pflegt, und alle Anwesenden stimmten freudig mit ein. Auf einmal erstarb der laute, fröhliche Gesang. Mit lautem Aufschrei sanken die Frauen ohnmächtig zu Boden, während die Männer vor sich hinstarrten, keines Wortes, keines Lautes mächtig; denn plötzlich hatte sich die Tür geöffnet, und herein war ein Geistlicher getreten im vollen Ornat, das goldene Bild seines Gottes vor sich hinstreckend — es war der Oberrichter des schrecklichen Inquisitionstribunals.

### III.

Endlich löste sich der Schrecken, und Don Antonio rief mit herzerreißender Stimme:

„Um Gott, wir sind verraten!“

„Ja,“ sprach der Inquisitionsrichter langsam und feierlich, „ihr seid verraten, ihr Unglücklichen. Die alte Amme, die Euch einst nährte, Antonio, sie ist gestorben und hat in der Todesstunde ihrem Beichtiger den Schlupfwinkel verraten, in welchem Ihr die Gesetze des Glaubens Eurer Vorfahren beobachtet. Wisst Ihr, was Euch erwartet?“

„Der Tod!“ rief Antonio dumpf.

„Der Tod auf dem Scheiterhaufen“, ergänzte Priester.

Unterdessen waren die Frauen wieder zu sich gekommen und brachen in lautes Wehklagen aus.

Als das Antonio hörte, sprang er auf, warf sich vor dem Priester nieder und umklammerte dessen Knie.

„Herr,“ sprach er laut weinend, „ich kenne Euch nicht, ich sehe Euch in dieser schrecklichen Stunde zum ersten Male; aber Euer Gewand sagt mir, dass Ihr der Oberrichter jenes schrecklichen Tribunals seid. O, gnädiger Herr, habt Erbarmen — nicht mit mir, sondern mit meinem Weibe, mit meinem Kinde, mit diesem alten, treuen Diener und dem fremden Manne, der Schutz gesucht unter meinem Obdach. Ich weiß, Ihr könnt uns nicht alle retten. Eure Pflicht, Euer Amt erheischt ein Opfer. So lasst mich allein dieses Opfer sein; sagt, Ihr hättet nur mich schuldig befunden. O, ich bin reich, Herr! Ich werde Euch meine ganze Habe geben, Silber und Gold und Edelsteine, die tief vergraben sind, und die Ihr nimmer finden würdet, wenn ich sie Euch nicht zeigte. O, habt Erbarmen und überliefert mich allein dem Scheiterhaufen.“

„Nicht doch, hochwürdiger Herr, nicht doch,“ rief Donna Maria jetzt, „verschonet auch meinen Gatten, oder lasst mich mit ihm sterben!“

Da trat Perez vor und sprach:

„O, gnädigster Herr, wenn denn ein Opfer fallen muss, so lasst es mich sein; ich stehe allein in der Welt, ein armer Flüchtling; ich habe nicht Vater und Mutter, die um mich trauern würden, nicht Gattin, nicht Kind. Gern und freudig werde ich in den Tod gehen für diese edle Familie, die mir so großmütig Gastfreundschaft gewährt hat!“

Und auch Speranza warf sich dem Priester zu Füßen und bat, er möge sie sterben lassen und der Eltern schonen.

Der alte Alonzo war keines Wortes mächtig. Stumm drängte er sich vor und deutete auf seine Brust, wie wenn er sagen wollte, auch er sei bereit, sich für die anderen zu opfern.

Erwartungsvoll hing jedes Auge an dem Munde des Priesters.

Aber, was war das? Hatte Gott ein Wunder getan? Wie Wetterleuchten brach es hervor im Gesichte des Inquisitors, sein Auge wurde feucht, er kämpfte vergebens gegen die hervorströmenden Tränen.

Dann ließ er die Hand herniedersinken, mit welcher er das Bild bisher emporgehalten hatte, und rief mit vor Tränen erstickter Stimme:

„Brüder, Freunde, ich werde euch alle retten!“

Die Anwesenden trauten ihren Ohren nicht; der Priester aber sprach:

„Ich habe jetzt nicht Zeit, euch Näheres mitzuteilen; meine Begleiter erwarten mich draußen. Allein ihr könnt ruhig schlafen; ich werde das Inquisitionstribunal beruhigen; ihr seid vollständig in Sicherheit. Morgen nach Sonnenuntergang erwartet mich. Jetzt möge mir niemand folgen, wenn ihr wollt, dass es mir möglich sei, euch zu retten. Lebt wohl!“

Er entfernte sich eilig. —

Staunen hatte Don Antonio und die Seinen, Staunen hatte Perez und Alonzo ergriffen. Was war geschehen? War es ihnen gelungen, das Herz des Inquisitors zu rühren? Oder täuschte er sie und ließ jetzt Haus und Garten besetzen, um den vergrabenen Schätzen nachzuspüren, deren Vorhandensein Don Antonio voreilig verraten hatte?

Lange blieben die fünf Personen, von Angst gefoltert, noch im Gewölbe, sich in den sonderbarsten Vermutungen erschöpfend. Schon begann der Tag zu grauen, als sie sich trennten, um sich zur Ruhe zu begeben. Alles war ruhig geblieben. Von der alten jüdischen Dienerin, die während der Nacht im Hause geblieben war, erfuhr man, dass um Mitternacht an die Haustür geklopft worden sei. Als sie gefragt, wer Einlass begehre, habe man ihr im Namen der heiligen Inquisition zu öffnen befohlen. Halbtot vor Schrecken habe sie geöffnet. Der Oberrichter habe dann seinen Leuten befohlen, vor dem Hause zu warten, während er sich in Begleitung eines Schlossers nach dem heimlichen Gewölbe begeben, dessen Lage ihm genau bekannt zu sein schien. Der Schlosser habe mit seinen Instrumenten die Tür geöffnet; der Oberrichter sei dann allein hineingegangen, um nach wenigen Minuten mit dem Schlosser das Haus zu verlassen; die alte Dienerin habe das Haus wieder verschlossen, habe aber dann vor Schrecken und Angst kein Glied mehr rühren können; kraftlos sei sie auf einen Sessel im Hausgange gesunken und habe hier der Ankunft ihrer Herrschaft gewartet.

War das ein trauriger Festtag im Hause Del Bancos! Furcht und Hoffnung wechselten von Minute zu Minute; in jedem

Augenblicke befürchtete man die Ankunft der heiligen Hermandad. Mutter und Tochter lagen sich in den Armen und weinten; dann suchte Don Antonio sie zu ermutigen. Im nächsten Augenblicke verlor aber auch Antonio die Hoffnung; dann war es Perez, der ihn ermunterte.

Als der Tag sich zu Ende neigte, befahl Don Antonio für den zweiten Sederabend alles herzurichten. Sollten sie denn sterben, so wollten sie mitten in der Erfüllung der Gottesgebote ergriffen und zum Tode geschleppt werden.

Als es Nacht geworden, verrichteten sie das Abendgebet, setzten sich an den Sedertisch und erwarteten zagend und bangend die Ankunft des Oberrichters der Inquisition. Was konnte diesen bewogen haben, die Überführten zu schonen, was konnte ihn veranlassen, dieselben jetzt aufzusuchen?

#### IV.

Als am ersten Tage des Peßachfestes die Sonne untergegangen war, schlich sich ein Mann von hoher Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, nach dem Hause Don Antonios. Als ihm dort aufgetan war, begab er sich nach dem Kellergewölbe und pochte an die verborgene Tür. Der Hausherr öffnete ihm und führte ihn in die hellerleuchtete Halle. Hier warf er den Mantel ab; es war der Oberrichter der Inquisition, diesmal aber nicht im Ornat, sondern in einfach bürgerlicher Kleidung. Man hatte für ihn ein Gedeck hingestellt, und er nahm an der Festtafel Platz.

„Meine Freunde,“ hub er dann zu reden an, „ich wünsche euch Glück, ihr seid gerettet. Als gestern der Beichtvater jener alten Amme zu mir kam und mir euer Geheimnis verriet, da übernahm ich selbst die Untersuchung in der Absicht, euch zu retten. Ich habe über euren Fall dem Inquisitionstribunal berichtet und habe angegeben, dass ich euch alle im tiefen Schlafe vorgefunden, dass ich das Kellergewölbe gesucht und gefunden, dass jedoch dasselbe nur als Warenniederlage benutzt wird. Ihr habt nichts mehr zu fürchten.“

Don Antonio erhob sich und küsste dem Priester die Hand.

„Herr,“ sprach er, wie kann ich Euch danken? Mein ganzes Vermögen gehört von nun an Euch!“

„Ich beanspruche keinen anderen Dank,“ entgegnete der Inquisitor, „als dass ihr mir erlaubt, an eurer Feier teilzunehmen. Ihr staunet? So wisset denn, ich bin einer der Euren; ich bin nicht allein ein Maranne, ich bin ein dem Glauben meiner Väter treueregebener Jude!“

„Hochwürdigster Herr,“ entgegnete Don Antonio, „Ihr beliebt zu scherzen!“

„Das sei ferne von mir! Doch ich will euch, ehe wir das Seder beginnen, meine Geschichte erzählen, die euch das Rätsel lösen wird. Mein Urgroßvater war der berühmte Talmudgelehrte Rabbi Moscheh del Medigo. Sein Sohn, mein Großvater, ward gezwungen, das Christentum anzunehmen. Öffentlich verleugnete er zwar seinen Glauben; aber heimlich hing er ihm treu an. Ihr wisst ja, welches Elend durch solches Verfahren die Marannen auf sich luden. Als einst mein Vater von einer Geschäftsreise zurückkehrte, fand er seine ganze Familie nicht mehr; seine Eltern, seine Brüder und Schwestern waren des heimlichen Judentums angeklagt und eingekerkert. Da sie leugneten, wurden sie auf die Folter gespannt, und heldenmütig ertrugen sie die grässlichen Qualen der Tortur; nur eine junge Schwester meines Vaters legte ein Geständnis ab, vom heftigsten Schmerz dazu genötigt. Jetzt wurden alle Eingekerkerten zum Feuertode verurteilt, während die Schwester meines Vaters begnadigt und in ein Kloster gesteckt wurde, wo sie vor Schmerz und Reue alsbald starb. Als mein Vater zurückkehrte, wurde auch er verhaftet, rettete aber sein Leben durch ein sofortiges Geständnis. Er musste das Santo benito<sup>1)</sup> anlegen und musste in diesem schmachvollen Kleide der Hinrichtung seiner Eltern und Geschwister beiwohnen. Man hat ihn nie wieder lächeln sehen . . . Ich war meines Vaters ältester Sohn; als ich dreizehn Jahre zählte, weihte mich mein Vater in die Lehren des Judentums ein und in die Unglücksgeschichte unseres Hauses. ‚Diego,‘ sprach er, ‚hast du Kraft und Mut, dir eine schwere Lebensaufgabe zu stellen?‘ Als ich es bejahte, fuhr er fort: ‚So werde deinen unglücklichen Brüdern ein schützender Engel!‘ ‚Und wie kann ich das voll-

---

<sup>1)</sup> Einen Rock ohne Ärmel — an welchen das Andreaskreuz geheftet war — auf einem schwarzen Unterkleide.

bringen?“ fragte ich. — „Höre, mein geliebter Sohn,“ antwortete mein Vater, „ich will dich zum Geistlichen erziehen lassen; suche dann in das Inquisitionstribunal zu gelangen, so wirst du deine Brüder schützen können. Gelingt es dir, auch nur ein Leben zu retten, so hast du dich nicht vergebens gemühet.“ — Ich willigte ein; ich zeichnete mich durch Lern- und Glaubenseifer aus, meine Vorgesetzten ehrten und liebten mich; ich stieg von Stufe zu Stufe auf der Leiter der Hierarchie. Ich hätte bereits Bischof werden können; allein ich zog es vor, Oberrichter beim Inquisitionstribunal zu werden, um den Zweck meines Lebens zu erreichen; gestern Abend und heute habe ich ihn erreicht!“

„O, Ihr edler Mann,“ rief Don Antonio begeistert aus, „wie bewundere ich Euch! Welch einen schweren Beruf habt Ihr erwählt! Euer Großvater ist für den heiligen Glauben der Väter gestorben, Ihr aber lebt dafür unter tausend Opfern und Entbehnungen! Ihr seid schon im Leben ein heiliger Märtyrer, ein Retter Eures Volkes!“

„Ich tue nur meine Pflicht; aber jetzt lasst uns die Feier beginnen! Ich habe schon seit vielen Jahren keinem Seder mehr beigewohnt.“

In gehobener Stimmung begann man das Seder und vollendete es im heißen Dankgefühl gegen Gott, den Retter aus der Not.

Auch Don Diego del Medigo zeigte sich als ein erfahrener Kenner des jüdischen Schrifttums; die drei Männer konnten nicht fertig werden, sich gegenseitig die Worte der heiligen Schrift und der Weisen zu erklären. Dann aber ertönten auch die Jubellieder zum Preise des Allmächtigen. Namentlich wurde das „Nischmath“ in heißer Andacht gebetet: Der Odem alles Lebendigen möge preisen Deinen Namen, Ewiger, unser Gott; außer Dir haben wir keinen König, Erlöser und Helfer, — Befreier, Erretter, Ernährer, Erbarmender, zu jeder Zeit der Not und des Drangsals bist Du unser König nur allein!“

Um Mitternacht trennte sich Diego von seinen treuen Freunden, damit sein längeres Bleiben keinen Verdacht erzeuge.

Don Antonio benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit, seinen Grundbesitz zu verkaufen; durch die Vermittlung des Oberrichters der Inquisition erhielt er die Erlaubnis, auszuwandern;

Perez Morteira begleitete ihn; sie wandten sich nach Saloniki, woselbst Don Antonio del Banco seinem ihm lieb gewordenen Freunde Perez Morteira seine Tochter Speranza zur Gattin gab. Perez fügte seinem Namen den seines Schwiegervaters bei; das Geschlecht der Morteira del Banco blüht noch heute in Saloniki. Immer noch wird in diesen Familien am Peßachfeste von jener Sedernacht zu Madrid erzählt. Dann wird auch des edlen Diego del Medigo gedacht, der als Oberrichter des Inquisitionstribunals noch vielen verfolgten Marannen das Leben rettete, bis er selbst seinen Vorgesetzten verdächtig und von seinem Amte entfernt wurde. Er wurde zur Strafe in ein Kloster gesperrt, wusste aber die Flucht zu ergreifen und begab sich nach dem heiligen Lande.

Die Inquisition wütete in Spanien bis zum Jahre 1808, in welchem Jahre sie König Joseph Bonaparte durch Dekret vom 4. Dezember aufhob. König Ferdinand VII., der Vater der verjagten Isabella II., versuchte zwar wiederholt, sie wiederherzustellen; sie fand jedoch in der neuen Zeit keinen Boden mehr. Allein in den ersten Jahren ihres Bestehens hat die Inquisition 13 000 Menschen verbrennen lassen, von denen die meisten Marannen waren; während ihrer ganzen mehr als 300jährigen Existenz hat sie ungefähr 350 000 Opfer gefordert. Sie ist Gott sei Dank tot und begraben für immer. Aber Juden und Judentum leben noch, und hoffentlich werden bald wieder die Sedernächte in Madrid nicht mit Bangen und Zagen, sondern in Freude und Jubel — nicht in Kellern und unterirdischen Gewölben, sondern in unverschlossenen Wohnungen gefeiert werden.

(Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.)

### **Sei stolz, mein Sohn!** Von Emil Lehmann-Dresden.

Sei stolz, mein Sohn! An deinen Ahnen,  
An deinem Glauben halte fest,  
Verschließet dir auch manche Bahnen  
Des alten Hasses böser Rest.  
Sei stolz, mein Sohn! Es gilt die Ehre  
In eigener Brust, in Edler Sinn: —  
Feig und mit Recht verachtet wäre,  
Wer Glauben opfert um Gewinn.

Sei stolz, mein Sohn! Nicht unbescheiden;  
Dräng' dich nicht vor, dräng' dich nicht auf,  
Sucht man als Juden dich zu meiden,  
Ertrag's! Noch ist's der Weltenlauf!

Sei stolz, mein Sohn! Hass' alles Schlechte,  
Üb' allzeit treulich deine Pflicht,  
Und mehr als die: hilf, deine Rechte  
Tu wohl und unterscheide nicht!

Sei stolz, mein Sohn! Nicht jenen Zwergen  
An Herz und Geist geselle dich.  
Die, dass sie Juden, scheu verbergen,  
Ja, dies verwünschen innerlich.

Sei stolz, mein Sohn! Am Judentume  
Gibt's keinen Schatten, gibt's nur Licht.  
Wer's kennt, ist voll von seinem Ruhme.  
Wer's übt — lebt, liebt nach Recht und Pflicht.

Sei stolz, mein Sohn! — Die sein sich schämen,  
Sei's innerlich, sei's vor der Welt,  
Ob ihrer Abkunft gar sich grämen —  
Mit deren Kopf ist's schlecht bestellt.

Sei stolz, mein Sohn! Zum ält'sten Adel,  
Zum besten Bürgerstande zählt,  
Wen ohne Furcht und ohne Tadel  
Deutschtum und Judentum beseelt.

### **Hagars Quell.** Von Karl Gerok.

**D**as Auge voll Tränen, die Seele voll Harm,  
Irrt Hagar im Feld mit dem Knaben im Arm;  
Ihr Krüglein ist leer,  
Ihr Herze ist schwer,  
Rings dehnt sich die Wüste, ein sandiges Meer.

„O Mutter, mich dürstet,“ so wimmert das Kind;  
Sie rennet sich wund, und sie luget sich blind;  
Wohin sie auch schaut,  
Die Wüste nur graut,  
Die schreckliche Ode belebet kein Laut.

Da nimmt sie den Knaben verzweifelt vom Schoß  
Und wirft ihn zur Erde und reißet sich los;  
Sein jammervoll Flehn,  
Sein langsam Vergehn,  
Es bricht ihr das Herze, sie kann es nicht sehn.

Sie setzt sich von ferne mit starrendem Blick,  
Da tönt es ins Ohr ihr wie Engelsmusik;  
Sie horchet und lauscht:  
Es rieselt und rauscht,  
Verzweiflung ist mit Entzücken vertauscht.

Sie füllet die Flasche am sprudelnden Quell,  
Sie tränket den Knaben, sein Auge wird hell,  
Ihr seliger Mund,  
Er küsst ihn gesund,  
Gen Bersaba wandern sie fröhlich zur Stund’.

## **Der Hausierer.** Von Julius Stettenheim.

**A**m Zeughausmarkt in Hamburg stand ein langes einstöckiges Haus, und es steht auch heute noch da. Das hieß und heißt auch heute noch: Israelitische Freischule. Dahin brachte mich eines Tages in den ersten dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mein Vater, und als er mich dort abgegeben hatte, sagte er sehr ernst: „So, nun lerne was!“ und ging wieder fort. Denn er musste für eine große Familie das Brot erarbeiten, die wohl auch nicht ganz zufrieden zu sein pflegte, wenn das Brot gar zu trocken war. Also hatte er keine Zeit, mir mehr als diese vier Worte zu sagen. Überhaupt sprach er wenig.

„So, nun lerne was,“ das ist natürlich leicht gesagt, die Lehrer aber sagten gar nichts. Sie wussten wohl, dass Lesen, Schreiben und Rechnen schwer zu lernen seien, denn sie hatten es ja einst selbst lernen müssen und hatten dies gewiss nicht leicht

gefunden. Ohne Zweifel war das Lernen bei ihnen nicht ohne Nachsitzen und Schlimmeres, das viel weher tat, bewerkstelligt worden, das wusste auch ich bald aus eigener trüber Erfahrung, und so kam es, dass ich die Pausen zwischen den vielen Stunden des Unterrichts, namentlich aber den Moment, wo die Glocke auf der Diele den Schluss aller Unannehmlichkeiten verkündete, als die liebsten Erscheinungen meiner Schulzeit verehrte. Denn nun ging es gleich los mit dem gefüllten Tornister, und ich und die Kameraden stürmten hinaus auf den Zeughausmarkt, und vor der Tür schon brach der tägliche Völkerkrieg zwischen uns aus, dass die Mützen nur so vom Kopf geschlagen wurden und der Schwamm an der Schiefertafel umherflog und es ein wahres Glück war, dass der Tornister die meisten Hiebe abfing, die unserem Rücken zgedacht waren. Aber plötzlich begann ein Waffenstillstand. Dann war gewöhnlich ein kleiner, armer, verwachsener Mann, der unter jedem Arm ein paar Teller trug, die er zu verkaufen suchte, von den „Hütten“ kommend, auf dem Zeughausmarkt erschienen. Tellerschmulche ward er genannt. Ich sehe ihn noch vor mir mit seinen hässlichen, unrasierten und sorgenvollen Gesicht, mit seinen guten, klugen Augen und seinen geflickten Rock, der ihm gewiss geschenkt worden war, denn er passte ihm nicht, weil er ihm viel zu lang und zu weit war. Und wir nun hinter dem Unglücklichen her. Er war ja wehrlos, der arme Mensch, und wir Straßenjungen waren nur mutig, wenn wir uns untereinander befehdeten und bestimmt wussten, dass eigentlich nichts zu riskieren war. Wir hinter Tellerschmulche her mit Höhnen, Necken und Johlen, und indem einer den anderen auf den armen Mann hinaufstieß. Wenn uns das gelang, wieder Höhnen und Johlen. Und keiner von uns wusste, warum, und keinem von uns kam der Gedanke, dass wir uns wie ungezogene, nichtsnutzige Bengel aufführten.

Tellerschmulche ging langsam weiter. Höchstens drehte er sich mal nach uns um und sah uns mit ernsten Augen an. Er hatte sich schon an unsere Ungezogenheit und Nichtsnutzigkeit gewöhnt. Was sollte er auch machen? Er hatte den Kopf so voller Sorgen um das bisschen Brot und war so alt und schwach, und alles das macht gegen die kleineren Leiden gleichgültig. Er dachte sich auch wohl, kein Mensch, und er gewiss nicht, sei zum Vergnügen auf

die Welt gekommen, und vielleicht doch würden eines Tages die Schlingel etwas anderes oder einen anderen aufstöbern, um ihren dummen Übermut an den Mann zu bringen, und er würde dann in Ruhe gelassen werden. Und Tellerschmulche ging langsam weiter.

Da war mal wieder der 18. Oktober gekommen. Damals feierte man ihn noch als den Jahrestag der großen Schlacht bei Leipzig, welche die Legende von der Unbesiegbarkeit Napoleons zerstört und Deutschland von schwerem Joch befreit hatte. An diesem Tag waren die Schulen geschlossen. Aber Tellerschmulche, welcher keinen Tag ohne zu essen sein wollte und konnte, ging auch an diesem 18. Oktober hausieren und betrat zur bestimmten Zeit den Zeughausmarkt. Alles war still. Fast unheimlich still. Kein Verhöhnen und Gejohle übermütiger Buben. Ohne verfolgt und gepeinigt zu werden, konnte Tellerschmulche seinen Weg gehen! Wie merkwürdig! Er schüttelte den sorgenschweren Kopf. Aber auf dem neuen Steinweg, nicht weit von der Ecke des Zeughausmarktes, wo meine Eltern wohnten, stand er still und sah sich um. Und dann fragte er: „Wo sinnen heit die Jungens?“ Es fehlte ihm was, er war so daran gewöhnt, auf seinem Weg gepeinigt zu werden.

Als ich dann, viele Jahre später, einmal wieder in meine Vaterstadt zurückkehrte und in Begleitung meiner dort verheirateten Tochter das alte Schulhaus auf dem Zeughausmarkt betrat, da fiel mir Tellerschmulche wieder ein, und ich hätte ihn so gerne gebeten, mir zu verzeihen. Aber er war längst dahingegangen, wo kein Mensch mehr verhöhnt und gepeinigt wird.

(Aus „Wegweiser für die Jugendliteratur“ 1906.)

## **Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen.**

Von V. Simon.

**A**n einem schulfreien Nachmittag spielten mehrere Knaben in den Anlagen der Vorstadt. Durch Laufspiele ermüdet, setzten sie sich auf eine Ruhebänk, die ein vorbeigehender alter Mann einnehmen zu wollen schien. Als er dieselbe von den Knaben besetzt sah, wollte er langsam vorbeiwandeln. Die Knaben achteten nicht darauf, nur einer von ihnen, mit Namen Leopold, sprang auf und bot dem Vorübergehenden seinen Platz an. Der alte

Herr nickte freundlich und setzte sich. Dann fragte er: „Aus welchem Grunde hast du mir eigentlich Platz gemacht?“ Leopold erwiderte: „Ich habe in der Schule gelernt: ‚Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren.‘“ Der alte Herr nickte beifällig, sah die Knaben der Reihe nach an und fragte: „Soll ich euch eine kleine Geschichte erzählen?“ „Ach ja, bitte,“ erwiderten die Knaben und rückten näher. Der alte Herr erzählte: „Von dem Volk der Griechen, das zu alten Zeiten berühmt und mächtig war, habt ihr gewiss sprechen hören. Die Griechen teilten sich in viele Stämme, darunter war der Stamm der Spartaner durch seine strenge Kindererziehung bekannt. Die spartanischen Mütter behielten ihre kleinen Söhne nur bis zum siebenten Jahre und erzogen sie durchaus nicht weichlich. Ihr Bett zum Beispiel bestand nur aus einem Lager von Schilfgras, das die Knaben selbst herbeischaffen und zubereiten mussten. Sobald ein Knabe sieben Jahre alt wurde, übernahm der Staat seine Erziehung. Mit anderen Knaben wurde er einem Erzieher übergeben und musste nun lernen, seinen Körper in jeder Weise abhärten, um später ein tüchtiger Staatsbürger zu werden. Die Knaben mussten turnen, baden, sie mussten lernen, Frost und Hitze, auch Schmerzen ertragen und bekamen weder leckere noch sehr reichliche Mahlzeiten. Das Volksgericht, die schwarze spartanische Suppe, war im Altertum berühmt, soll aber anderen Leuten als den Spartanern nicht sonderlich gut geschmeckt haben. Was den spartanischen Knaben besonders eingeprägt wurde, das war die Ehrfurcht vor dem Alter. Sie mussten jederzeit bescheiden antworten und durften in Gegenwart alter Leute nur sprechen, wenn sie gefragt wurden. Die Griechen feierten zuweilen Volksfeste, bei denen alle Stämme zusammenkamen, um den Spielen zuzuschauen. Bei einem solchen Feste ereignete es sich, dass ein alter Mann zu spät kam. Er ging an vielen besetzten Reihen vorüber, fand aber nirgends einen Platz. Da kam er an eine Stelle, die den Spartanern angewiesen war. Sofort sprangen die spartanischen Jünglinge auf und machten dem alten Manne Platz. Als die Athener das sahen, sprachen sie laut ihren Beifall aus; der alte Mann aber sagte: ‚Die Athener wissen, was sich schickt, aber die Spartaner tun es.‘“

Die Knaben machten etwas verlegene Gesichter, als die Ge-

schichte beendet war, denn sie fühlten sich getroffen. Der alte Herr unterhielt sich noch länger mit ihnen, namentlich mit Leopold, nach dessen Namen und Eltern er sich erkundigte. So erfuhr er, dass der Vater des Leopold Werner ein Handwerker war, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Die offenherzige und freundliche Art des Knaben gefiel dem alten Herrn so gut, dass er sich vornahm, nähere Erkundigungen über die Familie einzuziehen.

Die Erkundigungen fielen zu Werners Gunsten aus, und schon nach wenigen Tagen machte der alte Herr in ihrem Hause einen Besuch. Er trat in eine einfache aber reinliche Stube, in der Frau Werner mit den kleineren Kindern beschäftigt war. Der alte Herr stellte sich als Professor Helm vor und knüpfte mit Frau Werner eine Unterhaltung an. Die freundliche Frau antwortete auf alle seine Fragen offenherzig und erzählte, dass Leopold fleißig in der Schule lerne, und dass er den heimlichen Wunsch habe, Lehrer zu werden. „Natürlich können wir nicht daran denken, ihm diesen Wunsch zu erfüllen,“ fuhr Frau Werner fort, „wir haben noch sieben andere Mäulchen mit Speise zu versorgen und können für ein einzelnes Kind nicht so große Ausgaben erschwingen, wie die Lehrerlaufbahn erfordern würde. Leopold muss sobald wie möglich seinem Vater etwas verdienen helfen. Aber schade ist es, denn er lernt leicht und gern.“

Nach längerer Unterhaltung, in der der Professor Helm die Überzeugung erlangt hatte, dass Werners brave Leute waren, ging der alte Herr wieder fort. Er zog nun bei Leopolds Lehrer Erkundigungen über diesen ein und erfuhr, dass er in der Tat ein fleißiger und strebsamer Schüler sei. Herr Heim freute sich darüber und beschloss, sich des braven Jungen anzunehmen.

In den nächsten Tagen machte Herr Helm der Familie Werner abermals einen Besuch und sagte zu dessen Eltern: „Ich habe die Überzeugung erlangt, dass Ihr Sohn Leopold nicht nur ein gutherziger, sondern auch ein fleißiger und begabter Knabe ist. Seinem lobenswerten Wunsch, Lehrer zu werden, steht nur der Mangel an Geldmitteln entgegen. Ich bin ein alter Mann ohne nähere Verwandte und besitze etwas mehr, als ich verbrauche. Da mir der Junge gefällt, so will ich ihm die Mittel gewähren, sich fortzubilden und ein tüchtiger Volkslehrer zu werden, vorausgesetzt,

dass er brav und fleißig bleibt. Dafür verlange ich nur, dass er in der freien Zeit auf eine Stunde zu mir kommt, um mein einsames Alter aufzuheitern und zu erfreuen. Nun fragt es sich nur, ob seine Eltern darauf eingehen wollen?“

Mit tausend Freuden und innigem Dank gingen die Eltern auf diesen Vorschlag ein. Niemand aber war glücklicher als Leopold selbst, der seinen Lieblingswunsch mit einem Male so unerwartet erfüllt sah. Mit regem Eifer nutzte er den Unterricht aus, der ihm nun erteilt wurde, und suchte seinem Wohltäter seine kindliche Dankbarkeit zu beweisen, indem er ihn oft besuchte und liebevoll pflegte.

Fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen. Wir finden Leopold in einem freundlichen Städtchen als Lehrer wieder. Er hat mit seiner jungen Frau seinen Einzug in das Schulhaus gehalten und ist der Schuljugend ein treuer Lehrer geworden. Heute ist die Haustür des Schulhauses mit einem breiten Blätterkranz geziert, als wenn ein werter Gast erwartet würde. Ja, Leopold erwartet auch einen sehr werten Gast, den Mann, dem er sein Lebensglück verdankte, Herrn Professor Helm. Als man den Wagen rollen hörte, trat Leopold mit seiner Frau vor die Tür und empfing erfreut seinen Wohltäter. Der alte Herr kam nicht allein, sondern in Begleitung eines jungen Mädchens. Es war Rosalie, Leopolds Schwester, die seit mehreren Jahren zu Helm gezogen war und ihn treulich pflegte. Nun hatte der alte Herr diese Reise unternommen, um sich selbst zu überzeugen, wie es seinem Schützling im Amte und in der eigenen Häuslichkeit erging. Mit Freuden sah er, dass Leopold sich glücklich fühlte. Er verlebte einige frohe Tage mit seinen „geliebten Kindern“, wie er sich ausdrückte, und trat dann befriedigt die Rückreise an, begleitet von seiner treuen Rosalie.

Leopold aber wirkt im Segen weiter an seiner Schule. Wenn er den Religionsunterricht erteilt, unterlässt er niemals, den Kindern ganz besonders den Spruch einzuprägen: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren.“

(Aus „Israel. Jugendfreund“.)

## **Berthold Auerbachs Mutter.** Von S. Rothschild.

Im Jahre 1881 feierten der Großherzog und die Großherzogin von Baden das Fest der silbernen Hochzeit. Unter anderen sinnigen Gaben sollte dem großherzoglichen Paare eine Schrift überreicht werden, welche nur Beiträge von badischen Schriftstellern enthalten sollte oder von solchen, die dem großherzoglichen Hofe nahestanden. Zu letzteren gehörte in erster Linie Berthold Auerbach, der sich, wie aus seinen Briefen an Jakob Auerbach hervorgeht, mit allerlei Plänen für diese Schrift trug, schließlich aber alle fallen ließ und sich zu nachstehender literarischen Gabe entschloss, welche, da das Werk nicht im Buchhandel erschien, nur wenigen bekannt wurde.

### Geschichten meiner Mutter.

Wenn mir bei echten Menschen wohl und heimisch ist, erzähle ich gern von meiner Mutter, und so meine ich, ich dürfte auch dem herzlich verehrten großherzoglichen Paare zu seinem Ehrentage davon erzählen.

Mein Vater starb 1840, meine Mutter 1852. Wir waren elf Geschwister, sechs Schwestern und fünf Brüder. Meine Mutter hat von uns allen Enkel erlebt.

Als wir Geschwister noch alle zu Hause waren, gab es natürlich auch Reibereien und Streitigkeiten unter uns, und da erzählte die Mutter gerne eine Geschichte.

Sie hatte in ihrer Jugendzeit viel im Hause des Rabbi Jehuda gelebt, der neben meinem großelterlichen Hause, dem Gasthofe zum Ochsen, in Nordstetten wohnte. Wenn meine Mutter den Namen Rabbi nannte, verbeugte sie sich stets ehrfurchtsvoll und sagte die üblichen hebräischen Worte, die in deutscher Sprache lautem „Das Andenken des Frommen sei gesegnet.“ Wenn wir Geschwister also in Streit geraten waren, sagte sie: „Kinder, lasst euch erzählen, was ich von Rabbi Jehuda, gesegnet sei sein Andenken, gehört habe.

Auf dem Grund und Boden der Geschwisterliebe ist der heilige Tempel zu Jerusalem erbaut worden.

Als König Salomo den Tempel bauen wollte, lag er eines Nachts unruhig in seinem Bette und konnte nicht schlafen, denn

er wusste nicht, wohin er den Tempel bauen sollte. Da rief ihm eine Stimme vom Himmel zu: ‚Steh auf und geh hinauf auf den Berg Zion, da ist der Boden. Dort haben zwei Brüder zwei Acker nebeneinander; der eine Bruder ist reich und hat viele Kinder, der andere Bruder ist arm und hat keine Kinder. Sie haben heute am Tage geerntet und Garben gebunden, und jetzt in der Nacht steht der arme Bruder am unteren Ende seines Ackers und denkt: mein Bruder ist zwar reich, aber er hat so viele Kinder, ich will ihm von meinen Garben geben.

Der reiche Bruder steht am oberen Ende seines Ackers und denkt: Ich habe zwar viele Kinder, aber mein Bruder ist so arm, ich will ihm von meinen Garben geben.

Geh hinaus, und du wirst sehen.‘

König Salomo ging hinaus, und da sah er, wie der eine Bruder am oberen Ende Garben herüberschob und der andere Bruder am unteren Ende Garben hinüberschob.

König Salomo hat die Acker erworben und darauf den Tempel erbaut.

Kinder, merkt euch das: Auf Grund und Boden der Geschwisterliebe ist der Tempel Zion erbaut worden.“

\*\*\*

Mein jüngster Bruder Julius war als Arzt nach Amerika ausgewandert. Er schrieb der Mutter oft, er werde ihr etwas schicken. Da er das Versprechen oft wiederholte, schrieb ihm die Mutter einen Brief. (Sie konnte nicht in deutscher Schrift schreiben, sie schrieb deutsch mit hebräischen Buchstaben.)

Der Brief lautete ungefähr:

Lieber Sohn Julius! Du schreibst mir, dass Du mir was schicken willst. Ich will Dir ein Raatsel (so nannte sie eine Parabel) erzählen:

Es war einmal ein König, der ging mit seinem Hofstaat auf die Jagd. Auf einem Berge ließ er sich eine Mahlzeit herrichten, und da sah er einen Hirten im Tal bei seiner Herde. Der König schickte einen Hofbedienten zu dem Hirten, er solle kommen und mit dem König speisen. Der Hirte ließ sagen, er bedanke sich recht schön, könne aber heut nicht kommen, denn er

habe heute Fasttag. Da schickte der König wieder und ließ sagen, er solle heute essen und morgen fasten, und da ließ der Hirte sagen: „Der König soll mir als gewiss versprechen, dass ich morgen noch leben werde.“

Deine getreue Mutter Edel.

\*\*\*

Eine wundersame Geschichte, deren Ursache die Mutter war, hat sie nicht mehr erlebt, aber sie mag doch erzählt werden:

Ein Brudersohn der Mutter, der das Metzgerhandwerk bei seinem Vater erlernt hatte, war nach Amerika ausgewandert und seit vielen Jahren verschollen. Eines Tages aber erschien er im Dorfe und bewies, dass er so wohlhabend wie wohltätig sei.

Der Vetter war ein kräftiger Mann. Er sprach sehr wenig und hatte eine Art spanisch-vornehmer Haltung, denn er kam aus dem spanischen Amerika; er wollte die Heimat noch einmal sehen und sie auch seiner Frau zeigen. Diese war eine dunkelfarbene Kreolin von schwachem Körperbau, und wenn der Vetter ihr sagte: „Manuela, dieser Mann, diese Frau ist soundso mit mir verwandt,“ dann umarmte und küsste Manuela den Vorgestellten und weinte dazu, indem sie anzeigte, dass sie leider keine andere Sprache als Spanisch verstehe.

Eines Tages sagte mir der Vetter: „Ja, es ist mir gewiss hart, dass ich meine Eltern nicht mehr am Leben gefunden habe, aber fast ebenso hart ist es mir, dass deine Mutter nicht mehr lebt, denn ihr verdanke ich mein Schicksal. Du weißt, mein Vater war der Bruder deiner Mutter, und als ich zur Auswanderung gerüstet, von Eltern und Geschwistern begleitet an deinem Elternhaus vorüberkam und deiner Mutter Lebewohl sagen wollte, rief sie mich ins Haus und legte mir mit einem Segensspruch die Hand auf den Kopf; dann gab sie mir etwas in Papier Gewickeltes und Versiegeltes und sagte: ‚Heb’ das gut auf, öffne es nicht, sondern gib es da, wo du bleiben willst, dem ersten Armen, der dir begegnet und dich um eine Gabe ausspricht. Beobachte das fest, und es wird dir gut gehen.‘

Unterwegs erklärte der Lehrer, der mich auch begleitete, dass diese Mitgabe eine alte Sitte sei, die ebenso fein gefühlt als klug

ausgedacht ist; denn wer eine Gabe bei sich trägt, die zur Wohltat bestimmt ist, wird dann ein Sendbote des Guten, und die bösen Mächte haben keine Gewalt über ihn.

Ich vergas natürlich bald dies wie anderes. Ich kam in die Neue Welt. Es ging mir schlecht. Ich ließ mich als Soldat in Mexiko anwerben; wollte ich aber erzählen, was ich erlebt habe, ich würde in Tagen nicht fertig. Ich desertierte mit vier anderen Deutschen. Wir bemächtigten uns eines Kanoe und fuhren einen Strom hinunter — ich weiß den Namen nicht; — aber das Boot schlug um, wir stürzten alle ins Wasser. Was aus meinen Kameraden geworden ist, weiß ich nicht; ich rettete mich ans Land, wanderte tagelang in tiefem Elend durch die Wälder, kniete vor den Hütten der Wilden nieder und legte beide Hände zusammen; ich erhielt Speise und Trank. Ich kam ans Meer und verdingte mich als Schiffskoch. Ich kam nach Buenos-Ayres, ich fand keine Arbeit, verzweifelnd ging ich durch die Straßen; da sprach mich ein Bettler um eine Gabe an, und seht, jetzt fiel mir die Mitgabe deiner Mutter ein; ich fand sie noch und behändigte sie dem Bettler. Plötzlich entstand ein großer Auflauf, der Bettler zeigte den Umstehenden, was ich ihm geschenkt, es war ein Vierteldukaten. Er brachte mir das Geld wieder, ich hätte mich wohl geirrt, ich verneinte. Ein mit zwei stattlichen Pferden bespannter Wagen fuhr heran. Im Wagen saß ein vornehm aussehender Mann. Er stieg aus und fragte, was da vorgehe, und ich erzählte ihm alles; er fand es ehrenhaft, dass ich in meiner Not die Mitgabe nicht für mich verwendet hatte, und als ich ihm auf seine Frage erklärte, dass ich als Koch einen Dienst gesucht habe, eigentlich aber das Metzgerhandwerk gelernt hätte, lächelte er und sagte, da käme ich an den rechten Mann. Er selber war der Besitzer des größten Schlachthauses, und wenn ich dir sagen würde, wieviel Ochsen und Rinder und Schafe täglich da geschlachtet werden, würdest du es für Prahlerei halten. Kurzum, der Mann nimmt mich in sein Haus, und Manuela ist seine Tochter, ich wurde der Schwiegersohn.

Nun denke dir die Freude deiner Mutter, wenn ich ihr das alles hätte erzählen können! Ja, dass meine Eltern tot sind ist hart, aber dass deine Mutter tot ist, ist es mir nicht minder.“

## Aus „Jüdische Sprichwörter und Redensarten“.

Von Ignaz Bernstein

Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge.  
Aus Hartnäckigkeit geht mancher aus dem Paradies in die Hölle.  
Ein Narr sagt, was er weiß; ein Kluger weiß, was er sagt.  
Gute Ware lobt sich selbst.  
Zu viel Bescheidenheit ist halber Stolz.  
Besser ein Schlag von einem Weisen als ein Kuss von einem Narren.  
Gott schickt die Heilung vor der Krankheit.  
Einen Gefallenen tritt man nicht mit Füßen.  
Das Herz ist ein halber Prophet.

Das Wort gleicht dem Pfeil,  
Beide haben Eil'.  
Was nützt Licht und Brill',  
Dem, der nicht sehen will?

(Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.)

### Drittes Rätsel. Von Jehuda Halevi.

a.

Zwar blind, hat's doch ein Aug' im Kopfe,  
Und alle brauchen's, klein wie groß;  
Müht stets sich ab für andrer Kleidung,  
Und ist doch selber nackt und bloß.

b.

Ist klein, kannst's mit dem Arm umspannen,  
Und fasst doch viel ohn' Zahl und Ende.  
Das Auge schaut den Inhalt deutlich,  
Doch nimmer greifen ihn die Hände.

### Viertes Rätsel.

Ohne Füße um die Wette  
Eil' ich fort im schnellsten Lauf,  
Höre Tag und Nacht nicht auf,  
Und bin dennoch stets im Bette.

## Heimat in der Fremde. Von S. H. Mosenthal.

Mein Benjamin will fort? Ich kann's nicht wehren,  
Wie schwer mir auch des Sohnes Abschied fällt.  
Du kannst dich hier nur kümmerlich ernähren,  
Du suchst das Glück in einer neuen Welt.  
So werd' ich dich wohl hier nicht wiedersehen,  
Denn karg gezählt sind meine Tage schon;  
Je nun, des Herren Wille mag geschehen,  
Er segne und behüte dich, mein Sohn!“ —

Er reißt sich los vom warmen Mutterherzen  
Und wiederholt noch einmal still den Schwur,  
Den letzten Rest der weichlichen Natur,  
Der bittern Abschiedsträne letzte Spur  
Mit festem Sinn beharrlich auszumerzen.  
Er ist ein Mann! Zu ringen gilt's, zu wagen,  
Zu kämpfen mit dem widerspenst'gen Glück,  
Und zieht es neidisch wieder sich zurück,  
Es wie ein Held gewaltsam heimzutragen.

Und wie er nun an Bord des Schiffes steht,  
Den letzten Gruß den Seinen heimzusenden,  
Und es ihm warnt und mild entgegenweht,  
Wie Segenshauch von warmen Mutterhänden;  
Da malt er sich im Geist das gold'ne Glück,  
Damit das schwanke Herz daran erstarke,  
Und rasch nach Westen wendet er den Blick,  
Und rasch nach Westen fliegt die ries'ge Barke.

Die Jahre fliehn! Er hat, was er gewollt,  
Im Kampf hat er das neid'sche Glück bezwungen,  
Allein noch größern Sieg hat er errungen,  
Den prakt'schen Sinn errang er mit dem Gold,  
Und von der weichlichen Empfinderei,  
Die liebend haftet an der Scholle Erde,  
Sich heimlich sehnet nach dem Mutterherde,  
Fühlt er sein Herz genesen nun und frei.

Das, was die Liebe für ihr eigen hält,  
Was Glaube, Heimat unsichtbar verbunden,  
Belächelt er; sein eigen ist die Welt,  
Den gold'nen Schlüssel hat er ja gefunden! —

Einst wandelt er am Hafen auf und nieder,  
Da tritt ein armer Jude vor ihn hin,  
Betrachtet lang und forschend Benjamin,  
Fremd scheint er ihm und doch bekannt auch wieder.  
So englisch ihm der reiche Herr auch deucht,  
Die Züge sind's, er ist es doch vielleicht.  
„Nicht wahr! Du kennst mich!“ ruft er endlich aus,  
„Der Nathan bin ich ja von dir zu Haus.  
Grad' komm' ich an und will mein Glück probieren,  
Hat's dir geglückt, so kann ich's auch riskieren!“

Und schnell will Benjamin vorübergehen,  
Er schämt sich ja des längstvergess'nen Tones,  
Doch plötzlich bleibt er vor dem Alten stehn, —  
Tief klingt die Saite in der Brust des Sohnes —  
Und reicht die Hand ihm freundlich hin und spricht:  
„Bringst du von meiner Mutter mir Bericht?“  
Und der: „Was willst du noch Bericht von mir?  
Sie werden dir doch schon geschrieben haben?  
Die Frau war alt, der Friede sei mit ihr,  
Lag b'omer war's, da hat man sie begraben!“

Und wie ein Blitzstrahl trifft den Sohn dies Wort,  
Er schleicht sich still in das Getümmel fort,  
Will niederkämpfen seines Herzens Pochen,  
Allein umsonst, die Kraft ist ihm gebrochen,  
Und Sehnsucht füllt sein Herz mit Leid und Lust  
Nach einer mitleidvollen Bruderbrust.  
Doch sieh, die weib'schen Bande sind erschlagen.  
Wer hat hier Zeit, nach seinem Schmerz zu fragen?  
Fremd wogt um ihn das bunte Marktgewühl,  
Hier kauft man alles — nur kein Mitgefühl;  
Der gold'ne Schlüssel schließt die Herzen nicht,  
Fremd jeder Ton, fremd jedes Angesicht,

Und in der großen Welt, die ganz nun sein,  
Steht er am Ziele jetzt — fremd und allein.

Er blickt empor mit schmerzlichem Verlangen;  
Da fühlt er plötzlich seine Hand erfasst.  
Der alte Nathan ist ihm nachgegangen  
Und spricht: „Wenn du’s von mir erfahren hast,  
So tut mir’s leid. Geschehen ist geschehn,  
Und was von Gott kommt, soll man ruhig tragen.  
Ich geh’ zur Schul’ jetzt, willst du mit mir gehn,  
So kannst du deiner Mutter Kadisch sagen.“

Durch enge Gassen wandeln stumm die zwei  
Und treten schweigend in des Tempels Pforten.  
Da murmelt’s leise von Gebetesworten,  
Da summt’s in altbekannter Melodei;  
Da füllen sich um Benjamin die Räume  
Mit Bildern halbvergess’ner Jugendträume,  
Er lauscht der Sprache, die dem Kind geklungen,  
In der, wenn er die Sabbatnacht begrüßt,  
Sein frommer Vater Psalmen einst gesungen,  
In der die Mutter segnend ihn geküsst.  
Und wie er hintritt zu dem heil’gen Schrein,  
Um der Verklärten an des Altars Stufen  
Den letzten Gruß der Liebe nachzurufen,  
Und tönend stimmt die Gemeinde ein —  
Da überkommt’s ihn wie in frühern Tagen,  
Er sieht die Mutter festlich weiß geschmückt,  
Er sieht sie gegen Osten fromm gebückt,  
Omen, jehe schme rabbo sagen,  
Und tränenvoll hebt sich sein Aug’ empor,  
Und wieder hat sein Herz, was er verlor.

Es schweigt der Chor, das Traumbild ist zerronnen.  
Doch einen süßen Trost hat er gewonnen:  
Die ihn umstehn in wehmutsvollem Kreise,  
Sie beten ja mit ihm dieselbe Weise,  
Sie scheinen mit um seinen Schmerz zu weinen;  
Er fühlt sich heimisch, fühlt sich bei den Seinen.

## **Judas Tod.** Von J. Löwenberg

**E**s dämmert im Osten, die Schatten fliehen,  
Die Palmen beben im Morgenwind;  
Auf goldenen Schwingen die Wolken ziehen,  
Die Gipfel des Hermon rosig erglühen,  
Und strahlend, in schimmernder Pracht beginnt  
Die Sonne den Sieges-, den Heldenlauf.  
Der Tag ist da; wacht auf, wacht auf!

Sie sind erwacht. Vom Walde, auf steilem Bergespfad  
Das Heer der Makkabäer zum Kampf gerüstet naht.  
Ein Heer die Schar, die kleine? Nur wen'ge hundert Mann!  
Ein Herr, ein mächt'ges, großes, — es zieht ein Held voran.

Sie sind im Tal, sie rasten. Der Führer prüft die Reih'n;  
Da recken sich die Häupter, auf glänzt des Auges Schein;  
Ein Widerstrahl vom Lichte, das seinen Blick erhellt,  
Erwärmend, tatenzündend in alle Herzen fällt.

„Dank euch, die ihr geblieben, die treu noch auf der Wacht,  
Was sich nicht sicher fühlte, stahl uns die dunkle Nacht.  
Frei ließ ich alle wählen; wer krank ist, geh' nach Haus.  
Sie waren krank, sie flohen in Schimpf und Schmach hinaus.

Ob Tausende zu Hundert uns heut geworden sind —  
Treu bleibt das Korn dem Boden, die Spreu entführt der Wind.  
Kämpft hier die Zahl allein denn, ist's nur der Arm, das Schwert?  
Das Herz ist's, meine Brüder, mit Treu' und Mut bewährt!

Wir siegen, müssen siegen, der Kampf sei noch so heiß!  
Wir dürfen nimmer weichen, zu herrlich ist der Preis,  
Was eure Seele Großes und Schönes je empfand,  
Ihr kämpft darum: Um Freiheit, um Gott und Vaterland!

Wohl ist der Tempel unser. Des Tags vergess' ich nicht,  
Da wir darin entzündet das heil'ge reine Licht.  
Nun stehn die Hallen offen, geweiht ist der Altar,  
So bringt heut unserm Gotte das rechte Opfer dar!

Seht, wie die Palmen grüßen im lichten Morgentau!  
Hört ihr des Jordans Rauschen durch ferne duft'ge Au?  
Und ist's zum letzten Male, so rauscht im Wellendrang  
Der Zeiten unvergänglich von eurem Ruhm der Sang!

Noch einmal Dank, ihr Brüder; ihr wisst, wie ich's gemeint.  
Erhebt die Hand zum Schwure: hier Juda, dort der Feind,  
Und mit uns allerwegen der Herr, Gott Zebaoth!“  
Vom Berge hallt es wider: In Freiheit oder Tod!

Durchs Tal des Abends Schatten gehen,  
Blutrot die Sonne im Westen sank;  
Die jauchzend ihr morgens entgegengesehen,  
Sie ruhen stumm auf des Berges Höhen,  
Wo sie der Tod nur, kein Feind bezwang.  
Um den Führer geschart, ruht Mann bei Mann.  
Schlaft still, schlaft still! — Die Nacht bricht an.

(Aus „Aus jüdischer Seele“ von J. Löwenberg. Verlag M. Glogau jr., Hamburg.)

## **Der Trost Israels.** Aus dem Talmud.

Ein König verlobte sich einem sehr schönen Mädchen und begab sich dann auf eine lange Reise.

Die Monate und die Jahre vergehen, und der König kehrt nicht zurück. Die Genossinnen der Braut sagen ihr immer wieder: „Arme Verlassene, der König wird nie mehr zurückkehren.“

Das Mädchen kränkte und bekümmerte sich ob dieser Worte und schloss sich in ihre Gemächer, um zu weinen.

Dann nahm sie die königliche Schrift zur Hand, in welcher er ihr die Krone und das Reich versprach, und verscheuchte bald jeden Verdacht und war wieder heiter und froh.

Endlich kehrt der Fürst zurück und sagt: „Wie konntest du mir nach so vielen Jahren die Treue bewahren?“ „Herr!“ antwortete die Jungfrau, „ich hatte deine Schrift zum Pfande; das königliche Wort trügt nie.“

So sagen die Nationen der Erde mit spöttischem Tone zu Israel: „Euer Gott hat euch verlassen.“

Und Israel versammelt sich bekümmert und weinend in seinen

Tempeln und Lehrhäusern und liest in den heiligen Büchern die göttliche Verheißung der Erlösung und stärkt sich wieder von neuem.

Wenn die Tage erfüllt sein werden, wird Gott zu Israel sprechen: „Wie hast du mir so lange Zeit Treue bewahren können?“ „Mein Gott,“ wird Israel antworten, „ich hatte zum Unterpand dein Gesetz.“

## **Das wiedergefundene Geld.**

Von Prof. Dr. B. Kuttner.

**Z**ur Zeit des Königs Salomo zogen drei jüdische Kaufleute aus, um Waren einzukaufen. Unterwegs kamen sie in einen großen Wald, der gar kein Ende nehmen wollte, und da es Nacht geworden war, verirrte sich der eine von ihnen, so dass er allein den Weg fortsetzen musste.

Er fürchtete sich aber, weil er viel Geld bei sich hatte; und da er niemand kannte, dem er es hätte anvertrauen können, so beschloss er es zu vergraben, bis er seine Reisegefährten gefunden haben würde.

So ging er auf ein Feld, fand dort ein großes Loch und vergrub darin das Geld. Vorher hatte er sich sorgfältig nach allen Seiten umgesehen und sich überzeugt, dass er keinen Augenzeugen hatte. Aber der Eigentümer des Feldes hatte es doch gesehen, grub das Geld wieder aus und nahm es mit sich.

Als nun der Kaufmann nach einigen Tagen sein Geld holen wollte, fand er es nicht mehr. Da begann er zu schreien und zu jammern: „Ich armer Mann, was soll ich nun beginnen? Ich hatte doch niemand gesehen, und doch ist mir mein Geld gestohlen worden!“

In seiner Verzweiflung begab er sich zum König Salomo und klagte ihm sein Leid.

Der König sprach: „Mein Sohn, zuvörderst geh hin und erfrage, wem das Feld gehört, auf welchem du dein Geld vergraben hattest. Dann gehst du zum Eigentümer des Feldes und sprichst zu ihm: ‚Lieber Freund, ich habe mir sehr viel Geld auf die Reise mitgenommen; nun habe ich aus Furcht, dass man es

mir stehle, einen Teil davon vergraben, den größeren Teil aber habe ich noch. Nun bin ich im Zweifel, ob ich auch diesen bei dem anderen Gelde vergraben soll oder auf einem anderen Platze, oder ob ich es lieber einem zuverlässigen Mann zum Aufheben gebe.‘ Was dir dann der Eigentümer des Feldes raten wird, das tu!“

Der Kaufmann tat, wie ihm der König geraten hatte, erforschte den Eigentümer des Feldes und redete diese Worte zu ihm. Da sagte der Eigentümer: „Lege doch das Geld dahin, wo das andere liegt! Das ist ja am einfachsten.“

Er dachte nämlich, der Kaufmann habe den Diebstahl noch nicht gemerkt und werde deshalb auch das andere Geld dazulegen; dann wollte er sich beides holen. Er tat also schnell das gestohlene Geld wieder in die Erde.

Als aber der Kaufmann sein Geld wiederfand, war er froh, nahm es an sich und eilte von dannen.

Bald kam auch der Eigentümer des Feldes, um das doppelte Geld zu holen, fand aber das Loch leer und merkte zu seinem Ärger, dass er überlistet war.

So hat der Kaufmann durch den weisen Rat des Königs sein Geld wiederbekommen.

(Aus Kuttners „Sagen und Legenden“. Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.)

## **Unbekehrt.** Von Bruno Lessing.

**D**er Missionsprediger Thomas Gillespie, der eben eine Predigt hielt, um die versammelten Juden zum Christentum zu bekehren, musste unwillkürlich seine Augen auf einen hochgewachsenen alten Mann in der ersten Reihe des Menschenhaufens, der ihn umdrängte, richten; es fiel ihm auf, wie durchdringend die großen braunen Augen dieses Menschen ihn anblickten. Plötzlich traf ein Stein den Prediger mitten ins Gesicht, drohende Rufe wurden laut, enger und enger umschloss ihn die Menge, und es würde ihm übel ergangen sein, wenn sich der große braunäugige Mann nicht in diesem Augenblick umgewandt und mit einer Stimme, welche wie ein Trompetenstoß durch den Lärm drang, gerufen hätte:

„Rührt ihn nicht an! Zurück!“

Die Menschenmasse kam zu einem plötzlichen Halt. Den Rücken

zu dem Prediger gewandt und in die zornroten Gesichter vor ihm schauend, wiederholte der Sprecher:

„Rührt ihn nicht an! Er ist ein ehrlicher Mann und hat nichts Böses gegen uns im Sinn. Was er tut, tut er aus Überzeugung — er ist nur im Irrtume. Und wer noch einen Stein nach ihm wirft, macht sich eines Verbrechens schuldig. ‚Vor meinem Angesicht‘ spricht der Herr, ‚ist kein Unterschied zwischen Juden und Heiden. Wer Gutes tut, dem will ich dafür lohnen.‘ Geht eures Weges, Freunde!“

Wie Öl auf sturmerregte Wogen wirkten die Worte; in wenigen Minuten hatte sich der Menschenhaufen zerstreut, und der Sprecher konnte dem zu Boden gestürzten Prediger von der „Ostseite-Juden-Mission“, dessen erster Straßengottesdienst ein so plötzliches Ende gefunden hatte, aufhelfen.

„Freund,“ sagte er dann zu dem Geistlichen, „haben Sie ein paar Minuten Zeit? Wenn ja, so begleiten Sie mich nach Hause. Ich wohne ganz in der Nähe und möchte gern mit ihnen reden.“

Gillespie war vollkommen fassungslos; die Vorgänge der letzten Minuten hatten geradezu betäubend auf ihn gewirkt. Er war jung und voller Begeisterung; die Idee, die Juden der Ostseite zum Christentum zu bekehren, entstammte seinem Hirn allein, war ganz und gar sein Unternehmen, das er ohne irgendwelche Bezahlung und ohne Aussicht auf irgendwelchen Lohn unternommen hatte. Da er Deutsch recht gut sprach und auch etwas Russisch verstand, hatte es ihn nicht viel Zeit gekostet, sich den eigentümlichen, russisch-deutsch-hebräischen Dialekt zu eigen zu machen. Dann kam dieser Straßengottesdienst, der plötzliche Ausbruch verachtungsvollen Spottes, der sich zur Wut steigerte, ehe er noch ein paar Dutzend Worte der feierlichen, von ihm so sorgsam ausgearbeiteten Predigt gesprochen, der Ansturm, der Stein, der seine Wange traf und — nur dunkel erinnerte er sich daran — das energische Eingreifen des jetzt neben ihm Stehenden zu seinem Schutze. Wie gern war er bereit, den Helfer aus der Not zu begleiten oder sonst irgendetwas zu tun, um ihm seine Dankbarkeit zu zeigen, umso mehr, da er ja dort einen Moment der Erholung finden würde. Er fühlte das Bedürfnis, über das vorgefallene in Ruhe nachdenken zu können.

Sein Beschützer führte ihn in eine nahebei gelegene, große Mietskaserne, leitete ihn durch den Hof nach dem Hintergebäude und schritt ihm dann voran, — vier schmutzige, steile Treppen empor. Oben angelangt, öffnete er eine Tür, und der Geistliche trat in einen Raum, welcher, den sehr gemischten Gerüchen nach zu schließen, gleichzeitig als Wohn-, Schlaf-, Esszimmer und Küche diente. In der einen Ecke stand ein Sofa, auf welchem ein anscheinend schlafender Mann lag. Sein langer, grauer Bart hob und senkte sich auf der Decke bei den regelmäßigen Atemzügen, aber seine Wangen waren eingesunken und die Hände, welche sich um den Rand der Decke krampften, mager und blutlos.

„Ruhen Sie sich ein wenig aus,“ sagte der große Mann zu dem Geistlichen, „es hat Sie scharf mitgenommen.“

Gillespie setzte sich und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, er war wirklich müde; es schien ihm eine wahre Erquickung, dass er sitzen durfte. Jetzt begann er auch, seinem Beschützer zu danken, aber bei dem Klange seiner Stimme blitzte es in den Augen des Mannes auf.

„Hören Sie zu!“ rief er aus, indem er sich vorbeugte und die Hand gegen den Geistlichen ausstreckte. „Hören Sie auf das, was ich Ihnen sagen werde. Ich habe Sie hierher gebracht, weil ich Sie für einen ehrlichen Mann halte. Sie sind hierher gekommen, um den Juden zu predigen und sie dazu zu bewegen, die Lehren der Propheten zu vergessen und zu glauben, dass der Messias wirklich gekommen sei. Aber um Juden zu predigen, müssen Sie diese Juden erst kennen. Und um Ihnen einen Juden zu zeigen, habe ich Sie hierhergebracht.“

Der alte Mann, den Sie dort sehen, — nein, er schläft nicht. Er stirbt! Sie erschrecken? Seien Sie unbesorgt, er leidet an keiner ansteckenden Krankheit. Die Kunst der Ärzte kann für ihn nichts tun. Er ist ja ein alter Mann, müde vom Kampfe ums Dasein, verbraucht, langsam verlöschend wie ein ausgebranntes Licht. O, er wird seine Augen wieder öffnen, wird auch essen, aber es gibt keine Hoffnung mehr für ihn. In kurzer Zeit muss alles vorüber sein.

Er ist ein Jude. Wir, er und ich, kamen zusammen von Russland hierher und haben nahezu ein Vierteljahrhundert lang

Schulter an Schulter gearbeitet und gestrebt. Für ihn war immer die Religion Lebensluft, und er hätte von ihren Vorschriften und Lehren ebenso wenig abweichen können als leben, ohne zu atmen. Es war ein harter Kampf, diese Sklavenarbeit Jahr für Jahr, vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit, ohne die Möglichkeit, etwas zu sparen, ohne Aussicht, vorwärts zu kommen, ohne Zukunft, ohne Hoffnung. Oft genug verlor ich den Mut, er aber bewahrte immer seinen Frohsinn. Denn er besaß den echten Glauben, der ihn aufrecht hielt, und fand stets ein Lächeln, ein tröstendes Wort oder ein passendes Zitat aus dem Talmud, um auch mir neuen Mut einzuflößen.

Immer von neuem wiederholte er die Mahnung aus dem Talmud, ‚Der Mensch soll nimmer vergessen, dass alles, was Gott tut, zu seinem Besten dient.‘

Aber plötzlich lächelte ihm das Schicksal. Ein unerwartet glücklicher Zufall, sein entschlossenes Zugreifen, ein paar rasche, vorteilhafte Spekulationen machten ihn unabhängig. Er ließ mich sein großes Glück teilen. Wir eröffneten ein kleines Bankhaus auf der Ostseite, und so groß war das Vertrauen, welches ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, dass unser Geschäft in weniger als einem Jahr ein wohlbekanntes und angesehenes war mit Aussichten für die Zukunft, die glänzend genannt werden konnten. Jedoch auch in der Zeit des aufblühenden Wohlstandes blieb er ein frommer Jude. Kein Fest ging unbeachtet vorüber, nichts von den vorgeschriebenen Bräuchen blieb unbeobachtet. Was der Talmud an Werken der Frömmigkeit, Güte und Wohltätigkeit vorschrieb — alles führte er treulich aus.

Dann kam der schwarze Tag — die große Panik vor sechs Jahren —, Sie erinnern sich wohl noch daran? Es ging das Gerücht, dass große Bankhäuser zugrunde gegangen seien, und alle Leute zitterten für ihre Ersparnisse. Ganz urplötzlich, an einem Freitag, zog das Gerücht herauf wie eine schwarze Wolke, welche ihren verderbenbringenden Inhalt am nächsten Morgen zu entladen drohte.

In Haufen kamen alle Kunden auch zu ihm und fragten ihn, ob sein Bankgeschäft am nächsten Tage offen sein würde.

‚Nein!‘ erwiderte er, ‚morgen ist Sabbat.‘

„Dann sind Sie ruiniert!“ riefen sie, „und wir sind ruiniert!“

Er aber entgegnete ihnen in seiner ruhigen Art: „Freunde, ich habe genug Geld erspart, um euch gegen jeden Verlust zu schützen, auch wenn mein Geschäft vom Erdboden verschwindet. Aber morgen ist Sabbat. Sechzig Jahre lang habe ich den Sabbat gehalten, und ich werde es morgen auch tun.““

Die Augen des Erzählers wurden nass, und dicke Tränen rollten ihm über die Backen, als er fortfuhr: „An dem folgenden Montage gab er jedem Manne, jeder Frau und jedem Kinde, die ihm vertraut, jeglichen Penny, den er erspart, und veranlasste mich, ein Gleiches zu tun. Und als das geschehen und der letzte Gläubiger voll befriedigt gegangen war, wandte er sich zu mir und sprach: ‚Der Mensch soll nimmer vergessen, sich zu sagen, dass alles, was Gott tut, zu seinem Besten dient.‘

Und am nächsten Tage — — nun, am nächsten Tage baten wir in einer Fabrik gegen Hungerlohn um Beschäftigung, und dort haben wir seitdem gearbeitet.

Bald wird er friedlich sterben, und ich werde zurückbleiben, um allein weiter zu kämpfen.

Also, Freund, der Mann, welchen Sie dort auf jenem ärmlichen Lager liegen sehen, ist ein Jude!

Wollen Sie ihn bekehren? Was wollen Sie, dass er glauben soll? In welch’ anderen Glauben wollen Sie den seinen umwandeln?

Der jüdische Glaube hat ihn zu dem gemacht, was er war! O, wenn alle Juden so fest hielten an der Religion ihrer Väter wie er — welch leuchtendes Beispiel für die Menschheit!

Ich danke Ihnen, mein Freund. Sie sind mit mir gekommen und haben mir zugehört. Jetzt muss ich für meinen armen Freund sorgen. Möge der Friede Gottes mit Ihnen sein!“

Der Missionsprediger verbeugte sich und schritt hinaus, ohne ein Wort zu sprechen. Aber seine Lippen bebten.

Einen zweiten Straßengottesdienst hat Thomas Gillespie nicht abgehalten.

(Aus „Jung-Israel“.)

## **Saul Wahl, der Eintagskönig von Polen.**

Von Prof. Dr. B. Kuttner.

**Z**u Padua in Italien lebte in hohen Ehren der gelehrte Rabbiner Samuel Juda. Dessen Sohn Saul wollte nicht nur andere Länder sehen, sondern auch die scharfsinnigen Talmudisten Polens, deren Ruhm damals die Judenheit erfüllte, kennen lernen. Er begab sich also auf den Weg in jenes große Land und ließ sich endlich in der Stadt Brzesc nieder. Hier hat er sich verheiratet und in ärmlichen Verhältnissen gelebt.

Es begab sich aber um dieselbe Zeit, dass ein polnischer Fürst aus dem Hause Radziwill gleichfalls auszog, um sich die Welt anzusehen. Er machte großen Aufwand, wie es manche Fürsten lieben, und geriet dadurch allmählich in Geldverlegenheit. In Padua angelangt, musste er haltmachen, da seine Mittel gänzlich erschöpft waren.

Nun hatten die polnischen Edelleute die Gewohnheit, in Geldgeschäften sich der Juden zu bedienen. Der Fürst beschloss also, sich hier an einen zuverlässigen Juden zu wenden, ließ sich zum Rabbiner führen und offenbarte ihm seine Not. Juda Samuel verschaffte ihm auch bereitwillig so viel Gold, als der Fürst beehrte.

Erfreut sprach dieser: „Mein lieber Rabbi, Ihr habt mir da so große Freundlichkeit erzeigt und Hilfe in der Not verschafft, dass ich mich euch verpflichtet fühle. Drum, habt Ihr einen Wunsch, den ich erfüllen kann, so sagt ihn mir!“

„Mein gnädiger Fürst,“ erwiderte der Rabbiner, „erweist Gunst den Juden, die Eurer Herrschaft untergeben sind! Und wollt Ihr weiter mir gefällig sein: ich habe einen Sohn zu Brzesc im Lande Polen, so nehmt Euch seiner an, wenn's nötig ist!“

Der Fürst versprach das gern, schrieb sich den Namen dieses Sohnes auf, und als er nach vollbrachten Reisen heimgekehrt, so war sein erstes, dass er ihn aufsuchte. Er gefiel ihm so, dass er ihn zu seinem Freunde machte, sich seiner Klugheit und Weisheit, zumal in Staatsangelegenheiten, oft bediente und ihn auch den anderen Herren des hohen Adels empfahl. Alle fanden an dem klugen Juden, der auch ein schöner, stattlicher Mann war, ein solches Wohlgefallen, dass er geradezu ihr Liebling wurde.

Da starb der König von Polen, und es sollte ihm ein Nachfolger gewählt werden. Hierzu versammelte sich der höchste Adel des Landes, aber über die Person des zu Wählenden konnte keine Einigung erzielt werden. Tag um Tag verging, schon erschien der festgesetzte Tag, bis zu welchem nach dem polnischen Wahlgesetz ein König gewählt sein musste, und noch hatte man sich nicht geeinigt. Schon neigte sich der Tag, da schlug Fürst Radziwill den Herren vor, den Juden Saul bis zum folgenden Tage zum König auszurufen. Das geschah, und alle riefen aus: „Es lebe unser König Saul!“

Hiervon behielt Saul den Beinamen Wahl. Er regierte zwar nur bis zum nächsten Tage, doch hat er auch in dieser kurzen Zeit es nicht versäumt, das Wohl der Juden zu fördern. Ins Buch, worin die Könige von Polen ihre Wünsche und Gesetze schreiben, schrieb er so manche günstige Bestimmung für die Juden.

Am folgenden Tage wurde man endlich über die Person des Thronfolgers einig. Saul Wahl legte seine Würde nieder, und der neue König konnte gewählt werden.

Ob auch der Königsglanz Saul Wahl nur kurze Zeit bestrahlte, die Kunde davon lebt bei seinen Nachkommen und wird in seinem Volke nicht vergessen.

(Aus Kuttners „Sagen und Legenden“. Verlag von J. Kauffmann Frankfurt a. M.)

### **Drei Fragen.** Von Leo Tolstoi.

**E**s war einmal ein König, der dachte bei sich, dass, wenn er immer die Zeit wüsste, wann er jedes Geschäft vornehmen solle, wenn er ferner wüsste, mit welchen Menschen er sich abgeben oder nicht abgeben solle, und wenn er vor allem stets wüsste, welches von allen Geschäften das wichtigste sei, — dass ihm alsdann nichts fehlschlagen könne. Und nachdem er also bei sich gedacht hatte, ließ er in seinem Reiche bekannt machen, dass er denjenigen reich belohnen wolle, der ihn lehren würde, wie man für jedes Geschäft den richtigen Zeitpunkt finden könne, wie man ferner wissen könne, welche Leute einem am nötigsten seien, und wie man endlich darin nicht irren könne, welches von allen Geschäften das wichtigste sei. Und es kamen gelehrte Leute zum Könige und gaben auf seine Fragen bald diese, bald jene Antwort.

Die erste Frage beantworteten die einen dahin, dass, damit

man für jedes Geschäft den richtigen Zeitpunkt finde, man zuvor eine Einteilung der Tage, Monate und Jahre vornehmen und sich streng an diese Einteilung halten müsse. Nur dann, meinten sie, würde jedes Geschäft zur rechten Zeit seine Erledigung finden. Eine zweite Gruppe sagte, dass man nicht im Voraus darüber entscheiden könne, welches Geschäft man zu dieser oder jener Zeit vornehmen werde, und dass man sich nicht mit leerem Zeitvertreib aufhalten, sondern stets auf den Gang der Dinge achten und im gegebenen Augenblick das, was erforderlich sei, tun solle. Eine dritte Gruppe sagte, dass, wie aufmerksam der König auf den Gang der Dinge achten möge, ein einzelner Mensch doch unmöglich in jedem Falle richtig entscheiden könne, was zu dieser oder jener Zeit geschehen solle, sondern dass er hierzu einen Rat von weisen Männern haben und nach deren Erwägung entscheiden müsse, was zu jeder Zeit getan werden solle. Eine vierte Gruppe endlich sagte, dass es Geschäfte gebe, bei denen keine Zeit sei, die Ratgeber zu fragen, bei denen vielmehr sofort entschieden werden müsse, ob der richtige Augenblick da sei, sie zu beginnen oder nicht. Um dies aber zu entscheiden, müsse man im Voraus wissen, was geschehen werde. Das könnten nur die Zauberer wissen, und darum müsse man, um den richtigen Zeitpunkt für jedes Geschäft zu finden, die Zauberer darüber befragen.

Ebenso verschieden waren die Antworten auf die zweite Frage. Die einen sagten, dass dem Könige diejenigen am nötigsten seien, die ihn bei den Regierungsgeschäften unterstützten; die anderen sagten, dass die Priester ihm am nötigsten seien; die dritte Gruppe sagte, die Ärzte seien ihm am nötigsten, und die vierte sagte, dass die Krieger ihm nötiger als alle anderen Menschen seien.

Auf die dritte Frage, welches wohl das wichtigste Ding sei, antworteten die einen, das Wichtigste in der Welt seien die Wissenschaften; die anderen sagten, die wichtigste Sache sei die Kriegskunst; noch andere sagten, wichtiger als alles andere sei die Gottesverehrung.

Alle Antworten waren voneinander verschieden, darum stimmte der König keiner von ihnen bei und gab niemandem die versprochene Belohnung. Um aber doch irgendeine befriedigende Antwort auf seine Fragen zu erhalten, beschloss er, sie einem Ein-

siedler vorzulegen, der wegen seiner Weisheit weit und breit berühmt war. Der Einsiedler lebte in einem Walde, den er nie verließ, und pflegte nur schlichte Leute bei sich zu sehen. Darum legte der König einfache Kleider an, und als er in die Nähe der Einsiedlerklause kam, ließ er seine Leibwache in einiger Entfernung halten, stieg vom Pferde und schritt allein auf die Klause zu.

Als der König hier anlangte, grub der Einsiedler gerade die Beete vor seinem Häuschen um. Als er den König erblickte, begrüßte er ihn und machte sich sogleich wieder an seine Arbeit. Der Einsiedler war schwächig und schwach; und so oft er den Spaten in die Erde stieß und die kleinen Erdklumpen aufwarf, ächzte er schwer.

Der König trat auf ihn zu und sprach:

„Ich bin zu dir gekommen, weiser Einsiedler, um von dir die Beantwortung dreier Fragen zu erbitten: welche Zeit für jedes Geschäft zu wählen sei, dass es einen hinterher nicht gereue; welche Menschen einem die nötigsten seien, und mit welchen man sich füglich mehr, mit welchen weniger abgeben solle; welche Geschäfte endlich die wichtigsten seien, und mit welchen man sich darum vor allen anderen befassen solle.

Der Einsiedler hörte den König an, antwortete jedoch nicht, sondern spuckte in seine Hand und fuhr fort, den Boden umzugraben.

„Du bist müde geworden,“ meinte der König — „gib mir deinen Spaten, ich will für dich weitergraben.“

„Ich danke dir,“ sprach der Einsiedler, gab dem Könige den Spaten und setzte sich auf die Erde.

Als der König zwei Beete umgegraben hatte, hielt er ein und wiederholte seine Fragen. Der Einsiedler antwortete nicht, sondern stand auf und streckte die Hand nach dem Spaten aus.

„Jetzt ruhe du aus, lass mich weitergraben,“ sprach er.

Aber der König gab ihm den Spaten nicht, sondern fuhr fort zu graben. Eine Stunde verging und noch eine zweite; die Sonne verschwand bereits hinter den Bäumen, und der König stieß den Spaten in den Boden und sprach:

„Ich bin zu dir gekommen, weiser Mann, um Antwort auf

meine Fragen zu heischen. Wenn du nicht antworten kannst, dann sag' es, und ich gehe wieder heim.“

„Sieh, da kommt jemand gelaufen,“ sprach der Einsiedler, — „lass uns sehen, wer es ist.“

Der König wandte sich um und sah, dass vom Walde her ein bärtiger Mann hastig auf die Klause zulief. Er hielt sich mit den Händen den Leib; unter seinen Händen rann das Blut hervor. Als der bärtige Mann den König erreicht hatte, brach er zusammen, seine Augen schlossen sich, und er lag unbeweglich und stöhnte nur leise. Mit Hilfe des Einsiedlers öffnete der König die Kleider des Menschen“ In seinem Unterleib war eine tiefe Wunde. Der König wusch sie, so gut er konnte, und verband sie mit seinem Taschentuch und dem Handtuch des Einsiedlers. Aber das Blut hörte nicht auf zu rinnen, und der König musste mehrmals den von dem warmen Blute durchfeuchteten Verband abnehmen und die Wunde von neuem waschen und verbinden. Als das Blut gestillt war, erwachte der Kranke und verlangte zu trinken. Der König holte frisches Wasser und gab dem Verwundeten zu trinken. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und es war kühl geworden. Der König trug den Verwundeten mit Hilfe des Einsiedlers in die Klause und legte ihn auf das Bett. Als der Verwundete auf dem Bett lag, schloss er die Augen und ward still. Der König aber war von der Arbeit und dem Hin- und herlaufen so müde geworden, dass er sich an der Schwelle der Klause ausstreckte und gleichfalls einschlief. Er schlief so fest, dass er die ganze Nacht hindurch nicht ein einziges Mal erwachte und des Morgens, als er die Augen öffnete, lange nicht begreifen konnte, wo er sich befand, und wer dieser seltsame, bärtige Mensch war, der da auf dem Bette lag und ihn mit seinen glänzenden Augen so durchdringend anschaute.

„Verzeih mir!“ sprach der Bärtige mit schwacher Stimme, als er bemerkte, dass der König erwacht war und ihn ansah.

„Ich kenne dich nicht und habe dir nichts zu verzeihen,“ sprach der König.

„Du kennst mich nicht, ich aber kenne dich. Ich bin dein Feind und habe geschworen, mich an dir zu rächen, weil du meinen Bruder hingerichtet und mich meines Vermögens beraubt hast. Ich wusste, dass du allein zu dem Einsiedler gehen wolltest, und

ich hatte beschlossen, dich auf dem Rückwege zu töten. Aber der Tag ging zur Neige, und du kamst nicht. Da verließ ich meinen Hinterhalt, um zu erkunden, wo du wärest, und ich fiel deinen Leibwächtern in die Hände. Sie erkannten und verwundeten mich. Ich entkam ihnen, aber der Blutverlust hätte mich getötet, wenn du meine Wunden nicht verbunden hättest. Ich wollte dich töten — und du hast mir das Leben gerettet. Wenn ich jetzt am Leben bleibe und du mich nicht von dir stößest, will ich dir dienen als dein treuester Sklave und dasselbe auch meinen Söhnen gebieten. Verzeihe mir!“

Der König war hochofrenut darüber, dass er sich auf so leichte Art mit seinem Todfeinde versöhnen konnte, und verzieh diesem nicht nur, sondern versprach auch, ihm sein Vermögen zurückzugeben. Auch seine Diener und seinen Leibarzt wollte er ihm schicken.

Der König nahm von dem Verwundeten Abschied und trat aus der Klause ins Freie. Seine Augen suchten den Einsiedler. Bevor er von ihm schied, wollte er ihn noch ein letztes Mal bitten, seine Fragen zu beantworten. Der Einsiedler war in seinem Garten — er kroch eben auf den Knien an den gestern gegrabenen Beeten entlang und legte Samenkörner in die Erde.

Der König trat auf ihn zu und sprach:

„Zum letzten Male, weiser Mann, bitte ich dich, mir auf meine Fragen Antwort zu geben.“

„Aber du hast doch die Antwort schon erhalten,“ sprach der Einsiedler, während er auf seinen mageren Schenkeln hockte und dem vor ihm stehenden Könige von unten her einen Blick zuwarf.

„Was sagst du? Ich hätte die Antwort schon erhalten?“ sprach der König.

„Ganz gewiss,“ sprach der Einsiedler. „Hättest du gestern nicht Mitleid mit mir gehabt und statt meiner die Beete umgegraben, sondern dich allein zu deiner Leibwache zurückbegeben, dann hätte dieser Mensch dich überfallen, und du hättest bereut, nicht bei mir geblieben zu sein. Also war's doch die richtige Zeit zum Beetegraben, und ich war der Mensch, der dir im Augenblick am nötigsten war, und das wichtigste Geschäft war, mir Gutes zu tun. Und dann, als jener da zu uns gelaufen kam, war es gerade die richtige Zeit, ihn zu verbinden und zu warten, da er ja sonst, wenn du

seine Wunde nicht verbunden hättest, gestorben wäre, ohne sich mit dir zu versöhnen. Also war er auch für dich der wichtigste Mensch, und das, was du für ihn getan hast, war für dich das wichtigste Geschäft. Merke dir also, dass der richtige Zeitpunkt stets nur der eine ist: der Augenblick; und zwar ist er darum der richtigste und wichtigste, weil wir nur in diesem einen Zeitpunkt Herren unser selbst sind; der wichtigste Mensch ist für dich der, mit dem du im Augenblick zu tun hast, da niemand wissen kann, ob er es überhaupt noch mit einem zweiten Menschen zu tun haben wird; und das wichtigste Geschäft ist — dem, mit dem man im Augenblick zu tun hat, Gutes zu tun, denn einzig darum ward der Mensch ins Leben gesandt.“

(Aus „Drei Legenden“ von Leo Tolstoi. Verlag von Brutto Cassirer, Berlin 1904.)

### **Spinnengewebe.** Von Ludwig August Frankl.

Ich sah der Spinne zu, Es ward ihr Netz zerrissen. Sie webte ohne Ruh' Ein neues, klug beflissen.	So webt sie Tag um Tag, Vollendend und beginnend, Ob man sie stören mag — Ihr Leben weiter spinnend.
Als Silberbrücken spannt Sie weiße Fäden wieder, Und webt das Schleierband Still gleitend auf und nieder.	Wenn dir ein Werk misslang, Bleib, meine Seele, heiter, Und frage nicht: wie lang? Du webe, wirke weiter!

(Aus „Ludwig August Frankl“ von Dr. Eugen Wolbe.)

### **Beruria.** Von Berthold Feiwel.

Solch einen Sabbat sah man lange nicht,  
Es war ein Tag voll Schönheit und voll Licht.  
Nun neigte sich sein Glanz dem Ende zu.  
Die letzten Sonnenstrahlen flogen mahndend  
Ins Schulhaus, wo dem Ruhetag zur Weihe  
Der weise Rabbi Meir Schule hielt.

Des Rabbi Wort war schön wie nie zuvor,  
Es zog wie süßer Harfenklang ins Ohr.  
Des Rabbi Weisheit war wie Gold so klar  
Und seine Frömmigkeit wie Felsen stark.

Und keiner war dem Weisen zu gering,  
Dass er das fromme Fragen ihm verwehrte.  
Sein Wort ward jedem, der danach begehrte,  
Und sieh' — indes die lernbegier'ge Schar  
Mit ihrem Meister Wechselreden tauschte  
Und seiner Lehre wissenstrunken lauschte,  
Zog von den Bergen still die Nacht herab.  
Und dunkel ward's im Saal. Sie merkten's nicht:  
Des Rabbi Wort war schön wie nie zuvor  
Und flammte auf wie morgenhelles Licht.

---

Am Sabbatabend, da der weise Rabbi  
Im Schulhaus Geist und Sinn des Lebens lehrte,  
War in sein eignes Haus der Tod getreten.  
Zwei Söhne hatte Meir, jung und schön;  
Am Sabbatmorgen blütenweiß und rot,  
Am Sabbatabend fällte sie der Tod.

Die Mutter sah den Tod durchs Zimmer gehn.  
Die Mutter sah, wie jäh die zwei erblassten,  
Wie Fieberschauer ihre Körper fassten,  
Und wie die jungen, wilderschreckten Augen  
Im heißen Kampfe mit dem Tode brachen.  
Und zitternd, stöhnend, jammernd, schreiend  
Nahm sie der Söhne Hände in die ihren,  
Den Kindern von dem eignen warmen Leben  
Die letzte Glut, das letzte Blut zu geben, —  
Die Hände, die sie fasste, waren kalt.

Da presste sie die Zähne aufeinander  
Und faltete die Hände zum Gebete.  
Nicht eine Träne feuchtete ihr Auge.  
Indes sie all das namenlose Leid,  
Die unsagbaren Schmerzen alle fühlte,  
Indes das Weh ihr Mutterherz durchwühlte,  
Stand sie, gleich einem Bildnis, unbeweglich  
Und sah mit heißen, tränenlosen Augen  
Auf ihre jungen, bleichen, toten Söhne.

So stand sie Augenblicke stumm und starr.  
Da plötzlich, durch das Dunkel ihrer Schmerzen  
Zuckt der Gedanke an den Mann, an Meir,  
Der jetzt und jetzt die Türe öffnen musste.

Sie fasst die toten Söhne, bettet sie  
Aufs weiße Lager, breitet über sie  
Ein weites Linnen, das die Körper deckt —  
Da tritt der Rabbi durch die niedre Türe.

Sein Antlitz strahlt: „Wo sind denn unsre Söhne?“  
Sie waren doch bei dir im Schulhaus, Vater?“  
Sie sagt es leise, und die Stimme zittert.  
„Ich hab’ sie in der Schule nicht gesehn!“  
„Dann werden sie wohl in der Gasse stehn.“  
Und zitternd trägt sie Licht und Wein zum Rabbi,  
Der still vollzieht die Weihe der Habdala.

Das Licht verknistert . . . wieder fragt der Rabbi  
— Durch seine Stimme klingt verhalt’ne Angst —  
„Was sie so lang nur in der Gasse sind?“  
„Ach, mach dir keine Sorge, iss und trink!“  
Der Rabbi schneidet an das weiße Brot  
Und spricht den Segensspruch mit leiser Stimme.

Doch plötzlich hebt er seine Augen auf  
Und blickt aufs Weib, das jäh die Augen senkt.  
„Wahrhaftig, Weib, ich habe Angst um sie,  
Und dann — du selbst — du scheinst mir so verstört . . .“

„Ich? Nein — nicht doch! — Das heißt, es könnte sein —  
Es ist mir heute etwas widerfahren —  
Ich weiß — ich weiß nicht Rat, gib du ihn mir:  
Vor wenig Tagen brachte mir ein Mann  
Ein Kästchen — das gefüllt war mit Juwelen —  
Und bat mich, ihm das Kästchen zu verwahren.  
Nun kam er heute. — Ach, ich wusste nicht,“  
— Die Stimme zitterte, da sie so sprach —  
„Dass er so bald, — so plötzlich kommen werde. —  
Sag’, Rabbi — muss ich ihm das Kästchen geben?“

„Beruria!“ ruft bestürzt der Rabbi aus,  
Und schlimme Ahnung wird im Herzen rege.  
„Ein fremdes Gut behalten ist Verbrechen.  
Was dir vertraut ist, das ist heilig Gut.  
Du musst es seinem Herren wiedergeben!“

„Du sagst die Wahrheit, Vater!“ spricht das Weib,  
Und Tränen drängen sich in ihre Augen.  
„Nun komm und sieh dir die Juwelen an,  
Und hilf mir, ihrem Herrn sie wiedergeben!“  
Und fasst mit starrer Hand des Mannes Rechte  
Und führt den Rabbi hin zur Lagerstatt  
Und zieht mit starrer Hand das Linnen weg:  
„Hier die Juwelen — Gott will sie zurück! —“

Ein wilder, weher Schrei dröhnt durch die Stube.  
Der Rabbi wirft sich über seine Söhne:  
„O meine Kinder, meine teuren Kinder!  
Licht meiner Augen, Wonne meines Lebens!  
Mein Licht erloschen, meine Wonne tot! —“  
Und laut aufschluchzend rauft er seine Haare . . .

Da legt sein Weib die Hand auf seine Schulter  
Und spricht: „Steh’ auf! Sprachst du nicht selbst soeben:  
Was dir vertraut ist, das ist heilig Gut,  
Du musst es seinem Herren wiedergeben?“ . . .

Der Rabbi richtet langsam sich empor  
Und schaut sie an. Durch dunkle Tränenschleier  
Blickt sie in seine Augen. Alle Güte  
Und alle Treue liegt in diesen Blicken  
Und jedes Glück und jeder Schmerz der Liebe.

Und lange sahen sie sich schweigend an.  
Dann ruft der Rabbi aus: „Du jüdisch Weib!  
Du Weib der Kraft, der Größe und der Liebe!  
Der dich mir gab, er sei gebenedeiet!  
Wem solch ein Weib ward, der ist reich gesegnet:  
Ihm ist ein Trost in jedem Herzeleid,  
Ihn schreckt nicht Armut, schreckt nicht Not und Tod,

Er fürchtet nicht der Hasser Kriegsgeschrei,  
Ihn schreckt kein Schwert, ihn schrecken keine Flammen!“

---

Dann weinten sie noch lange still mitsammen.

(Aus „Junge Harfen“. Sammlung jungjüdischer Gedichte  
von Berthold Feiwel. Jüdischer Verlag, Köln a. Rh.)

## **Fünftes Rätsel.**

In das Herz des größten Weltbezwingers  
Setz' das Wörtchen „du“ hinein,  
Und der höchste Leidensüberwinder  
Wird gefunden sein.

## **Sechstes Rätsel.**

Welcher Dichtername lässt sich durch Null, Sechs und Fünfhundert darstellen?

## **Korporal Spitz.** Von Leopold Kompert.

**A**m Nachmittage eines Wintersabbats im Jahre 1859 ging es in der großen Stube bei Josel Spitz nicht wenig lebhaft zu. Um die Wette mit den Schneeflocken, die da draußen durch die Luft gar lustig wirbelten, flogen in der Stube drinnen die Reden hin und her, und nichts Geringeres hatten sie zum Gegenstande als die Welthändel des Tages oder, wie wir das mit einem landläufigen Ausdrücke zu bezeichnen pflegen, — die Politik!

Ist das nicht gar merkwürdig, ja wunderbar zu nennen? In den Pariser Tuilerien hatten die Diener wahrscheinlich erst angefangen, den Staub aus jenem Thronessel zu klopfen, worauf der französische Kaiser gesessen, als er mit jener bekannten Neujahrsrede den Gesandten eines großen Staates begrüßte — und in einem stillen böhmischen Ghetto saßen schon die Leute beisammen, sprachen nicht vom Stand der Hasenhäutchen und des Rohleders, nicht wie der nächste „Altbrünner“ Markt ausfallen dürfte, sondern erörterten in aufgeregten Gesprächen und mit leidenschaftlicher Wärme, was die Folgen jenes Pariser Neujahrsgrußes sein könnten!

Treten wir in diese Stube ein; es ist darin gar traulich und anheimelnd, und der mächtige Kachelofen strahlt eine behagliche Wärme ans! Vielleicht können wir den Gesprächen gar manches entnehmen — was gedruckt zu werden verdiente . . .

Da ist vor allen ein eisgrauer alter Mann, der im Lehnstuhl sitzt und Feiwel „Buchhalter“ heißt, auf den wir besonders unser Augen- und Ohrenmerk richten müssen. Er ist beinahe fünfundachtzig Jahre alt und genießt in diesem Kreise eines an Verehrung grenzenden Ansehens. Wenn Feiwel Buchhalter spricht, schweigt alles, und die Fliegen an der Wand werden still. Namentlich seine politische Weisheit wird bewundert; darin ist er die erste Quelle, woraus jeder, der nach einem klaren Trunke der Aufklärung dürstet, zu jeder Stunde des Tages schöpfen kann. Er hat sämtliche französische Kriege, von dem ersten Ausbruche des Gewittersturmes bis zu dessen fürchterlichem Verhalten auf der Ebene von Waterloo — am Schreibtisch mit der Feder in der Hand durchgelebt; ja, in Schönbrunn war es ihm „Anno neun“ gelungen, den großen „Napilion“, wie er ihn aller Orthographie zum Trotz nennt, beinahe an sich vorüberreiten zu sehen.

„Was ist von jeher meine Red' gewesen?“ sagt er unter allgemeiner Stille, während seine grauen Augen vor sich hinstarren, „es soll einer aufstehen und behaupten, ich hätt' nicht vor der längsten Zeit gesagt, dass der Napilion die Welt nicht in Ruh' lässt. Meinen Napilion kenne ich zu gut dafür.“

„Wie meinen Sie das, Herr Buchhalter?“ ließ sich eine vorlautspitze Stimme vernehmen, die dem Eisentrödler Gerson Stänglein gehörte. „Der, von dem Sie reden, existiert ja schon lange nicht mehr auf der Welt!“

Über die Gesichter aller Anwesenden, wie sie da um den Tisch herumsaßen, schlich, mit Ausnahme des Buchhalters, ein leiser Schrecken. Sie kannten den Alten zu gut und wussten, dass er in sein Gehege so leicht keinen Eingriff erlaubte. Die Antwort blieb auch nicht aus. Feiwel Buchhalter richtete seine grauen Augen nach der Seite, woher jene vorlaute Frage gekommen; um seine Mundwinkel spielte ein verächtliches Lächeln.

„Gott, Lebendiger!“ rief er mit einem Tone, dessen Schärfe und Eindringlichkeit man dieser verwitterten Ruine nicht zugetraut

hätte, „was geschehen doch für Wunder heutzutage auf der Welt! Da sitzt einer sein ganz Leben bei alten Nägeln und verrosteten Eisenstangen, und ich bin in der Welt gewesen und hätte den ‚Napilion‘ mit meinen eigenen Augen bald in Schönbrunn gesehen, wenn nicht seine Leibwache um ihn herum gewesen wäre . . . und da steht einer auf und sagt mir in mein Gesicht hinein, dass er tot ist. Wo hast du denn die Weisheit eingekauft, Gerson Stänglein? Ich möchte’ auch an den Ort hin, wo so etwas zu kaufen ist?“

Das sonst blasse Antlitz des Trödlers rötete sich bei diesen Worten merklich.

„Das lass’ ich mir nicht sagen, Herr Buchhalter, das nicht. Was ich weiß, das weiß ich, und daran halt ich mich fest, wie an einem Geländer. Der, von dem Sie reden, der kann schon lange keinen Finger rühren.“

Der Alte hustete stark, wie immer, wenn ihn der Zorn übermannte. Die blauen Adern auf seiner Stirne schwellen gefahrdrohend an.

„Ei, du mein Jüngele,“ rief er, nach dem früheren Sprecher hingewandt, „ei, du mein Jüngele, du willst gegen mich aufstehen und willst mir etwas ableugnen, was ich mit diesen meinen eigenen Augen gesehen habe? Hab’ ich ihn denn dazumal Anno neun nicht gesehen?“

Der Alte war grob geworden, das empfand der Trödler mit lebhaftem Gefühle; dennoch bezwang er sich noch einmal und rief mehr wehmütig als zornig:

„Aber seitdem, Reb Feiwel, hat sich ja auf der Welt so manches verändert.“

„Nichts hat sich verändert, sag’ ich!“ schrie der Buchhalter und schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch. „Der ‚Napilion‘ lebt noch, sag’ ich!“

„Also derselbe ‚Napilion‘ soll das am Neujahrstage zum Gesandten unseres Kaisers gesagt haben?“ rief Gerson der Trödler mit einem ausdrucksvollen Achselzucken, das zu seinem Glücke den Augen des Buchhalters entging.

In diesem Augenblicke wurde er jedoch von einer anderen Seite durch einen ziemlich empfindlichen Fußstoß auf das Unziemliche seines Benehmens aufmerksam gemacht. Der Erteiler

dieser zarten Belehrung war Josel Spitz, der Hausherr selbst, der mit Recht einer gewaltsamen Störung der Gastlichkeit beizeiten vorgreifen wollte. Der Trödler blickte auf, verstand aber sogleich die Absicht des Hausherrn und schwieg.

„Recht haben Sie, Herr Buchhalter,“ rief Josel Spitz, „Gottes Recht, dass Sie dem da die Wahrheit so ins Gesicht hineinsagen. In dem kleinsten Fingerl von Ihnen steckt mehr Weisheit als in seinem ganzen Stängleinleib.“

Gerson Stänglein lächelte zu diesen Worten bittersüß. Denn er liebte nicht das Witzeln, das seinem Namen galt.

„Was haben wir davon?“ rief ein anderer der um den Tisch Sitzenden, Josua Goldarbeiter. „Ich frag’ nur eins: Wenn der Napoleon leben will, wird er Gerson Stänglein erst um Erlaubnis angehen? Und wieder, wenn er mit aller Gewalt gestorben sein will, wird er wohl erst um den Trödler schicken, damit der ihm die Sterbekleider anmisst?“

Alle lachten, den Trödler mit eingeschlossen, denn sie empfanden es, dass der Goldarbeiter in geschickter Weise den verwirrten Knoten zerhauen habe.

„Sagen Sie uns lieber, Herr Buchhalter,“ fuhr der Goldarbeiter fort, „was Ihre Meinung über den schönen Neujahrsgruß ist. Sie kennen den Napoleon, wir aber nicht. Warum ist die Welt so erschrocken und lässt auf der Börse die Papiere fallen, wie in einen tiefen Abgrund hinab?“

„Josua Goldschmied,“ sagte der alte Buchhalter, indem ein gar feines Lächeln vergnüglich um seine Lippen spielte, „du sprichst auch wie einer, der das ganze Jahr nichts anderes tut, als silberne Henkeltaler für die Bäuerinnen anzufertigen. Siehst du denn nicht ein, was der Napilion will?“

„Nun, was?“ fragte Josua ziemlich gespannt.

„Zuvor sag’ mir, Josua Goldarbeiter,“ meinte der Buchhalter, seine grauen Augen mit merkwürdiger Bestimmtheit gerade auf den Angesprochenen heftend, „wärest du wohl einverstanden, weint sich hier an diesem Orte, wo du ganz allein sämtliche Henkeltaler für alle Bäuerinnen in der Umgegend anzufertigen hast, noch fünf oder sechs von deiner Profession ansiedeln möchten?“

„Wo fallen Sie aus, Feiwel?“ rief der Goldarbeiter lachend,

„ich wünsch' keinem meiner Feinde etwas Schlechtes, aber die könnte ich alle begraben sehen, einen hinter dem anderen, und möcht' mir kein Auge dabei nass werden.“

„Siehst du, Josua Goldarbeiter,“ sagte der Buchhalter mit dem Kopfe beifällig nickend, „gerade so macht's der Napilion auch! Der könnte die ganze Welt ruinieren, bloß damit die anderen alle nicht bestehen, und er allein dasteht.“

„Der jetzige Napoleon auch?“ fiel hier Gerson Stänglein trotz der vorhin empfangenen Zurechtweisung ziemlich vorlaut ein.

Der alte Buchhalter tat, als habe er nichts gehört. Die Augen unverwandt auf den Goldarbeiter gerichtet, fuhr er fort:

„Die Sach' ist die. Früher hat der Napilion, wenn er mit einem hat etwas anfangen wollen, gar nicht viel geredet; er hat gleich zugegriffen, und ehe man noch zur Besinnung kommt, was er denn eigentlich will, war es schon zu spät. Der Napilion hat alle Henkeltaler für die ganze Welt machen wollen. Dazumalen war er jung und hat hitziges Blut gehabt. Jetzt ist er alt, und da redet er früher! In der Sach ist's aber einerlei! Er will unser Land ruinieren. Darum sagt er: Ich bin mit euch nicht zufrieden!“

Es entstand eine lange Pause; alle Anwesenden fühlten, dass der alte Mann trotz seines von einer einzigen Idee eingenommenen Denkvermögens eine unleugbare Wahrheit ausgesprochen hatte. Endlich meinte der Goldarbeiter mit einem Seufzer:

„Mir scheint, mir scheint, es wird jetzt eine Zeit kommen, wo keine meiner Bäuerinnen nach einem Henkeltaler Begehren tragen wird!“

„Josua Goldschmied,“ rief der Buchhalter, nachdem er ein zorniges Husten unterdrückt hatte, „du denkst an die Henkeltaler von deinen Bäuerinnen, und unser Land, unser Gut und Hab' steht auf dem Sprung', von dem Franzosen ruiniert zu werden?“

Der Alte konnte vor überströmender Bewegung nicht fortsprechen; er war aufgestanden und hielt sich, die Hände krampfhaft an die Kante des Tisches stützend, mit Mühe aufrecht. Sein Antlitz strahlte von einer Röte, die es in diesem Augenblick wahrhaft ehrfurchtgebietend machte. Auch fühlten sich alle von Schauern durchbebt, als hätten sie die Weissagung eines jener Seher vernommen, wie sie in alten Tagen die dunkeln Schleier der Zukunft lüfteten. Keiner sprach ein Wort.

Der Trödler war der erste, der in sich die Stimmung fand, diesem geheimnisvollen Stillschweigen ein Ende zu machen.

„Ist denn das schon unterschrieben und besiegelt?“ fragte er, ohne jedoch ungläubig zu scheinen.

„Ein großer Krieg wird werden, ein fürchterlich großer Krieg!“ rief der Buchhalter feierlich.

„Krieg!“ gellte eine weibliche Stimme.

Alle wandten sich erschrocken um.

Da stand Genedel, die Hausfrau, auf der Schwelle des anderen Zimmers, bleich, mit weit aufgerissenen Augen, ein Bild des Entsetzens. Ihr war keines der Worte, das die Männer gesprochen, entgangen, das letzte hatte sie aller Fassung beraubt.

„Was schreist du so, Genedel,“ meinte der Trödler, „bis dato seh’ ich noch nicht, dass marschiert wird.“

„Krieg, sagen Sie, wird werden, Herr Buchhalter?“ schrie Genedel, indem sie sich dicht an den Alten hingestellt hatte. „Krieg, sagen Sie, und dazu noch ein großer? Lebendiger Gott, da muss ja mein Sohn Markus mit!“

Das sonst schon blasse Gesicht des Trödlers wurde jetzt mit einem Male zum Erschrecken fahl. Das hatte er nicht bedacht. Wie ein Messerstich ging ihm der Gedanke durch die Seele, dass sich auf der Wanderschaft ein erstgeborener Sohn befand, der für das zweifarbige Tuch wie gewachsen war.

„Wie alt ist denn dein Sohn Markus?“ fragte der Buchhalter.

„Auf Purim wird er gerade zwanzig Jahre alt,“ sagte Genedel mit leiser, furchtsamer Stimme. Es mochte ihr in diesem Augenblicke fast gefährlich vorkommen, das „militärpflichtige“ Alter ihres Sohnes vor so vielen Leuten zu verraten.

„Da kann ich dir nicht helfen, Genedel,“ sagte der Buchhalter nach einer Weile. „Und ist auch kein Fehl an ihm?“

„Gewachsen wie ein Baum im Walde!“ rief Genedel in einem Tone, woraus mütterlicher Stolz und Schmerz zu gleicher Zeit klangen.

„Da werden ‚sie‘ ihn dir nehmen,“ meinte der Alte fast trocken.

„Mein Markus muss also in den Krieg?“ schrie Genedel, indem sie die Hand des Buchhalters stürmisch an sich riss, als hätte er allein in diesem Momente über das Geschick ihres Kindes die entscheidende Stimme auszusprechen.

„Schrei nicht, Genedel,“ sagte der Buchhalter, indem er seine Hand aus der Umfassung der Frau zog, „und mäßige dich. So wie du werden tausend und aber tausend Mütter rufen und schreien . . . und es wird alles vergebens sein. Weißt du, was in unserer heiligen Thora steht? Als die Rede davon ist, dass die Kinder Israel durch das Land der Emoriter ziehen sollen, da sagen sie: ‚Wir wollen des Königs Straße ziehen, und wollen nicht rechts und nicht links gehen.‘ Siehst du, Genedel! So wollen wir auch sagen. Unseres Königs Straße, die geht in den Krieg, da darf keiner zurückbleiben, der eine gesunde Ader im Leibe hat . . . Und du jammerst und schreist?“

Genedel schöpfte aber aus den Worten des Buchhalters keinen Trost, sie seufzte tief auf, als dieser jetzt schwieg. Was wusste sie von der geradeaus führenden „Straße des Königs“ und von der Pflicht, nicht nach rechts und nicht nach links auszuweichen. Sie vernahm nur ein einziges Wort, und das lautete: Krieg! War das nicht eine Straße, die über die zerschossenen und verstümmelten Glieder ihres Kindes ging?

Und als in diesem Augenblicke, wie gerufen, ihr Sohn Markus, ein schlankgewachsener Junge, zur Tür hereintrat, da brach sie in lautes Schluchzen aus und fiel ihm mit dem schmerzvollen Ausrufe um den Hals:

„Markus, mein Sohn, du musst in den Krieg! In den Krieg musst du, Markus, mein Kind!“

Es traf sich gut, dass diesem Vorgange durch den auf der Gasse erschallenden Ruf „in Schul“ ein Ende gemacht ward. Die Männer brachen zum Abendgebet auf.

Kein Trost und Zuspruch war seitdem imstande, Genedels angsterfülltes Gemüt zu beruhigen. Sie war wie von einer biblischen Wahrheit überzeugt, dass ihr Sohn Markus in den Krieg ziehen müssen, als die Federn der Diplomaten noch zaghaft über dieses Wort hinweghuschten und honigsüße Depeschen noch immer das Friedensglöckchen läuteten. Wenn man ihr zuweilen aus den Zeitungen die Mitteilungen vorlas, die darauf berechnet waren, den nun in aller Furchtbarkeit grollenden Gewittersturm als eine vorübergehende, innerhalb der „Kabinette“ vertönende Missstimmung zu bezeichnen, schüttelte sie ungläubig den Kopf und

meinte: „Feiwei Buchhalter hat gesagt, dass Krieg wird, und der weiß das besser. Mein Sohn Markus muss zum Militär.“

Bekanntlich hat sich die arme Mutter aus dem Ghetto in ihrem ahnungsvollen Gefühle so wenig getäuscht, als dagegen manche hochstudierte Weisheit trotz aller Überzeugung fehlging. Noch ehe Genendels Sohn das gesetzmäßige Alter vollständig erreicht hatte, erschien schon im Hause die bekannte Gerichtsdienersphysiognomie vom Bezirksamte mit der Weisung, dass Markus Spitz, Kürschnergeselle, am 10. Februar 1859 um 9 Uhr vormittags in dem Konskriptionszimmer Nr. 5 umso sicherer zu erscheinen habe, widrigenfalls usw.“ Markus Spitz hatte natürlicherweise gegen die Drohung des gesetzlichen Paragraphen nichts einzuwenden, war in Gesellschaft seines Vaters und seiner Mutter, die unten vor dem Bezirksamte qualvoll auf den Ausgang warteten, auf dem Konskriptionszimmer Nr. 5 am bestimmten Tage erschienen, war von der „Assentierungskommission“ als „besonders“ tauglich befunden, angenommen und für ein böhmisches Infanterieregiment ausersehen und eingekleidet worden. Wenige Tage darauf befand sich der Rekrut Markus Spitz schon in einer mährischen Garnisonstadt bei seiner Kompagnie, war daselbst einexerziert und bearbeitet worden — und ehe der halbe März noch ins Land gekommen, schon auf der „Straße des Königs“, auf dem Marsche nach Italien!

Das alles war so schnell, ja so atemlos gekommen, dass man sagen konnte, zwischen dem Sabbat, wo Genendel aus dem Munde des Buchhalters zum ersten Male das Wort „Krieg“ vernommen, bis zu der Stunde des Ausmarsches sei nur eine einzige Nacht gelegen — freilich eine lange, tränendurchwachte Nacht! Sie ließ zuletzt das unabwendbare Geschick über sich fast mit dumpfer Ruhe ergehen.

Folgen wir lieber selbst, aus dem Ghetto heraus, dem jungen Soldaten, ziehen wir mit ihm die „Straße des Königs“ hinüber in die Gefilde, wo es durch einige Zeit schien, als habe nur der Tod und nicht das Leben, die Zerstörung und nicht die Geburt, die Wunde und nicht das heilende Kraut Recht und Bestand in der Natur, als seien die alten, niemals ganz gebändigten Elementarkräfte wieder losgebrochen und spielten den Herrn und Meister dieser Welt!

Beim Abschied sagte Feiwei Buchhalter, nachdem seine Hände lange wie segnend auf dem Haupte des jungen Soldaten gelegen waren:

„Wenn du wieder zurückkommst, Markus, da wirst du mich draußen auf dem ‚guten Orte‘ antreffen . . . Eins nur sage ich dir: der ‚Napilion‘ ist ein gewaltiger Kriegsherr, und das Leben des Menschen ist vor ihm wie das Leben einer Fliege. Wenn er aber sieht, dass man sich vor ihm nicht fürchtet, so hat man es halb gewonnen. Fürcht’ du dich nicht, Markus!“

„Wird er denn überhaupt wieder zurückkommen?“ rief Genendel in überströmendem Jammer.

„Hat er ein ‚Arbah-Kanfes‘ an?“ fragte der Buchhalter mit einer gewissen Heftigkeit.

„Und was für eins!“ erwiderte Genendel, „kein Landrabbiner brauchte sich dessen zu schämen.“

Da tappte der Buchhalter zu seinem Schreibtische, aus dessen hinterster Schublade er ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen nahm, und rief dann Genendel zu sich.

„Da nimm,“ sagte er so leise, dass er von dem Rekruten nicht gehört werden konnte, indem er ihr das weiße Päckchen in die Hand schob, „und nähe es ihm in das Säckchen ein, wo die Zizith (Schaufäden) liegen. Ich kann dir sagen, Genendel, was darin ist. Erd’ aus Jeruschalaim!“

„Herr Buchhalter! Sie geben das weg!“ rief Genendel voll dankbaren Staunens und zog die Hand des Greises an ihre Lippen.

„Sei still!“ mahnte dieser mit einem bedeutsamen Lächeln. „Ich komm’ auch ohne die Erd’ da hinüber, aber dein Sohn hat noch nichts dort zu tun. Ihn soll sie schützen!“ —

Nachfolgend teilen wir einige der Briefe mit, die der ehemalige Kürschnergeselle, jetziger Soldat der K. K. Armee, vom „Kriegsschauplatze“ an seine Eltern geschrieben hat. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, dass diese Briefe fast jedes Mal am Sabbat eintrafen, und so rechtzeitig im Nachmittagsklub bei Josel Spitz vorgelesen werden konnten. Von dort haben wir sie. Da aber wohl nicht Gott, desto mehr aber die Menschen auf die „Orthographie“ sehen, so haben wir uns kraft der uns im höheren Grade

als dem Kürschnergesellen Markus Spitz innewohnenden Kenntnis in dieser Wissenschaft sowie in der deutschen Sprachlehre nur erlaubt, einem hier und da etwas zu laut hervortretenden Gebrechen die mildernde und heilende Hand des Arztes aufzulegen.

Sonst aber soll der Soldat der K. K. Armee, Markus Spitz, so schreiben, denken und sprechen, wie es ihm gerade um das Herz herum ist.

Briefe des Gemeinen Markus Spitz aus Italien an seine Eltern  
in Böhmen.

Triest den 29. März 1859.

„Teuerste und liebste Eltern!

Vor allem tue ich Euch als Euer treuer Sohn vermelden, dass ich mich, dem Allmächtigen sei's gedankt, ganz gesund befinde und hat mir bis dato noch kein Finger weh getan, wiewohl ich schon ausgestanden und gelitten habe, dass es vor Gott geht. Das schreib' ich für meine liebe Mutter ganz extra, dass sie nicht meinen soll, ich will ihr etwas verbergen. Ich weiß ja, was für ein gebrochen Herz sie gehabt hat, dass ich habe ziehen müssen in den Krieg, und habe ganz gut gesehen, wie sie bei meinem Weggehen die Tränen verschluckt hat, um mich selbst nicht noch mehr zu betrüben. Aber so ein Kürschnergeselle hat eine gute Haut, und das mag daherkommen, dass er damit umzugehen versteht. Ich will aber keinen Spaß machen, weil mir gar nicht lächerig ums Herz herum ist . . .

Bald hätte ich vergessen, Euch eine Neuigkeit mitzuteilen. Mit wem bin ich zusammen in einer und derselben Kompagnie, ja bei demselben Zug? Das ist nämlich Waclaw Jaresch, der Schustergeselle, was seine Mutter, die alte Baruschka, bei uns am Sabbath die Lichter geputzt und auch eingeheizt hat, sie wohnt in dem kleinen Hause mit einem Fenster, wo man zum ‚guten Orte‘ hinausfährt. Das erste Mal, dass ich mit ihm zusammengekommen bin, das war in Znaim, was in Mähren liegt; daselbst sind wir Rekruten einexerziert worden. Am ersten Tag, wie ich gerade mein Riemenzeug putz', steht Waclaw Jaresch, der Schustergeselle, vor mir. ‚Jaresch,‘ schrei' ich und wär' ihm fast um den Hals gefallen, ‚wo kommst du her?‘ Denn das kann ich Euch sagen,

liebste Eltern, ein lebendiger Engel vom Himmel wär' mir in diesem Augenblick nicht so lieb gewesen wie Waclaw Jaresch, was seine Mutter bei uns ‚Sabbatfrau‘ gewesen ist. Aber Jaresch hat sich gestellt, als ob er mich in seinem ganzen Leben mit keinem Auge gesehen hätte, und kann sich doch ganz gut erinnern, wieviel Stücke ‚Barches‘ ich ihm zugesteckt habe, als seine Mutter bei uns noch die Lichter geputzt und eingeheizt hat. Erst wie ich ihm sage, wer ich bin und wie ich heiße, da hat er getan, als ob er mich erst jetzt erkennt. Was sagt Ihr, herzlichste Eltern, dazu? Er hat sich auch weiter nicht um mich bekümmert, wie als wäre ich der wildfremdeste Mensch und nicht aus einem Ort mit ihm, und gekränkt hat es mich, dass ich bald geweint hätte.

Nun, herzlichste Eltern und Geschwister, will ich Euch erzählen, wie es mir weiter gegangen ist. Auf einmal ist der Befehl gekommen, dass wir gleich am anderen Tage sollen aufbrechen von Znaim und müssen nach Triest ziehen. Da hat unser Feldwebel gesagt, der ist aus Brandeis und will gehört haben, wie es der Leutnant gesagt hat: Das geht jetzt sicher nach ‚Italiun‘ in den Krieg! Anderen Tages sind wir mit dem ganzen Bataillon fort, und die ‚Musikbanda‘ hat ‚Gott erhalte‘ dabei gespielt. Wir haben nicht lange zu marschieren gebraucht, da ist schon die Eisenbahn da gewesen und hat uns in einem Zug mit Sack und Pack nach Wien gezogen. Dasselbst sind wir zwei Tage verblieben, um uns auszuruhen. Ich hab' meinen Korporal um den Ausgang gebeten, um mir die schöne Kaiserstadt ein bisschen anzusehen, und weil ich gewusst habe, dass Waclaw Jaresch schon zwei Jahre in Wien hat gearbeitet, sagt' ich zu ihm: Jaresch, geh mit mir, ich kenn' mich in der großen Stadt nicht aus. Jaresch aber hat sich umgedreht und hat kein Wort gesprochen. Und weil ich mich in den vielen Gassen verirrt habe und bin fast vor jedem schönen Hause stehen geblieben, bin ich zu spät zum Appell gekommen, und hätte bald eine Strafe bekommen, wenn der Korporal nicht ein guter Mensch wäre.

Da sollt Ihr sehen, herzlichste Eltern und Geschwister, was der Jarisch mich kränkt, und habe doch nichts an ihm verbrochen, und an seiner Mutter auch nicht, die doch so lange bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat.

Jetzt weiter! Von Wien sind wir morgens in der Frühe aufgebrochen und wieder mit der Eisenbahn. Da hat man uns in die Waggons gesetzt, wo sie sonst die Fässer und Koffer ausladen, und auch Ochsen und Pferde, und hat hölzerne Bänke hineingestellt, auf denen sind wir in einem fort von Wien bis nach Triest und haben nirgends Rast gemacht. Herzliebste Eltern und Geschwister, was sieht und erlebt man nicht alles, wenn man weit herumkommt! Da ist zwischen Wien und Graz ein Berg, der heißt Semmering, über den fährt man gerade mit der Eisenbahn hinauf, und sind da finstere Keller, wo es eine Viertelstunde dauert, bis man wieder hinauskommt, und wenn man draußen ist, sieht man die Eisenbahn über seinem Kopfe! Es ist Gotteswunder!

Da sind wir nun in Triest, was eine große und schöne Stadt ist und liegt am Meer. Wir werden aber nicht daselbst bleiben, sondern wir müssen weiter nach Italien hinein, und sind die Schiffe schon bereit. Wohin noch, das weiß nur der lebendige Gott! Wir müssen fast immerfort in der Kaserne bleiben, weil man keinen Augenblick wissen kann, ob wir nicht ‚stantepe‘ aufbrechen müssen.

Noch ein Stückel muss ich Euch, herzlichste Eltern und Geschwister, von meinem Kameraden Waclaw Jaresch erzählen. Ihr werdet daraus entnehmen, wie er's mit mir meint.

Vorgestern ist die Reihe des Auskochens an mir gewesen, denn Ihr müsst wissen, dass, wenn man Soldat ist, so muss man auch kochen können, aber Euch möchte' es nicht schmecken, denn da wird Suppe und Fleisch und Knödel, alles in einem Kessel gekocht, aber dem Soldaten schmeckt's doch, weil er einen gewaltigen Hunger dazu mitbringt. Wie ich also beim Kessel stehe, hör' ich, wie Waclaw Jaresch zu einem anderen Kameraden sagt: ‚Du, hör', was meinst du, wird der Jud' uns gut kochen?‘ Obwohl mir nun das Wort sehr wehe getan hat, hab' ich doch dazu geschwiegen, weil ich am Kessel war. Aber abends nach dem Zapfenstreich, wie unser ganzer Zug auf der Stube beisammen war, da habe ich sehr sanft zu ihm gesagt, wie man nur zu einem Landsmann reden kann: ‚Du, Jaresch, was hab' ich dir getan, dass du mich heute so beleidigt hast, du weißt schon, wie?‘ Er aber lacht und meint: ‚Ich geb' keinem Juden Antwort.‘ Wie das Wort aus seinem Munde

heraus ist, ist eine schreckliche Bosheit über mich gekommen. Ich bin auf ihn losgesprungen und hätt' ihm sicherlich etwas angetan, wenn uns nicht der Korporal voneinander getrennt hätte. Ich habe Euch schon gesagt, dass der Korporal ein guter Mensch ist, und er hat es auch diesmal bewiesen. Wie er uns so auseinandergeworfen hat, meint er: ‚Pfui, seid ihr Soldaten? Wisst, dass, wer des Kaisers Rock trägt, der ist dem Kaiser gleich lieb und wert, und darf keiner dem andern etwas vorwerfen, was ihn beschimpft. Wisst denn ihr beide schon, ob man euch auf dem Schlachtfeld nicht in eine und dieselbe Grube werfen wird? Da werdet ihr euch wohl vertragen.‘

Diese Rede hat mich stumm gemacht, und ich habe mich gewaltig geschämt. Ich habe dem Jaresch die Hand hingereicht, dass er mir verzeihen soll, er aber hat sich umgedreht.

Das habe ich Euch erzählen wollen. Jetzt muss ich aber schließen, weil ich schon so viel geschrieben habe, dass kein Papier mehr hinreicht. Also, liebste Eltern und Geschwister, tut mir den Gefallen und bestellt meine Grüße an Herrn Feiweil Buchhalter und an Gerson Stänglein, den Eisentrödler, und an Josua Goldarbeiter und an alle, die meiner gedenken tun, und bleibe ich bis ans finstere Grab

Euer aufrichtiger und geliebter Sohn und Bruder

Markus Spitz.

Nachschrift. Die Mutter soll sich wegen Waclaw Jaresch kein beschwert Herz machen; ich fange nichts mit ihm an.“

Brescia, den 22. April 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister!

Längst hätte ich Euch wieder einen Brief geschrieben, wenn nicht mein Korporal gewesen wäre. Der aber sagt immer, ein Soldat muss sich nicht viel mit Schreiben beschäftigen, womit er höchstwahrscheinlich meint, dass er sich nicht allzu stark sein Herz beschweren darf. Denn wie soll einer Lust haben, sich vor den Feind zu stellen und Menschen totzuschlagen, wenn er weiß, zu Hause sitzt die Mutter und weint sich die Augen aus und kann keine Nacht schlafen, bloß weil sie keinen Brief von ihrem Sohne kriegt? Nur dessentwegen glaube ich, hat der Korporal recht, sonst

aber nicht. In dem Punkte folge ich ihm aber nicht und seh' erst jetzt ein, wie gut das war, dass Ihr mich schreiben, lesen und rechnen habt lernen lassen. Mein Kamerad Waclaw Jaresch, der möchte auch gerne an seine Mutter, die alte Baruschka, was bei uns Sabbatfrau gewesen ist, schreiben, aber er kann's nicht, weil er's nicht gelernt hat. Er tut aber, als ob er eine Schrift hätte wie Feiwel Buchhalter, und doch seh' ich's ihm an, er möchte seiner Mutter gerne etwas sagen lassen. Weil er sich aber so gegen mich aufführt, nicht wie ein Landsmann, so tu' ich ihm gerade den Gefallen nicht und frag' ihn nicht. Die Mutterleben könnte aber das kleine Anschele zu der alten Baruschka schicken und ihr sagen lassen, dass ihr Sohn Waclaw Jaresch, was mit mir in einer Kompagnie beisammen ist, sich gesund und wohlauf befindet.

Jetzt komme ich dazu, Euch zu erzählen, wie es mir weiter ergangen ist. Die Mutter muss sich aber stark zusammennehmen und darf sich kein beschwert Herz machen, denn es ist mir doch nichts geschehen, und bis dato bin ich noch immer gesund wie ein Fisch im Wasser. Von Triest haben wir in größter Eile fortmüssen, das nennt man Marschorder, und ist der Befehl gekommen, am 12. April müssen wir in Breschia sein.

Ich möchte' Euch nun gerne verschweigen, was wir auf dem Marsche vor großer Hitze und Ermattung auszustehen hatten, weil in dem Itanium schon jetzt eine solche Hitze ist, wie in Böhmen bei uns nur im August. Und dann möchtet Ihr mich vielleicht als einen Lügner ansehen; denn wenn man so gewohnt ist, als wie Ihr, am Sabbatnachmittage beieinander zu sitzen, und Feiwel Buchhalter in seinem Lehnstuhle fängt an zu erzählen von seinem Napoleon, und Gerson Stänglein und Josua Goldarbeiter und der Vater hören ihm zu und wissen oft nicht, dass der Schameß (Gemeindediener) schon ‚in Schul‘ gerufen hat, da glaubt man nur schwer einem Menschen, was er ausgestanden hat. Aber dafür bin ich jetzt kaiserlicher Soldat von der Armee!

Darum will ich Euch nicht länger aufhalten und will nur erzählen, wie wir in einem großen Dampfschiff sind übers Meer gefahren, und ist mir dabei so übel geworden, dass ich geglaubt habe, es wäre schon an der Zeit, um die ‚frommen Leute‘ zu schicken. Wie wir aber nach Venedig gekommen sind, war wieder

alles gut, nur habe ich einen großen Hunger gehabt. Von Venedig selbst, was Ihr Euch so vorstellen müsst, als ob eine Stadt so gebaut wäre, dass mitten durch alle Straßen die Iser fließt, haben wir leider nicht viel gesehen, weil schon Nacht war. Gleich am anderen Tage hat uns die Eisenbahn wieder weitergeführt, aber recht bald darauf haben wir wieder zu Fuß marschieren müssen. Da habe ich ausgestanden, dass ich mich oft selbst fragte: Markus Spitz, wie kannst du das nur ertragen? Aber ich will davon schweigen, weil Ihr beschwert Herz genug habt.

Wie wir nach fünf Tagen in Brescia angekommen sind, war es wieder Nacht, und weil schon so viele Soldaten daselbst waren, dass man in keine Kaserne mehr einen Apfel hätte werfen können, so hatte man zwei Kompagnien von unserem Bataillon in eine alte, große Kirche gewiesen, wo man auf dem Fußboden Stroh ausgebreitet hat, dass wir darauf liegen können. Herzliebste Eltern und Geschwister, wie mir da ist zumute gewesen, das kann ich Euch gar nicht beschreiben. Wir waren mehr als fünfhundert Mann beisammen, und die haben alle durcheinander geschrien und gelärmt; die einen haben geflucht, die andern gar gelacht, was mir an diesem Orte besonders nicht schön vorgekommen ist. Wenn es jetzt auch keine Kirche mehr ist, habe ich mir gedacht, so ist doch einmal etwas Heiliges darin vorgegangen, und da soll man nicht lachen, sondern Respekt davor haben. Ich habe mir einen Winkel in der Kirche ausgesucht und habe mir daselbst auf dem Stroh mein Nachtlager gemacht; über mir war ein Heiliger aus Stein, der hat wirkliche Kleider angehabt, und weil eine Laterne mit ihrem Lichte auf sein Gesicht gefallen ist, so kam es mir in einem fort vor, als wenn er noch lebt, und ist mir dabei gar nicht gut zumut gewesen. Da habe ich alleweile an unsern Altvater Jakob in der Bibel denken müssen, dass er gesagt hat: ‚Wie furchtbar ist doch dieser Ort.‘ Mitten in der Nacht aber sind viele von den Soldaten aufgestanden, und einer hat es dem andern geklagt, dass er vor Hitze und Durst nicht schlafen kann, ja einen habe ich gar sagen gehört, er käme sich vor wie auf dem Kirchhof, das will sagen, wie auf unserm ‚guten Ort‘. ‚Narr,‘ meinte unser Feldwebel, der auch nicht schlafen konnte und aufgestanden war, ‚du bist auch auf dem Kirchhof, denn da unter dem Fußboden, worauf wir jetzt liegen, da sind viele

Hunderte von Italienern begraben, und die rühren sich jetzt und geben sich uns zu erkennen.' Da habe ich mich erinnert, dass ich während der ganzen Zeit, wo ich von Euch fort bin, eigentlich nicht an Gott gedacht habe; denn in der Kaserne und auf dem Marsche habe ich keine Tefillin (Gebetriemen) anziehen können. Weil nun die Furcht vor den toten Italienern gar nicht abgenommen hat, da habe ich den Tornister aufgemacht und die ‚Tefillin‘ und das kleine Gebetbuch herausgenommen. Darauf habe ich ‚geort‘, ganz still und leise vor mich hin, dass mich niemand gehört hat . . .

Hinterdrein ist mir aber eingefallen, ob es auch recht war, und ob es den Heiligen über mir nicht beleidigt hat, dass ich mein Gebet vor ihm verrichtet habe. Was mich betrifft, so glaube ich das nicht, aber tut Ihr mir den Gefallen und fragt einmal Herrn Feiwel Buchhalter oder gar den Rabbiner selbst, die verstehen so etwas besser als ein ehemaliger Kürschnergesele. Ich möchte das gar zu gerne wissen.

Wir haben nur in der einen Nacht so ein Quartier gehabt, am anderen Tage sind wir doch in eine Kaserne verlegt worden.

An Waclaw Jaresch erleb' ich jetzt meine große Freud', er muss nämlich mit mir ausgehen. Denn weil die Breschianer gerne uns Österreicher in einem Löffel Wasser vergiften möchten, ist der Befehl ergangen, dass sich kein Soldat allein soll auf der Gasse blicken lassen, sondern es müssen immer einige zusammengehen, damit sie sich gleich wehren können. Ich sehe es aber dem Waclaw Jaresch an, es ist ihm nicht recht. Seit Triest hat er noch kein Wort mit mir gesprochen.

Noch muss ich Euch, herzlichste Eltern und Geschwister, vermelden, dass wir in unserer Kompagnie einen Leutnant haben, über den ich meine besonderen Gedanken habe. Er heißt Moriz Zion. Merkt Ihr schon was? Er hat auch in seinem Gesicht etwas Bekanntes, und wenn ich manchmal mit ihm zu reden habe, kommt mir etwas auf die Zunge, als wenn ich noch bei Euch zu Hause in der Gasse wäre. Bis dato habe ich mich aber nicht getraut danach zu fragen, weil es sich nicht schickt; ich werde es aber schon beizeiten erfahren.

Jetzt lebt wohl und gesund und grüßet mir wieder die ganze Kompagnie, die am Sabbatnachmittag in unserer großen Stube

zusammenkommt, als: Herrn Feiwel Buchhalter und Gerson, den Eisentrödler, und Josua Goldarbeiter, und die Mutter soll nicht vergessen, das kleine Anschele zu der alten Baruschka zu schicken und ihr das Obige auszurichten.

Euer geliebter und treuer Sohn  
Markus Spitz.

Nachschrift. Ich muss Euch noch sagen, dass wir seit einigen Tagen doppelte Löhnung bekommen, und der Vater kann sich berechnen, wieviel das unserem Kaiser jetzt mehr kosten muss. Aber wir sind auf dem Kriegsfuß. — Obiger Markus Spitz.“

Mailand, den 2. Mai 1859.

„Dieses Mal, herzlichste Eltern und Geschwister, kann ich nichts dafür, dass ich Euch erschrecken muss. Herr Feiwel Buchhalter hat recht gehabt: wir ziehen in einen großen und fürchterlichen Krieg. Ihr werdet schon wissen, was vorgeht. Der Piemontes' will unserem Kaiser ein Stück Land wegnehmen, und der Franzos' will ihm dabei helfen. Aber der Piemontes' mitsamt dem Franzosen soll nur zusehen, ob das so mir nichts, dir nichts geht. Und der Kaiser von den Franzosen soll gar Soldaten in seiner Armee haben, die auf ihrem Tornister Katzen tragen, und wenn man mitten im Gefecht ist, springt einem die Katz' ins Gesicht. Aber als Kürschnergeselle weiß ich schon, wie man mit Katzen umgeht. Einige Kameraden von mir lachen und tanzen, andere sind wieder traurig, weil es jetzt Ernst wird, und sie daran denken, was ihrem jungen Leben alles geschehen kann. Ich glaube aber, ein Soldat soll keins von beiden sein, nicht allzu lustig, aber auch nicht traurig. Unser Korporal sagt das auch. Die Mutter soll es auch so machen, weil ihr Sohn doch ein Soldat ist, und wenn sie ein gar zu beschwert Herz bekommt, soll sie an unseren Kaiser denken, dem man sein Land wegnehmen will.

Jetzt muss ich wieder schließen als Euer aufrichtiger Sohn bis in das finstere Grab. Markus Spitz.

Mein zweiter Leutnant, der Moriz Zion heißt, wie ich Euch neulich geschrieben, kommt mir immer bekannter vor, je mehr ich ihn ansehe. Wenn er nur nicht in der Uniform wäre! Ich glaube immer, ich wüsste schon, wer und was er ist. Obiger.“

Novara, 25. Mai 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister!

Zwischen unserem Italien und dem Land, was dem Piemontesen gehört, ist ein Fluss, der heißt Ticino und ist viel größer und breiter als zu Hause unsere Iser. Wenn man über dem drüben ist, so ist man in des Piemontesen seinem Land. Denn Ihr müsst wissen, herzlichste Eltern, dass unser Kaiser der Beleidigte ist, und ihm gebührt es, sich sein Recht zu verschaffen.

Erst jetzt war der Krieg!

Weil wir aber in Feindesland sind, darf die Mutter ja nicht glauben, dass schon große Schlachten und Gefechte vorgefallen sind. Der Franzos' hat noch nicht alle seine Leute beisammen, und der Piemontes' fürchtet sich, allein uns anzugreifen . . . Aber es bleibt keineswegs aus.

Neulich sind wir auf ein Dorf geschickt worden, tun daselbst zu furagieren; man muss nämlich bei den Bauern holen, was zu holen ist, Eier, Butter, Heu und Stroh, auch Geflügel, und Waclaw Jaresch war auch dabei. Da sind wir an ein Haus gekommen, wo die Bäuerin sehr geweint und auf italienisch zu uns gesprochen hat, was wir aber nicht verstanden haben. Drauf hat sie uns in den Hof geführt und hat uns die einzige Henne, die da herumgelaufen ist, geben wollen. Da habe ich zu Waclaw Jaresch gesagt, der dabei war: „Was möchtest du sagen, Jaresch, wenn man deiner Mutter Baruschka ihre letzte Henne wegnehmen, oder ich, wenn das meiner Mutter mit ihrem letzten Stück Bettzeug geschehen möchte?“ Und da sind wir beide fortgegangen, und habe ich bei dieser Gelegenheit gesehen, dass Waclaw Jaresch ein gut' Kind ist, weil er an seine Mutter denkt.

Gestern ist ein Spion eingebracht worden, der hat dem Feinde berichten wollen, wie und wo wir stehen, damit er dann über uns herfallen und an unserer schwächsten Seite fassen könnte. Mit einem so schlechten Menschen macht man aber im Krieg einen kurzen Prozess, und er ist zum Galgen verurteilt worden. Weil er aber so geweint hat und gesagt, er habe vier lebendige Kinder, und die hätten jetzt keinen Vater, so hat ihm unser General das Leben geschenkt, er soll sich anderswo seinen Galgen suchen.

Zuletzt will ich Euch noch vermelden, dass schon ein Gefecht

vorgefallen ist, aber es war nur ein kleines, und ich bin nicht dabei gewesen. Der Ort heißt Montebello, und wir haben in unserem Lager den Kanonendonner ganz deutlich gehört. Da habe ich hernach etliche von den Verwundeten gesehen, und die haben uns von den Franzosen erzählt, und was sie für rote Hosen haben, aber eine Katz' auf dem Tornister hat niemand gesehen.

Aber die Mutter braucht sich darüber nicht zu ängstigen, denn wenn jede Kugel treffen könnte, hätte man ja nicht nötig, Krieg anzufangen. Darum lebt wohl alle und vergesst nicht Euern getreuen und aufrichtigen Sohn bis ins finstere Grab.

Markus Spitz.“

Mit meinem Leutnant Moriz Zion muss ich mich doch geirrt haben. Gestern war ich mit dem Rapportbuch bei ihm, und nachdem er gelesen, fragte er mich, was denn meine Eltern wären. Da habe ich ihm gesagt, dass mein Vater mit Wolle handelt, und manchmal bringen ihm die Bauern auch kleine Partien Hasenhäutchen ins Haus, worauf er gelacht und nichts weiter gesagt hat. Nun frag ich Euch aber, wenn der Leutnant der wäre, den ich meine, hätte er gelacht und nichts weiter gefragt?

Der Obige.“

Bei Villafranca, 19. Juni 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister!

Ich leb'! ich leb'! Alle meine Glieder sind gesund geblieben. Und wenn ich gleich diesen Brief nur mit Bleistift schreibe, so dürft Ihr daraus nicht schließen, dass mir etwas fehlt, und kommt das nur daher, weil ich kein ‚Tinterl‘ bei mir habe. Sonst aber leb' ich, und das ist genug nach einer solchen Schlacht!

Damit Ihr einen Begriff bekommt, wie es zugegangen ist in der Schlacht, melde ich Euch nur, dass von unserer Kompagnie nicht mehr übrig sind als sieben Leute, und der Hauptmann ist tot und der Oberleutnant auch und der erste Leutnant desgleichen, und fünf Korporals sind auch tot, und zwei Feldwebel sind so zugerichtet, dass sie wahrscheinlich auch nicht mit dem Leben davonkommen. Und damit ich Euch nicht länger verschweige, was Ihr doch noch hören werdet: auch Waclaw Jaresch ist tot, aber sagt es um Gottes willen der alten Baruschka nicht.

Jetzt weiter!

Wie kommt es, dass mir mitten in der Schlacht einfällt: Heute ist ja Schewuot (Pfingsten), und in der Synagoge stimmen die Leute vielleicht gerade jetzt das Gebet an, das so anfängt: ‚Damals sangen Moses und die Kinder Israels dieses Lied dem Ewigen!‘ Ich habe das Gebet so vor mich hingesagt, ohne daran zu denken, ob mich einer hört, aber wie ich nach den Worten bin, wo es heißt: ‚Da bliesest du sie an mit deinem Hauche, und es deckte sie das Meer; sie sanken wie Blei in die gewaltigen Wasser. Wer ist wie du unter den Göttern, o Herr!‘ Da höre ich, wie einer hinter mir in unserer heiligen Sprache sagt: ‚Wer wie du so mächtig in seiner Heiligkeit, so furchtbar in seinem Ruhme der Wunder tut?‘ Ich wende mich um, da winkt mir unser Leutnant Moriz Zion mit den Augen zu, und da war’s mir, herzgeliebte Eltern und Geschwister, in diesem Augenblicke, als hätte ich meinen Bruder vor mir! Bist du also doch der, habe ich mir gedacht, als was ich dich angesehen habe? Und meine Seele hat aufgejubelt; Mut und eine Freudigkeit sind über mich gekommen, und ich habe mich stark gefühlt wie ein Löwe. Der Leutnant muss mich auch verstanden haben, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorgeht; denn er hat mir auf die Schulter geklopft und leise gesagt: ‚Markus Spitz, wir beide wollen uns heute besonders brav halten, du weißt warum?‘ Ja, Herr Leutnant habe ich rufen wollen, aber das Wort ist mir auf der Lippe geblieben. Gerade jetzt ist der Befehl gekommen, unsere Kompanie und noch eine von unserem Bataillon sollen einen Meierhof nehmen, und die Franzosen haben ihn schon besetzt gehabt.

‚Den Meierhof müsst ihr nehmen, Kinder,‘ schreit uns der Obrist nach, ‚wie ihr nur könnt.‘ Drauf haben die Tambours den Sturmschritt geschlagen, und wir sind auf den Meierhof zugelaufen. ‚Jetzt, Markus Spitz,‘ ruft Leutnant Zion hinter mir, ‚jetzt zeig’ dich, wer du bist.‘ Das Ende vom Lied war, dass wir nach einer halben Stunde die Franzosen aus dem Meierhofe gejagt haben, und waren nun die Herren davon. Jetzt erst haben wir ein bisschen Atem schöpfen können, aber, lebendiger Gott! wie hat es um uns ausgesehen! Tote überall herum, Franzosen und unsere Leute bunt durcheinander. Mein Leutnant Moriz Zion lebt, aber der Haupt-

mann und der Oberleutnant waren tot. Da fällt mir Waclaw Jaresch ein, wie es dem wohl ergangen ist, und da bemerke ich ihn unter einem Baume sitzen, bleich wie der Tod, und er hält sich beide Hände aufs Herz gepresst. ‚Waclaw Jaresch,‘ schrei‘ ich und fliege zu ihm hin, ‚bist du verwundet?‘ Da hebt er seine Hand auf, und die war blutig, und er reicht sie mir. ‚Ich sterb‘, Bruder,‘ sagt er mit schwacher Stimme; ‚wenn du nach Hause kommst, so grüß‘ mir meine Mutter.‘ Da habe ich ihn aufheben und irgendwo an einen sichern Platz bringen wollen. ‚Lass, lass,‘ sagt er, und seine Augen sind schon gläsern, aber seine Hand hat er nicht aus meiner gezogen. Drauf hat er schwer geröchelt . . . nach einer Weile richtet er sich mit unmenschlicher Gewalt auf und sagt zu mir mit heller Stimme: ‚Verzeih‘ mir, Bruder, was ich dir Böses angetan habe . . . ich habe versprechen müssen, mit euch nicht umzugehen, aber der Tod —;‘ kaum will er dieses Wort aussprechen, sinkt er zurück und war nicht mehr!

Weil Ihr nun wisst, herzlichste Eltern und Geschwister, dass ich am Leben bin und habe noch alle meine gesunden Glieder, so will ich diesen langen Brief schließen als Euer aufrichtiger und treuer Sohn

Markus Spitz.

Ich muss diesen Brief noch einmal aufmachen. Was meint Ihr dazu, dass Waclaw Jaresch gesagt hat, er hätte einem zugeschworen, mit mir nicht umzugehen? Die Mutter könnte auch der alten Baruschka durch das kleine Anschele etwa eine Herzstärkung schicken, denn sie wird’s nötig haben.“

Verona, den 20. Juni 1859.

„Heute schreibe ich Euch wieder, liebe Eltern und Geschwister, weil ich Euch eine große Auszeichnung zu vermelden habe. Nämlich unser Herr Obrist hat heute die Kompagnie, bei der ich diene, öffentlich vor dem ganzen Regiment gelobt, und hat gesagt, wenn auch leider die Schlacht nicht zu unseren Gunsten ausgefallen wäre, weil der Feind uns zu übermächtig gewesen, so hätten wir doch wie die Löwen gekämpft und den Franzosen gezeigt, was kaiserliche Soldaten sind. Drauf hat er die Namen derjenigen vorgelesen, die sich besonders hervorgetan haben, und waren auch solche darunter, die es nicht mehr gehört haben, weil sie tot waren.

Mein Leutnant Moriz Zion ist Oberleutnant geworden und hat die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten, und weil ich ihm in der Verteidigung der Fahne beigestanden, bin ich zum Korporal ernannt worden und bekam ‚im Namen unseres Kaisers‘ die silberne Medaille für Tapferkeit vor dem Feinde auf den Rock geheftet.

Da draus kann also Feiweil Buchhalter ersehen, dass ich mich nicht gefürchtet habe.

Noch eine große Merkwürdigkeit habe ich Euch zu berichten, und was deutlich zeigt, wie mich der allmächtige Gott ganz wunderbarlich beschützt hat. Wie ich gestern das ‚Arbah-Kanfes‘ herunternehme, was mir die Mutter auf den Weg mitgegeben, bemerk’ ich, dass es ungemein schwer ist, und wie ich es näher untersuche, finde ich, dass in dem Säckchen, wo die Zizith (Schaufäden) darinnen sind, ein Päckchen mit Erde ist, und mitten in der Erde steckt ein Kugelsplitter! Den Splitter will ich mir aber aufheben, als ein Andenken für mich und meine Kinder und Kindeskinde.

Ich grüße alle, besonders aber Herrn Feiweil Buchhalter, und bin bis auf weiteres Euer getreuer Sohn

Markus Spitz,  
Korporal vom 10. Zug, 3. Komp., 4. Bataillon,  
d. Z. in Verona.“

Als der letzte der eben mitgeteilten Briefe in dem bekannten Samstagklub bei Josel Spitz vorgelesen worden, sagte die Mutter unseres Korporals, Genendel, indem sie sich an den Vorsitzenden, den alten Buchhalter, weinend wandte:

„Dass mein Sohn Markus beim Leben erhalten worden, das hat er doch nächst Gott nur Ihnen zu verdanken, Herr Feiweil.“

Aber der Alte verwies ihr strenge diese Rede.

„Ich hab’ dir schon damals gesagt, Genendel,“ rief er, „dass du darüber schweigen sollst. Er darf auch niemals ein Wort davon vernehmen, denn ein Kind muss immer glauben, dass alles Gute ihm von seiner Mutter zukommt.“

Genendel beugte sich auf die Hände des Greises, aber die Tränen, mit denen sie sie befeuchtete, zeigten deutlich, was in diesem Augenblicke ihre Seele bewegte.

„Nun, meinen Sie noch immer, Herr Feiwel,“ rief der unverbesserliche Zweifler Gerson Stänglein, „dass Ihr alter Napoleon . . .?“

Ganz gegen seine Gewohnheit nahm der alte Buchhalter diesen Angriff auf seine seit mehr als fünfzig Jahren feststehende Überzeugung ohne Groll hin; aber mit seinen grauen Augen rings im Kreise umherblickend, sagte er mit gehobener Stimme:

„Kinder! mir scheint, der ‚Napoleon‘ wird diesmal bald müde werden! Solche mörderische Schlachten kann er nicht ertragen. Dann muss bald der Friede kommen, und ich glaube, ich werd’ ihn noch erleben.“

„Amen! Es soll wahr werden!“ . . . rief Genendel, indem sie die Hände faltete.

Korporal Spitz ist bald darauf, gesund und heil, zu seinen Eltern nach Hause gekommen!

## **Treue.** Von Dr. D. Hartmann.

Als der große Krieg des Jahres 1870 ausbrach, zogen Deutschlands Söhne aus allen Gauen an den Rhein, um das Vaterland zu schützen. Bald überschritten die deutschen Heere Frankreichs Grenze und rückten nach blutigen Kämpfen unaufhaltsam weiter vor. Schon war die große Schlacht bei Sedan geschlagen und Napoleon gefangen genommen, da wurde die Hoffnung auf Frieden wieder zunichte. Neue Franzosenheere waren erstanden, und mit verhaltenem Atem lauschte die Welt dem heißen Ringen, das sich nun im Herzen Frankreichs abspielte.

Hier auf dem Schlachtfelde von Juranville fand ein treuer Soldat, namens Abraham Löwenstein, den Tod. Bereits im Jahre 1866 hatte er nebst einem seiner Brüder an dem Feldzuge gegen Österreich teilgenommen und war 1870 erneut zu den Fahnen einberufen worden. Während der Belagerung von Metz veranlasste ihn Obergerichtsrat Georg Heinrich Rindfleisch, Landwehrleutnant und Kompagnieführer im 56. Infanterieregiment, Burschendienste bei ihm zu übernehmen. Rührend und aus einem reinen und edlen Herzen hervorkeimend war die Pflichttreue, mit der Löwenstein

seinem Vorgesetzten zur Seite stand, bis eine feindliche Kugel seinem Leben ein Ziel setzte. — — —

Heinrich Rindfleisch richtete während des Krieges eine große Anzahl von „Feldbriefen“<sup>1)</sup> an seine Gattin, denen wir einiges, dem Verständnis der jungen Leser angepasst, entnehmen wollen.

Nachdem Rindfleisch schon am 9. September 1870 vom Biwak bei Maizierès aus rühmend hervorgehoben hatte, dass sein Wohlbefinden durch seinen vorzüglichen Burschen sehr gefördert werde, schrieb er am 5. Oktober aus Charlv (bei Metz): „Um ½ 4 Uhr morgens muss alles ‚auf‘, und um 4 Uhr muss Kaffee gekocht sein. Das Aufstehen ist nicht schwer, denn man liegt mit Hose, Stiefel, Rock und Mantel auf dem Stroh, und wer die Frische der Jugend nicht mehr besitzt, schläft auch nicht so fest, wenn draußen alle Nasenlang geschossen wird . . . Gegen 4 Uhr kommt Löwenstein, den ich Deiner ganz besonderen Zuneigung empfehle, mit dem Kaffee, d. h. mit einem Soldatenkochkessel voll brauner Brühe . . . Aus dem Kochgeschirr schöpft man sich eine beliebige Anzahl Tassen voll und trinkt sie ohne Milch und Brot hinunter. . . . Das Mittagessen wird gewöhnlich früh fertig . . . Das Dürftigste dabei ist der äußere Apparat. Wenige sind so glücklich wie ich, ihr Besteck noch zu besitzen. Bei dem ewigen Alarmieren und Einpacken verkrümelt sich aller Besitz, wenn man nicht selbst Talent zum Zusammenhalten oder einen ganz vorzüglichen Burschen hat. . . . Glücklicherweise sind wir jetzt von allen epidemischen Krankheiten frei, und ich halte mich mit der größten Vorsicht, so dass es nur die unvermeidliche Plage der einförmigen und schlechten Nahrung ist, auf die ich meine kleinen Leiden schieben muss. In diesen kleinen Fatalitäten aber kann mich niemand treuer pflegen als Löwenstein. Juden sind doch sonderbare Leute, wenn man sich ihr Herz durch offene Freundlichkeit einmal gewonnen hat.“ — —

Die Belagerung von Metz nahm ihren Fortgang. Wie mit eisernem Ringe umschlossen die Deutschen die Feste; der Widerstand der Franzosen aber ward allgemach geringer. Leiden gab's drinnen wie draußen. In der Stadt wütete der Hunger; doch auch außerhalb gab es schmale Bissen. Dazu kam noch raues,

---

<sup>1)</sup> Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

regnerisches Wetter. In diesen Tagen (am 25. Oktober) teilte Heinrich Rindfleisch seiner Gattin mit: „. . . Ich werde jetzt dessen inne, wieviel ein guter Diensthote wert ist. Wenn Löwenstein nicht ein ganz wohlhabender Kaufmann wäre, möchte ich ihn wohl zu meinem ‚Diener‘ haben. Er sorgt für mich wie für einen nahen Verwandten, und zwar immer mit der feinen Initiative, die so wohltut. Wenn ich durchnässt nach Hause komme, ist auf der Stelle trockenes Zeug da, und nichts ist ihm lieber, als wenn er mir etwas extra, womöglich vor den andern voraus, machen kann. In dem nächsten Paket, das Du an mich absendest, muss auch wieder etwas für ihn sein, vielleicht auch ein Pelzkragen oder etwas dergleichen, guter Tabak natürlich auch!“ — —

Nach dem Falle von Metz ergossen sich die deutschen Heeressäulen einem gewaltigen Strome gleich nach dem Innern des feindlichen Landes. Der deutsche Aar sollte über den Wällen der stolzen Seinestadt schweben. Da aber erhob sich Frankreich zum Verzweiflungskampfe. Die Zahl der Opfer wuchs auf beiden Seiten. Am 29. November berichtete Rindfleisch von Courtelles aus: „Gestern hatten wir ein sehr heftiges Gefecht mit dem rechten Flügel der Loire-Armee. Von den vier Offizieren unserer Kompagnie ist einer verwundet, ein zweiter tot; bei der vierten, die ich jetzt wieder übernommen habe, sind alle drei Offiziere weg; der Verlust an Leuten ist dementsprechend. Auch mein armer Löwenstein ist mir sozusagen unter den Händen erschossen worden, er bekam zwei Schüsse in den Kopf. Ich habe fast geweint um den ehrlichen guten Menschen.“ — —

Nähere Angaben über dieses Gefecht machte Rindfleisch am 6. Dezember von Fleurv bei Orleans aus in folgendem Schreiben: „. . . Ich habe Dir aus den Erlebnissen seit dem 28. vorigen Monats nur bruchstückweise geschrieben . . . Im allgemeinen waren es trübe Tage vom 28. November bis zum 1. Dezember. Wir waren, ohne rechte Übersicht von dem, was der Feind vor uns zu bedeuten hatte, am 24. November auf ihn losgegangen; er hatte keine besondere Widerstandslust gezeigt, und man war ziemlich unbesorgt. Am 28. November morgens aber wurden unsere Vorposten ganz unerwartet heftig angefallen, und als wir in unserem Dorfe (Juranville) auf die ersten Schüsse aus dem Walde her auf

die Straße sprangen, fitschten die Kugeln schon ganz handfest auf die Gasse, und einer meiner Leute wurde bereits durch den Fuß geschossen, ehe wir noch unsere Kompagnie geordnet hatten. Die vierte Kompagnie hielt den ersten Anlauf mutig auf; aber der Kompagnieführer wurde durch die Brust geschossen, und von den beiden anderen Offizieren der eine sehr schwer, der andere leichter verwundet. Das ganze Bataillon, und was von Infanterie noch sonst zur Hand war, zog sich nun schnell aus dem rings vom Wald umgeben und von dem feindlichen Feuer erreichten Dorfe zurück und sammelte sich zur Aufnahme der Vorpostenkompagnien ein Viertelstündchen rückwärts hinter einer flachen Höhe, die, wie hier vielfach, mit Nussbäumen durch das ganze Feld hin besetzt und von Weinbeeten durchzogen war. Als das Feuer unserer Linie näher kam, gingen wir vor, und ich mit meinem Zuge an der Spitze über die Höhe hinweg in die Weinberge. Dort lagen wir dann wohl eine Stunde lang im steten Feuergefecht mit den herandrängenden Massen, bis sich eine Lockerung drüben zeigte; dann ging es mit Hurra auf den Feind los, und unsere rechten Flügelkompagnien nahmen eine Zeitlang wieder Besitz von dem Dorfe und machten einige hundert Gefangene. Aber zu einem nachhaltigen Erfolge waren wir zu schwach und mussten uns schließlich nach zwei- oder zweieinhalbstündiger Arbeit auf unsere ursprüngliche Stellung zurückziehen, wo die Artillerie dem Nachfolgen des Feindes leicht ein Ziel setzte. Solche Stunden umfassen eine ganz eigentümlich reiche Stufenleiter von Empfindungen, und wer daheim viel zu verlieren hat, muss sich seines Zweckes und seiner Pflicht recht ernst bewusst sein, um unbeirrt nur das Rechte zu tun. Vorstellen kann sich eine solche Feuerprobe niemand, der nicht darin gewesen ist. Die Kugeln pfeifen, heulen, zischen und prasseln so um einen herum, dass man sich gar nicht denken kann, man könnte mit heiler Haut davonkommen, und wenn dann die Verwundeten aufschreien und die Toten zusammenschnappen, so pocht das Männerherz gewiss an die Rippen, zuletzt aber wird einem alles geradezu egal, und man lässt pfeifen und fitschen, was pfeifen und fitschen will. Ich schrieb Dir schon neulich, dass mir damals auch mein guter Löwenstein erschossen worden ist. Er bekam erst einen Schuss durch den Mund, schien aber noch Bewusstsein zu haben, denn er streckte die

Hand wie flehend nach mir aus. Ich gab ihm die Hand und legte ihn eben still auf die Erde, weil ich sah, dass er zu Tode getroffen war — da traf ihn ein zweiter Schuss gerade zwischen die Augen, und nun rutschte er lautlos in sich zusammen. Meine liebe Tilla, das sind ernste und schwere Bilder! . . . Als wir am anderen Tage auf der Chaussee an der Kampfstätte vorüberzogen, und die Nussbaumkronen aus dem Abendnebel so wehmütig herübersahen, hätte es mir fast das Herz abdrücken mögen, so weh tat mir der arme Mensch, der dort die fremde Erde mit seinem Blute färbte.“ — —

Dem Bruder Löwensteins in Hagen in Westfalen übersandte Rindfleisch folgenden Brief <sup>1)</sup>:

„Artenay bei Orleans, 6. Dezember 1870.  
Gehrter Herr!

Ich habe die schmerzliche Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Bruder Abraham Löwenstein am 28. vorigen Monats den Tod auf dem Schlachtfelde bei Juranville gestorben ist. Sie werden aus seinen Briefen wissen, dass er sich dazu bereitgefunden hatte, während des Feldzuges die Aufwartung bei mir zu übernehmen. So hat er mir während dieser ganzen schweren Zeit treu und aufopfernd zur Seite gestanden, und dicht an meiner Seite hat ihn auch die tödliche Kugel getroffen. Er bekam zuerst einen Schuss durch den Hals, und als ich ihm die Hand zum Abschied reichte und ihn sanft auf die Erde gleiten ließ, erhielt er eine zweite Kugel gerade durch die Stirn, die ihn lautlos verscheiden machte. Friede seiner Asche! Es war ein treuer und pflichtergebener Mensch wie wenige, und mein Schmerz um ihn ist aufrichtig und tief.

In der Eile des Gefechts habe ich ihm leider nur seine Kriegsdenkmünze und sein Portemonnaie mit wenigem Inhalt sowie seine Briefftasche abnehmen können, die letztere aber bei der Hast der Situation wieder aus der Tasche verloren. Seine Barschaft soll er nach der späteren Angabe seiner Kameraden auf der Brust getragen haben, was ich nicht gewusst. Einige Kleidungs-

---

<sup>1)</sup> Dieser Brief und zwei der später folgenden sind im Besitz der Familie Löwenstein.

stücke wird er auch noch in meinem Koffer haben. Wenn ich selbst glücklich aus diesem schweren Kriege nach Hause komme, werde ich Ihnen zuschicken, was ich von Andenken an ihn habe. Für jetzt schließe ich mit dem nochmaligen Ausdrucke meines tiefsten und schmerzlichsten Bedauerns über den schweren Verlust, den Sie an einem so treuen und tüchtigen Bruder erleiden.

Rindfleisch, Obergerichtsrat in Celle,  
z. Z. Premierleutnant im 56. Infanterieregiment.“

\*\*\*

Nachdem unsere tapferen Krieger die Franzosen endlich überall aus dem Felde geschlagen und Frankreichs Hauptstadt zur Übergabe gezwungen hatten, wurden die Friedensverhandlungen eröffnet. Nun konnten die deutschen Truppen den Heimweg antreten. Am 14. März 1871 langte Rindfleisch, der bereits am 2. Januar für — seine Tapferkeit vor dem Feind mit dem Eisernen Kreuze geschmückt worden war, in Vieille Maison an, einem Orte, der 60 km von Juranville entfernt liegt. Trotz dieser großen Entfernung benutzte er einen Ruhetag dazu, das Schlachtfeld von Juranville noch einmal aufzusuchen. „Es trieb mich,“ schrieb Rindfleisch, „nicht bloß der Wunsch, jene Gefechtsfelder noch einmal zu sehen und meine Erinnerungen daran aufzufrischen, sondern auch noch eine Ehrenpflicht. Der Vater eines unserer Offiziere, der an dem Tage von Juranville in diesem unserem Kameraden seinen einzigen Sohn verloren, hatte uns nämlich schon wiederholt dartun angegangen, ihm womöglich die Leiche seines Sohnes zu verschaffen oder wenigstens sein Grab in irgendeiner Weise zu ermitteln und kenntlich zu machen. . . . Es ist mir denn auch gelungen, die Stelle, wo die Leiche liegt, mit höchster Wahrscheinlichkeit festzustellen. Das Grab meines armen Löwenstein ist freilich längst überarbeitet. Ein Bauer, der mit beim Einscharren gewesen war, gab die Stelle und die Wunde ganz genau an. Der gute Kamerad ist unter dem Baume eingescharrt, wo er für seine Pflicht gefallen. Da aber seine Verwandten zu schlicht denken, als dass sie noch eine besondere Feststellung und Schmückung des Ortes verlangen möchten, so habe ich die Sache so gelassen, wie sie eben ist. Er teilt das Schicksal von Hunderten, Preußen und Franzosen,

die dort herumliegen, ohne dass auch nur noch eine Spur von dem kleinen Erdhaufen zu sehen wäre, der sie am 29. November zudeckte. . . . Der Frühling und die unermüdliche Menschenarbeit übertünchen alle äußeren Spuren mit wohltätigem Eifer, — wenn nur auch die inneren Lücken so schnell zu schließen wären, welche die Kugeln eines solchen Schlachttages reißen!“

Am 25. Juli 1871 erhielt der Bruder des gefallenen Löwenstein folgendes Schreiben aus Celle in Hannover:

„Geehrter Herr Löwenstein!

Indem ich Ihnen die wenigen Reliquien von Ihrem lieben Bruder schicke, bitte ich um Entschuldigung, dass ich so lange damit gesäumt habe. Ich hatte die letzte Zeit allerlei im Kopfe, was mich viel beschäftigte, und so habe ich es versäumt, die Ehrenpflicht zu erfüllen, die ich dem Verstorbenen ebenso wie Ihnen schuldig bin. Ich bin auf dem Rückmarsche aus Frankreich noch einmal über das damalige Gefechtsfeld gekommen, habe auch zufällig einen Mann gefunden, der Ihren Bruder mit beerdigt hatte. Er liegt unter demselben Baume, unter dem ihn der Tod in treuer Pflichterfüllung ereilt hat, begraben — ohne Sarg und ohne Schmuck, nur mit dem Ehrenschnucke umgeben, den ihm das Andenken aller derer gewähren muss, die seinen redlichen Sinn gekannt haben. — Ich stehe jetzt eben im Begriffe, nach Berlin überzusiedeln, wo ich im Justizministerium arbeiten werde <sup>1)</sup>. Eine Aussicht zu einer Rheinreise, bei der ich mir vorgenommen hatte, einen Zug in Hagen zu überspringen, um Ihnen noch etwas Näheres über Ihren Bruder zu erzählen, ist damit aufgegeben. Ich hoffe aber, dass es sich doch noch einmal fügt, dass ich mein Vorhaben ausführen kann, und es wird mir immer eine große Genugtuung sein, den Angehörigen des Gefallenen den Dank für so manchen treuen Dienst auszusprechen, den mir Ihr Bruder geleistet hat.

Ihr ergebenster

Rindfleisch, Obergerichtsrat.“

Diesem Schreiben fügte die Gemahlin des Obergerichtsrats folgende Worte bei:

---

<sup>1)</sup> Georg Heinrich Rindfleisch war zuletzt Unterstaatssekretär.

„Geehrter Herr Löwenstein!

Ich kann die Sachen, die ich so oft mit Rührung betrachtet habe, nicht aus den Händen geben, ohne Ihnen auch selbst noch in wenigen Worten zu sagen, dass das Andenken Ihres lieben Bruders bei uns für alle Zeiten treu und warm bewahrt werden wird. Ich weiß recht wohl, dass ich es — nächst Gott — seiner treuen Fürsorge zu danken habe, dass mein Mann ohne Schaden für seine Gesundheit die schlimmen Zeiten, namentlich vor Metz, überdauern konnte, und es wird mir immer ein Schmerz bleiben, dass ich dem Treuen nie danken konnte. Schon längst hätte ich gern seiner alten Mutter, von der er meinem Manne erzählt hatte, meine innige Teilnahme an ihrem Verlust mitgeteilt; anfangs wusste ich jedoch Ihre Adresse nicht, und nach meines Mannes Rückkehr war ich zu vielfach in Anspruch genommen. Wenn ich es wagen dürfte, eine Bitte an Sie zu richten, so wäre es die um ein Bild Ihres lieben Bruders, das mir eines der liebsten Andenken an die überstandene schwere Zeit sein sollte.

Achtungsvoll

M. Rindfleisch.“

---

In einem der folgenden Jahre trat eines Tages ein stattlicher Herr in das Haus der Familie Löwenstein. Es war Georg Heinrich Rindfleisch. Bald saß er inmitten des Familienkreises. Alle lauschten ergriffen seinen Worten. Es waren Stunden treuen Gedenkens. — Lange noch stand der edle Mann vor dem Bilde dessen, der in Frankreichs Erde ruhte. Dann nahm er Abschied. —

Nach zehn Jahren rief auch ihn der Tod ab, dem er in manchem harten Kampfe mutig ins Auge gesehen hatte.

(Wegweiser für die Jugendliteratur 1913.)

## **Wohltätigkeit.** Von Max Weinberg

**S**pricht dich ein Armer an, soll Herz und Hand sich regen,  
Liegt einer hilflos krank, sollst du in Lieb' ihn pflegen,  
Hat einer ausgekämpft, bett' ihn zur ew'gen Ruh',  
Frag' nicht nach Land und Stand, er war ein Mensch wie du.

## **Unsere drei Namen.** Von Max Weinberg

**D**rei Namen jeder Mensch auf sich vereint,  
Der je auf diesem Erdenrund erscheint.

Den Kosenamen aus Muttermunde,  
Der vielmals wechselt in jeder Stunde.

Den Namen, der uns von der Welt gegeben,  
Und den wir führen unser ganzes Leben.

Den dritten, den wir uns selbst erwerben,  
Und einst auf unsere Kinder vererben.

(Aus „Ewige Weisheit“, Spruchpoesie des Talmud,  
übersetzt von M. Weinberg. Halle a. S., Otto Hendel.)

## **Morris Rosenfeld.**

**M**orris Rosenfeld, habt ihr den Namen schon gehört? Ein Dichter, der in den letzten Jahren zur Berühmtheit gelangte, aber kein Dichter von gewöhnlicher Art. Er ist ein glänzender Zeuge dafür, wie wahre Begabung sich durch alle Hindernisse Bahn bricht. Zugleich aber bietet er auch einen vollen Beweis, wieviel Kraft und Fähigkeiten in unserem jüdischen Volke liegen.

Morris Rosenfeld ist der Sohn armer jüdischer Fischersleute aus Polen. Seine Eltern konnten ihm nur den notdürftigsten Unterricht angedeihen lassen. Wie viele Hunderttausende seiner Brüder trieben auch ihn die Not und die grausamen Verfolgungen aus Russland. Er wurde zunächst Diamantschleifer in Holland. Als er auch dabei sein karges Brot nicht verdienen konnte, zog er übers Meer. In Neuyork angelangt, war er froh, in einer jener Massenwerkstätten Arbeit zu finden, wo die Arbeiter bei niedrigster Entlohnung den ganzen Tag bis aufs äußerste angestrengt werden. Lange, lange Jahre arbeitete er so in einer Schneiderwerkstätte, wobei seine Gesundheit immer mehr erschüttert wurde. Und da geschah das Wunder: dieser arme, von Not und Krankheit heimgesuchte Jude, der tagsüber alle Martern eines Arbeitssklaven erdulden musste, fand zur Nachtzeit Kraft und Weihe für die schönsten Dichtungen, die seinen Namen weit hinaustrugen

und ihn berühmt machten als den Dichter seiner Millionen Arbeiterbrüder, als den Sänger seines Volkes. Das Wunderbarste aber war, dass er seine prachtvollen Lieder in einer Sprache dichtete, die man bisher als Kauderwelsch verlacht hatte: im sogenannten „Jüdisch-Deutschen“ oder „Jüdischen“, das von den Millionen Juden des Ostens als Muttersprache gesprochen wird und sich aus deutschen, hebräischen und slawischen Worten zusammensetzt. Durch ihn erst erfuhr man in Europa, dass dieses „Jüdische“ eine reiche und ausbildungsfähige Sprache ist, und bald hörte man denn auch von den anderen Dichtern und Schriftstellern des „Jüdischen“ und ihren Schöpfungen. Von den Gedichten Rosenfelds, die von Berthold Feiwel ins Deutsche übertragen wurden, bringen wir zwei Proben. Das eine Gedicht, „Mein Kind“, ist wohl die beste und berühmteste Schöpfung Rosenfelds. Das zweite, „Chanukka-Lichter“, zeigt, mit wieviel Liebe Rosenfeld an der stolzen Vergangenheit seines Volkes hängt, und wie sehr ihn dessen jetzige traurige Lage niederdrückt. In anderen Liedern aber singt er, voll froher Hoffnung, von einer Auferstehung und strahlenden Zukunft unseres Volkes. Man sagt oft, dass Dichter Propheten sind. Mögen sich die Zukunftsträume unseres Sängers erfüllen!

(Aus „Jung-Israel,“ Jüd. Verlag, Köln a. Rh.)

### **Mein Kind.** Von Morris Rosenfeld.

Ich hab' ein Kindchen, lieb und zart,  
Ein Knabe ist's gar fein.  
Schau ich ihn an, so glaub' ich schier,  
Die ganze Welt ist mein.

Doch ach, ich seh' mein teures Kind  
Nur selten, wenn es wacht,  
Wenn ich es sehe, schläft's schon längst,  
Ich seh's ja erst zur Nacht.

Die Arbeit treibt mich früh vom Haus  
Und bringt mich spät zurück.  
O, fremd ist mir mein eigen Blut,  
Fremd meines Kindes Blick.

Voll Angst und Sorge eil' ich heim,  
 Die Nacht ist kalt und trüb —  
 Mein blasses Weib empfängt mich froh:  
 „Er war so süß, so lieb!“  
 Wie nett er spricht! Wie klug er fragt!  
 „O, Mama, gute Ma,  
 Wann kommt und bringt den Penny mir  
 Der gute, gute Pa?“  
 Ich hör's und bin beim Bettchen schon:  
 Es soll, es muss gescheh'n!  
 Mein Vaterherz ist übervoll:  
 Es muss mein Kind mich sehn!  
 Und steh bei seinem Bettlein dort  
 Und seh' und hör' und — ah!  
 Im Traum bewegt's die Lippen leis:  
 „O, wo ist, wo ist Pa?“  
 Ich küss' die blauen Äugelein,  
 Sie öffnen sich — „Mein Kind!“  
 Sie sehen mich, sie sehen mich,  
 Und — schließen sich geschwind.  
 Da steht dein Pa, mein süßes Kind!  
 Da nimm den Penny, da!  
 Im Traum bewegt's die Lippen leis:  
 „O, wo ist, wo ist Pa?“  
 Mir ist so bitterweh zumut,  
 So weh, — mein Herz ist schwer:  
 „Mein Kind, mein Kind, einst wachst du auf  
 Und findest Pa nicht mehr!“

### **Chanukka-Lichter.** Von Morris Rosenfeld.

O, ihr lieben Lichtelein,  
 Euer freundlich-stiller Schein  
 Spricht gar mancherlei.  
 Spricht von kühnem Heldenmut,  
 Kampf und Tod und Heldenblut, —  
     Wunder längst vorbei!

Sieh! Bei eurem flimmernden Schein  
Tritt ein Traum, ein schimmernder, ein,  
Und der Traum erzählt:  
Jude, warst ein Krieger einst,  
Jude, warst ein Sieger einst,  
Stolz und kraftgestählt!

Auserwählt war dein Geschlecht,  
Hattest dein Gebot, dein Recht,  
Lebtest groß und frei,  
Hattest einst ein eigen Land,  
Herrschtest drin mit starker Hand, —  
Wunder längst vorbei!

O, ihr lieben Lichtelein,  
Euer freundlich-stiller Schein  
Weckt den alten Schmerz:  
Einst und jetzt! So klage ich,  
Einst und jetzt, so frag' ich mich,  
Und es weint mein Herz.

Wir waren nicht immer das Volk, das weint,  
Das Volk der Tränen, der Seufzer und Klagen,  
Wir haben einstmals den stärksten Feind  
Gelehrt: Auch Juden können schlagen.

Wir haben der wütendsten Hasser gelacht,  
Und für den Glauben großer Ahnen  
Wir gingen mutvoll in die Schlacht,  
Und siegreich wehten unsere Fahnen.

Geschlechter schwanden im Zeitengewühl,  
Geschlechter wurden nett geboren,  
Wir aber haben das Heldengefühl,  
Im Drang der Ghettonot verloren.

Verloren den alten Riesenmut  
Und wurden zager, stiller, scheuer,  
Und doch, noch brennt in unserm Blut  
Das alte Hasmonäerfeuer.

Man hat uns gehetzt in Not und Tod,  
Mit groben Flegeln den Leib uns zerdroschen,  
Und doch, das alte Feuer loht  
Und ist im Blutmeer nicht erloschen.

Wir duldeten Martern wohl sonder Zahl,  
Die schwachen Körper mussten erliegen, —  
Doch bleibt in uns ein Ideal,  
Das, Völker, könnt ihr nie besiegen!

(Aus „Jung-Israel“. Jüd. Verlag, Köln a. Rh.)

Der Phonograph. Von Bettina von Gutfeld.

„Wer die Thora hält in drückender Not, der wird sie  
endlich halten können im Wohlstand.“ (Spr. d. Väter.)

**A**dolf Mendel, ein sehr frommer Israelit, war ein vielbeschäftigter Uhrmacher in Kischinew in Russland. Juden und Christen kauften gern bei ihm, denn man konnte sich auf ihn verlassen; er war gewissenhaft, ehrlich und geschickt. Die Leute brachten ihm nicht nur ihre Uhren, um sie wieder in Gang bringen zu lassen, sondern auch Gegenstände aller Art, wie Fahrräder, Phonographen, elektrische Instrumente, kurzum alles, was nach der ausbessernden Hand des Mechanikers verlangte. Mendel fand immer bald den Fehler heraus und machte den Schaden wieder gut. Seine allseitig anerkannte Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit konnte es doch nicht verhindern, dass infolge der von gewissenlosen Volksverführern angefachten Judenhetzen auch sein Geschäft zurückging. Die christlichen Kunden ließen sich nur zu leicht betören und folgten dem Rufe: Kauft nicht bei Juden! Und die jüdische Kundschaft war arm und musste ihre geringen Mittel zur Beschaffung der allernotwendigsten Bedürfnisse verwenden.

Wohl sah Mendel tiefbekümmerten Herzens seine Vermögensverhältnisse sich immer ungünstiger gestalten. Allein sein unerschütterliches Gottvertrauen und seine bescheidene Lebensweise ließen diese Sorge hinter der weit größeren zurücktreten, die er in der stets zunehmenden feindseligen Gesinnung der Bevölkerung gegen die Juden erblickte. Er kannte die Habgier und Rohheit des russischen Pöbels zu genau, um nicht bei dem Gedanken zu erschauern, welches namenlose Unheil über seine Familie und die

anderen Juden hereinbrechen würde, wenn der aufgeregte Pöbel seine schon so oft gegen die Juden ausgestoßenen Drohungen zur Ausführung bringen würde. Er sann hin und her, wie er seine traurige Lage verbessern und sich und seine Familie vor der drohenden Gefahr retten könne. Endlich hatte er einen Ausweg gefunden. Als die Familie eines Abends beisammensaß, teilte er ihr seinen wohlwollenden Plan mit. „Meine Lieben,“ hub er an, „ihr wisst, unser Gott, auf den unsere Väter stets vertraut und der auch unsere Zuversicht ist allezeit, ist ein großer, ein gütiger Gott. Und wenn er will, wird uns keine Not und kein Unheil treffen. Aber wir Menschen sind verpflichtet, unsere Schuldigkeit zu tun, dann ist unser Gottvertrauen die beste Hilfe. Ihr habt es wohl schon schmerzlich empfunden, dass mein Geschäft sich so sehr verschlechtert hat, dass unsere geringen Ersparnisse zur Neige gehen. Dann sehe ich aber täglich sich die Anzeichen mehren, dass es nur eines geringfügigen Anlasses oder eines Winkes bedarf, dass der Pöbel über uns Juden herfalle. Diese meine Befürchtung stützt sich auf bestimmte Wahrnehmungen, die ich auch den Vorstehern unserer Gemeinde mitgeteilt habe. Ob etwas von ihrer Seite unternommen wird, um das drohende Verhängnis abzuwenden, weiß ich nicht. ‚Verlasse dich nicht auf die Vornehmen‘, so ruft uns der Psalmist zu, und er hat recht. Es ist darum mein unabänderlicher Entschluss: wir verlassen Kischinew, womöglich schon morgen. Ich bringe euch samt unseren wenigen Habseligkeiten zu meinem Bruder nach Nikolajew. Ich trete sofort eine Reise nach Amerika an, und will's Gott, dass ich dort einen Erwerb gefunden habe, der uns nährt, dann will ich euch nicht länger entbehren, dann sollt ihr zu mir kommen, und nur der Tod soll uns dann trennen!“

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatten die Frau und die Kinder zugehört. Ein Tränenstrom und lautes Schluchzen waren die Antwort auf Mendels Rede. So schmerzlich nun die Trennung aber auch den Eltern, dem 14-jährigen Markus und der zwei Jahre jüngeren Gittel wurde, sie mussten sich doch alle in das Unabänderliche fügen. Nachdem Mendel seine Familie in das gastliche Haus seines Bruders gebracht hatte, schickte er sich zur Reise nach Amerika an. Ein schmerzlicher Abschied war es. „Merkt es euch, geliebte

Kinder,“ sprach Mendel unter Tränen, „wer die Thora hält in drückender Not, wird sie auch halten können im Wohlstande. So sollt ihr, so will ich leben!“ Noch einmal segnete er die geliebten Kinder, und noch ein herzlicher Kuss, und nun ging's mit Windeseile in die weite, ungewisse Welt.

\*\*\*

Drei Wochen bangen Wartens und sehnsüchtigen Harrens vergingen. Da endlich meldete eine Karte Mendels glückliche Ankunft in Neuyork. Dann hatte die Familie nichts weiter von ihm gehört. — Ein Jahr war inzwischen verflossen. Chanukka war da, alle dachten des vergangenen Jahres, wo sie das Fest, wenn auch in gedrückter Stimmung und voller Not und Sorge, doch gemeinschaftlich begangen hatten. Traurig saßen sie heut beieinander, bangen Herzens fragten sie sich: „Wie mag es denn dem Vater ergehen? Ob er gesund ist? Ob er seinen Lebensunterhalt gefunden? Ob er uns bald nachkommen lassen wird?“ Die sorgenschweren Fragen und Gedanken werden durch das Erscheinen eines Postboten plötzlich unterbrochen; er gibt eine große Kiste aus St. Louis ab. „Vom Vater, vom Vater!“ jubeln alle. Die Mutter öffnet die Kiste, Markus und Gittel helfen emsig dabei. Ein Brief liegt obenauf, die Mutter öffnet ihn hastig. Was ist das? Das sind ja drei Fahrkarten nach St. Louis. Endlich, endlich kann der Vater die Familie nachkommen lassen, bald werden alle wiedervereintigt sein! Der Brief zittert in ihrer Hand, so übermannt sie die freudige Erregung; kaum kann sie die lieben, so lang entbehrten Schriftzüge lesen. Ein leises Dankgebet steigt aus ihrem Herzen empor zu dem Lenker aller Geschicke. Die Kinder, so gern sie den Inhalt des Briefes hören möchten, wagen doch nicht, die Mutter in ihrer stillen Andacht zu stören. Leise und behutsam packen sie inzwischen die Kiste aus, in der einzelne Maschinenteile, ein Schallrohr und Gummiplatten liegen: „'s ist ein Phonograph,“ flüstert Markus, der dem Vater früher bei seiner Arbeit schon öfter hilfreiche Hand geleistet hatte und daher die Maschinen zusammensetzen verstand, seiner Schwester zu. Die kleinen geschickten Hände haben die Maschinenteile bald regelrecht aneinandergesetzt. Die Mutter hatte sich nun ermannt und las den Kindern Vaters

Brief vor; der erzählte von Sorgen und Mühsal, die ihn in der ersten Zeit heimgesucht hatten, „aber mein Gottvertrauen hat mich nie verlassen,“ schrieb er, „sondern mich in Not und Sorgen aufrechterhalten. Nach wochenlangem, vergeblichem Suchen nach einer passenden Beschäftigung erhielt ich endlich in einer Phonografenfabrik eine Anstellung als einfacher Arbeiter. Nach und nach erwarb ich mir das Vertrauen des Chefs, ich erhielt die feinen und verantwortungsvollen Arbeiten zugeteilt, und als im vergangenen Jahre die Ausstellung in St. Louis eröffnet wurde, wurde mir die Auszeichnung zuteil, als Leiter mit einigen geschickten Arbeitern dorthin geschickt zu werden, die Maschinen zu montieren, den ganzen Betrieb dort zu leiten und auch den Verkauf zu bewerkstelligen. Ich arbeitete unverdrossen und mit so großer Liebe und Treue, dass der Chef meine Lage wiederum aufbesserte, indem er mich an dem Gewinn des Zweiggeschäftes in St. Lottis teilnehmen ließ. Gottes Segen waltete sichtlich auf meinem Tun, es verging kein Tag, an dem nicht große Bestellungen von den Besuchern der Ausstellung erteilt wurden. Oft musste ich denken, wie wahr es ist: „Befiehl dem Ewigen deine Wege, so werden deine Entwürfe wohl gelingen.“

Markus setzt nun die Kurbel in Bewegung und richtig, das Chanukka-Lied ertönt, mit des Vaters lieber Stimme. Zuerst lauschen alle gespannt, dann stimmt einer nach dem anderen leise in den Gesang mit ein, nach und nach schwindet die Zaghaftheit, laut und begeistert erklingt aus voller Kehle:

„Moas zur j'schuossi.“

Wohl lag der große Ozean zwischen dem Familienoberhaupt und den Familienmitgliedern; der fromme Gesang hatte aber das Gefühl der Trennung völlig aufgehoben, friedlich strahlte das Chanukka-Lichtchen durch das Gemach, gemahnte an überstandene Kämpfe und an errungene Siege, und eine feierliche, weihevollte Stimmung zog in alle Herzen und erfüllte sie mit Hoffnung und froher Zuversicht!

Mendels Befürchtung hat sich leider nur zu rasch und in zu grauenhafter Weise als berechtigt erwiesen. Die scheußlichen an den Juden in Kischinew verübten Greuel haben die ganze gebildete Welt mit Entsetzen erfüllt. Aus aller Herren Länder liefen

Beiträge ein, um das Elend in Kischinew zu mildern. Unter den zuerst eingegangenen Spenden befand sich auch ein Betrag, den Mendel von seinen ersten Ersparnissen seinen unglücklichen Brüdern zukommen ließ.

Vor kurzem habe ich selbst die Ausstellung in St. Louis besucht und Mendel in seiner Tätigkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ohne eigentliche Absicht und fast ohne es zu wissen, verweilte ich in der von ihm geleiteten Abteilung mehrere Stunden, so sehr fühlte ich mich von seinem Eifer, seiner Umsicht und Geschicklichkeit angezogen. Wir wurden näher bekannt, und auch seine Familie, die sofort nach Empfang der Fahrkarten die Reise über den Ozean angetreten und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit in die amerikanischen Verhältnisse eingelebt hatte, zählte bald zu meinen Bekannten.

In ihrem einfachen, aber sauberen und gemütlichen Heim hat der selbstgefertigte Photograph den Ehrenplatz gefunden und wird auch wohl am diesjährigen Chanukka die Hymne erklingen lassen. Ich aber werde, wenn ich im Kreise meiner Lieben das Makkabäerfest feiern werde, und das „Moas zur j'schuossi“ erklingen wird, Mendels in Neuyork und seines Wahlspruches gedenken:

Wer die Thora hält in drückender Not,  
der wird sie endlich halten können im Wohlstande!

(Aus „Israel. Jugendfreund.“)

## **Siebentes Rätsel.**

Im Marmor ist's, im Menschen auch,  
Doch tritt dazu ein leiser Hauch,  
So flieht die Eintracht und das Glück,  
Der Sanfte scheut davor zurück.

## **Achtes Rätsel.**

Ein jeder hat es,  
Im Grabe ruht es:  
Der Herr befiehlt es,  
Der Kutscher befiehlt es.

Nicht jeder hat es,  
In Wiegen ruht es;  
Der Herr befiehlt es,  
Der Kutscher tut es.

## **Haman und Esther.** Von Leopold von Sacher-Masoch.

**E**s war zur Zeit des Schuschan-Purim, die ganze Stadt Sandomir war in heiterer Aufregung und ein jeder nach Kräften bemüht, die Nacht in hellen Tag zu wandeln. Alle Fenster waren erleuchtet, hie und da die Häuser mit farbigen Lämpchen und Ballons geschmückt, an den Fenstern saßen schöne jüdische Frauen und Mädchen in üppige Pelzjackett geschmiegt und lachten und aßen Backwerk, und die Straßen durchzogen fröhliche Menschen in langen Kaftanen, und die Maskerade war in vollem Zug. Hier kam ein Trupp jüdischer Jünglinge, die als kleinrussische Bauern gekleidet waren und vor jedem Hause haltmachten und kleinrussische Volkslieder sangen, wobei sie sich mit Geigen, Bassgeigen und Flöten begleiteten. Andere kamen als Bären und schreckten die Mädchen, die in den Türen standen. Wieder andere führten das Ahasverusspiel auf. Da war Esther, die, in Seide, Samt und Hermelin gekleidet, eine Krone von Goldpapier auf dem Kopfe, von vier Sklaven getragen wurde, König Ahasverus mit seinem roten Mantel, Monderisch (Mardochai) mit seinem großen Turban, und endlich Haman, die Hauptperson, der mit einem schäbigen Zylinder auf dem Kopfe, in weiße, zusammengenähte Leintücher gehüllt, auf Stelzen einherging, wie ein Riese die Menge überragte und seine große Nase mit den drei gigantischen Karfunkelwarzen bald hier, bald dort an einem Fenster des ersten Stockes der kleinen Häuser erscheinen ließ, so dass die Schönen erschreckt zurückfahren und das Necken und Lachen kein Ende nahm.

Haman war natürlich Laktef Wilna. Wer hätte auch in Sandomir gewagt, den Haman darzustellen, als Laktef Wilna, der hübscheste, kräftigste, keckste und lustigste jüdische Bursche der ganzen Kreisstadt, der es wahrlich an Juden in keiner Weise fehlte. Wo der echt türkische Lärm der großen Trommel, der Blechdeckel und einer heiseren Trompete das Herannahen der Personen des Ahasverusspieles ankündigte, wurden trotz der grimmigen Kälte die Fenster ganz oder doch ein wenig geöffnet, und rosige Mädchengesichter und dunkle Frauenaugen blickten in die Straße, und schnell war Laktef Wilna zur Stelle und spielte den Neugierigen irgendeinen Possen.

Der Madame Pflaumenbaum, die nur einen Augenblick das Guckfenster handbreit öffnete, warf er einen alten Pantoffel hinein, der schönen Frau Zuckerspitz, die in ihrer mit Zobel ausgeschlagenen und gefütterten Pelzjacke im Fenster lag, denn sie wollte gesehen werden, überreichte er einen großen vergoldeten Husaren aus Lebkuchen und machte sie erröten und blitzschnell verschwinden. Der etwas allzu schlanken Tochter Grünwald schwor er, dass er einen sehr passenden Mann für sie gefunden habe, und gab ihr einen Hering. Bei Jonathan Schmeikes, dem Kaufmann, wo ein halbes Dutzend junger Mädchen versammelt war, ließ er eine Maus in das Zimmer und ergötzte sich an der wilden Jagd, die nun folgte, an dem Zetergeschrei, mit dem alles, was lange Röcke trug, auf Stühle und Tische sprang, bis der kleine Störenfried glücklich in ein Mauerloch geschlüpft war.

\*\*\*

Auf diese Weise kam Laktef Wilna auch zu einem ganz kleinen Hause in der langen Gasse, dessen Mauern sich wie die Blätter eines Kartenhauses nach innen neigten, und in dem, hinter mit Papier zusammengeklebten, zerbrochenen Scheiben und morschen Türen, in zwei Stockwerken und zwölf Zimmern bei dreißig dürftige jüdische Familien wohnten. Er blickte durch ein Fenster, dessen Scheibe ein großes Loch hatte, das nicht mehr durch bunte Papierstreifen unschädlich gemacht werden konnte und daher mit verschiedenen alten Strümpfen verstopft war, und sah in einem Stübchen, nicht größer als ein Hühnerstall, ein Mädchen in einem schlechten, geflickten Kattunkleidchen sitzen und bitterlich weinen. Das verdarb Laktef Wilna den ganzen Schuschan-Purim, denn er hatte wie alle leichtsinnigen Menschen das beste Herz und konnte vor allem keine Tränen sehen. Er verhielt sich also vollkommen stille, legte seine Riesennase an die Scheibe und horchte. In dem Stübchen brannte in einem ausgehöhlten Erdapfel ein Stümpfchen Talglicht, und saß in einem alten Lehnstuhl, dem ein Bein fehlte, ein Mann in einem zerrissenen Kaftan, ein Käppchen auf dem ergrauten Kopfe, die Hände gefaltet und starrte ins Leere.

Es war der blinde Flickschneider Tobia Fischtran und das Mädchen seine Tochter Esther. Laktef Wilna kannte sie jetzt.

„Weine nicht,“ sprach Tobia milde, „vom Weinen verliert man das Augenlicht. Was soll werden, wenn auch du nicht mehr arbeiten kannst, Esterka?“

„Was hilft es, zu arbeiten, Vater,“ erwiderte das Mädchen seufzend, „wenn man von Gott verlassen ist?“

„Kein Mensch ist von Gott verlassen,“ versetzte Tobia, „keiner, nur geprüft wird man von Gott, nicht verlassen.“

„Wir werden aber mehr geprüft als alle anderen zusammen,“ gab Esther zur Antwort, „und doch haben wir nicht mehr gesündigt als sie. Bin ich nicht fleißig vom Anbruch des Tages bis tief in die Nacht hinein und kann nicht einmal meinem blinden Vater das Stübchen heizen und Kuchen backen, die doch der Ärmste hat zum Schuschan-Purim.“

„Was brauchen wir Kuchen, wir hören doch die Musik und hören die Leute lachen,“ sagte Vater Fischtran.

„Mir tut es von Herzen weh, wenn sie lachen,“ murmelte das arme Mädchen und begann wieder zu weinen, aber ganz leise, damit es ihr alter Vater nicht hören sollte; denn sehen konnte er es ja nicht, wie sie die kleinen mageren Hände vor die Augen presste, aber Haman sah es, Laktef Wilna sah es und eilte auf seinen Stelzen rasch davon. Er war der Sohn wohlhabender Eltern, er hätte können Geld in Esthers Fenster werfen, und der Armen wäre geholfen gewesen, aber das hätte ihm keine Freude gemacht; er war nur dann zufrieden, wenn er den Leuten irgendeinen Schabernack antun konnte, und so war er auch jetzt entschlossen, hier den Armen einen lebenswürdigen und anderswo den Reichen einen ärgerlichen Possen zu spielen. Er ging zuerst zu dem Hause des Holzhändlers Jainkef Jeiteles, lehnte sich an die Hofmauer und begann von dem jenseits hoch aufgeschichteten Holze ein Scheit nach dem anderen herüberzuziehen und dem untenstehenden Monderisch, seinem Freunde Teitel Silberbach, zuzuwerfen. Dann kehrten sie rasch zu dem Hause, wo Esther wohnte, zurück, Laktef stieg von seinen Stelzen herab, und beide schlichen bis zu Fischtrans Tür und schichteten das Holz vor derselben auf. Als dies geglückt war, eilte Haman rasch durch die Straßen und blickte in alle Fenster, und richtig, bei Jonathan Schmeikes, dem Kaufmann, hatten sie auf das Küchenfenster zwei große Schüsseln mit

dampfendem Kuchen gestellt, und die Köchin war eben beim Herde beschäftigt und kehrte ihm den Rücken. Schnell hatte sich Haman der Kuchen bemächtigt, und wie mit Siebenmeilenstiefeln ging es wieder zurück zu der kleinen Esther. Jetzt schlich Monderisch mit seinem großen Turban hinaus, klopfte dreimal laut an die Tür und entflo. In dem Augenblick, da Esther aufstand und öffnete, zog Laktef Wilna eilig die Strümpfe heraus, warf die Kuchen durch das Loch in der Scheibe hinein, verstopfte dasselbe wieder und versteckte sich dann hinter der Dachrinne.

Als Esther die Tür öffnete, rief sie: „Vater, wir haben Holz, wer hat uns das gebracht?“

„Holz?“ sprach Tobia staunend, „wer sollte uns Holz bringen?“

„Es hat doch dreimal geklopft,“ fuhr Esther fort, „und als ich öffne, liegt das Holz da, und was für ein prächtiges Holz! Darf ich das nehmen?“

„Frage nicht lange, mein Kind.“

„Aber es ist wie ein Zauber!“ Sie schichtete das Holz hinter dem Ofen auf, zerhackte eines der großen Scheite, machte Späne, und bald prasselte im Ofen ein kleines Feuer, und die kleine Stube erwärmte sich behaglich. Esther trocknete ihre Tränen. „Und hier! was soll das bedeuten,“ schrie sie auf, „das ganze Fenster voll Kuchen!“

„Kuchen?“ wiederholte der Blinde ungläubig, vor Freude bebend.

Esther reichte ihm einen, und beide begannen zu essen.

„Noch ganz warm,“ sprach sie, „aber das ist ja alles wie ein Wunder.“

„Siehst du, Esterka, Gott hat uns nicht verlassen,“ sprach der Blinde, „das ist der Prophet Elias, der deine Tränen gesehen hat und gekommen ist, uns zum Schuschan-Purim zu beschenken.“

„Ja, Vater, niemand als der Prophet Elias.“

Beide begannen zu beten.

„Wenn er aber bei uns ist und sieht unsere Not,“ begann wieder Esterka, „warum bringt er mir nicht auch warme Kleider und Schuhe, meinen blinden Vater zu kleiden?“

„Was brauche ich warme Kleider,“ rief Tobia lächelnd, „hab’

ich doch jetzt ein warmes Stübchen, aber du, mein Kind, du läufst zu den Leuten durch Frost und Schnee in deinen zerrissenen Schuhen und deinem dünnen Kleidchen.“

„Verlange nicht zu viel, Vater,“ beschwichtigte ihn Esther, „hab’ ich doch auch ein warmes Tuch.“

„Wenn der Prophet Elias will,“ entgegnete der Blinde ärgerlich, „so kann er dich kleiden wie eine Prinzessin, er kann dich kleiden in Zobelpelz, wenn er nur will.“

„Aber Vater!“

„Und ja, wenn man schon bittet, soll man ordentlich bitten, und so bitte ich ihn tun einen Zobelpelz für dich.“

„Vater, er wird böse werden, und das Holz wird verschwinden.“

„So soll es nicht Zobel sein, aber du sollst einen Pelz haben.“

„Wozu? bedenke doch.“

„So soll es nur eine Jacke sein, gefüttert mit Pelz, dass du nicht mehr frierst.“

\*\*\*

Laktof Wilna hörte alles und lachte heimlich in sein gutes, mitleidiges Herz hinein, und wieder eilten die Stelzen hin und her, und Hamans große Nase blickte in alle Fenster, und sein Arm langte hinein, wo es nur anging, und bemächtigte sich der Sachen, die der Prophet Elias nötig hatte. Vor dem Laden des Trödlers Winkelfeld hingen ein Paar rote Hausstiefel, die er von einem Edelmann erhandelt. Haman nahm sie, ohne viel zu fragen, mit. Bei dem reichen Sprintze Veigelstock entlehnte er einen schwarzen Atlaskaftan, bei den Töchtern des Freudenthal ein Paar neue Schuhe und ein Kleid. Aber die Pelzjacke? Richtig, bei Frau Zuckerspitz waren die maskierten jungen Leute eingedrungen, und sie tranken jetzt Tee und tanzten, und die schöne kokette Frau hatte ihre mit Zobelpelz ausgeschlagene und gefütterte Jacke abgeworfen, und da das Fenster nur angelehnt war, öffnete es Laktof Wilna leise und nahm die Pelzjacke vom Stuhl.

Mehrere Minuten später klopfte es an Esthers Fenster.

„Das ist er,“ flüsterte Tobia, „tu’ ihm auf.“

Esther öffnete das Fenster und lief dann hinter den Ofen und

schloss die Augen. Als sie dieselben wieder öffnete, lagen der Kaftan da und die Pelzjacke, das Kleid und die Schuhe und Stiefel. „Vater!“ rief sie, „er hat uns alles gebracht, was wir erbeten haben.“ Sie schloss das Fenster und zog dem blinden Vater die warmen Stiefel an und den seidenen Kaftan, und zog selbst die Schuhe an und das Kleid und schlüpfte in die prächtige Pelzjacke der Frau Zuckerspitz.

„Was für ein Glück!“ rief der Blinde, „gewiss stehst du jetzt da, Esterka, wie eine Prinzessin. Komm doch zu mir.“ Und da er sie nicht sehen konnte, so strich er mit der zitternden Hand, sie zitterte jetzt vor Freuden, über den Samt der Jacke und das schwellende Pelzwerk. „Das ist Zobel, mein Kind,“ sprach er fast erschreckt, „der gute Prophet Elias hat mich gehört und hat dir zum Schuschan-Purim eine Jacke mit Zobelpelz gebracht. Siehst du, wie Gott uns liebt? Und da der Prophet Elias uns so viel geschenkt hat, soll er meinem Kinde auch einen braven, schönen und jungen Mann bringen.“

Esther hielt ihm den Mund zu. „Sei ruhig, Vater, sonst verschwindet noch alles so wunderbar, wie es gekommen ist.“

Laktes Wilna aber blickte durch das Fenster in das Stübchen, und als er Esther so stehen sah in dem hübschen Kleide und der prächtigen Pelzjacke, da dachte er: was für ein schönes Mädchen, und so brav und klug, und so reinen Herzens, warum soll sie nicht einen Mann finden? Sie aber lächelte und sprach: „Vater, wer sollte mich nehmen, die keinen Groschen hat?

„Weißt du was?“ flüsterte Tobia, „du sollst dein Glück versuchen, Esterka, und am Schuschan-Purim eine Schlinge legen.“

„Warum nicht?“ rief Esther lachend, „ich will auf die Straße gehen und will einem Mann eine Schlinge legen, aber wenn ein Alter über die Schlinge schreitet und sich fängt, oder einer, der einen Buckel hat?“ Sie lachte, und lachend riss sie sich drei ihrer glänzenden Haare aus und knüpfte sie zu einer Schlinge, und Laktes Wilna sah sie die Schlinge knüpfen und lachte und dachte: „Warte nur, du sollst den losesten Vogel der ganzen Gemeinde in deiner Schlinge fangen.“

Und als Esther vorsichtig aus dem Hause trat, war Haman von seinen Stelzen herabgestiegen, hatte Hut und Gewand und

Nase seinem Freund übergeben, und in dem Augenblick, wo sie die Schlinge gelegt hatte und sich scheu in das Haustor zurückzog, kam Laktef Wilna daher, schritt über die Schlinge hinweg und war gefangen und Esther mit ihm, denn er erhaschte sie im Haustor, schlang die kräftigen Arme um die schlanke, bebende Gestalt und küsste sie auf die roten Lippen. Sie aber machte sich los und floh die Treppe hinauf.

\*\*\*

Am nächsten Morgen beklagte Frau Zuckerspitz ihre Pelzjacke und Veigelstock seinen Kaftan und der Trödler seine Stiefel, und Laktef Wilna erschien und klärte alles auf. „Ich habe ihre Pelzjacke genommen und habe sie einem armen Mädchen gegeben,“ sprach er zu der schönen Kokette, „und sie glaubt, dass der Prophet Elias sie beschenkt hat, aber Sie sollen die Jacke wieder haben.“

„Nein, nein,“ rief die Schöne, „sie war so nicht mehr ganz neu, Sie haben ein gutes Werk für mich getan, und mein Mann soll mir eine neue kaufen.“ Und genau so erging es ihm bei den anderen, denn einen Armen beschenken ist für einen gläubigen Juden stets nur eine Freude.

An demselben Vormittag erschien aber der alte Wilna bei Tobia Fischtran und hielt bei ihm für seinen Sohn um die schöne Esther an.

### **Sieben gute Jahre.** Eine volkstümliche Erzählung von J. L. Perez. Deutsch von Herman Blumenthal.

In Turbin lebte einst ein Lastträger namens Tewje, der sehr arm war. Eines Tages stand er auf dem Markt und blickte sich nach Arbeit um. Es war an einem Donnerstag und Tewje hatte kein Geld, um für Sabbat Einkäufe zu machen. Es war aber nirgends etwas zu verdienen, und so erhob der Lastträger seine Augen zum Himmel und flehte um Hilfe, damit er, sein Weib und die Kinderchen am Sabbat nicht Hunger litten.

Da zog ihn jemand beim Rock, und als er sich umblickte, gewährte er einen Jäger, der ihn in deutscher Sprache also ansprach:

„Höre, Tewje, dir sind sieben gute Jahre bestimmt, sieben Jahre voll Reichtum, Glück und Segen. Wenn du willst, können die sieben guten Jahre noch heute beginnen, und bevor noch die Sonne untergeht, wirst du ganz Turbin mit deinem Gelde kaufen können, aber nach diesen sieben Jahren wirst du wieder ein armer Mann. Die gute, gesegnete Zeit kann aber — wenn du willst — auch am Ende deines Lebens kommen, und du kannst als der reichste Mann aus dem Leben scheiden.“

Der Fremde war der Prophet Elias, der sich als Jäger verkleidet hatte. Der Lastträger aber meinte, dass er einen einfachen Zauberer vor sich habe, und so antwortete er:

„Mein lieber Herr, mich lasst in Ruhe, denn ich bin ein armer Teufel. Ich habe nicht einmal Geld für die Sabbateinkäufe und ich werde Eure Mühe und Eure guten Ratschläge nicht bezahlen können.“

Der Fremde aber ließ nicht von ihm. Er wiederholte seine Worte ein paarmal, bis sich Tewje mit dem Gedanken befreundete.

„Wisst Ihr was?“ erwiderte er. „Wenn Ihr es wirklich ernst mit mir meint, so muss ich Euch sagen, dass ich mich in allem mit meinem Weib Serel berate. Ich kann Euch, bevor ich mit meinem Weib gesprochen, keine richtige Antwort geben.“

Darauf erwiderte der Fremde, dass es sehr vernünftig sei, sich bei der Frau immer Rat zu holen. Er solle doch gleich zu ihr gehen und ihr den Fall erzählen.

Tewje blickte sich nach allen Seiten um, und da es nichts zu tun für ihn gab, sagte er sich, dass er den Weg nach Hause wagen könnte. So machte er sich gleich auf den Weg.

Der Träger wohnte in einer Lehmhütte in der Vorstadt, wo das freie Feld begann. Als Serel ihren Mann durch die offene Tür erblickte, lief sie ihm freudig entgegen, doch er rief ihr zu: „Ich bringe dir kein Geld, Serel, denn Gott hat mir heute noch keinen Verdienst beschert, dafür hat mich aber ein merkwürdiger Mann aufgesucht.“ Er wiederholte ihr die Worte des Fremden und erbat sich einen Rat voll ihr.

Doch Serel rief, ohne erst lange zu überlegen:  
„Sag dem Herrn, dass die sieben guten Jahre noch heute beginnen sollen.“

„Aber nach sieben Jahren werden wir wieder arm sein und nach der guten Zeit wird es uns sehr schwer fallen, wieder im Elend zu leben,“ wendete Tewje ein.

„Mach’ dir keine Gedanken, sondern nimm, was man dir gibt und dank’ dem lieben Gott dafür,“ erwiderte Serel. „Sieh, man hat heute die Kinder aus dem Cheder geschickt, weil wir das Lehrgeld nicht bezahlen konnten.“

Tewje eilte gleich auf den Markt und erklärte dem Fremden, dass die sieben guten Jahre gleich jetzt beginnen sollten.

„Überleg’ es dir gut,“ sagte der Jäger. „Jetzt bist du ein kräftiger Mann und kannst verdienen, aber dann wirst du die Strapazen nicht mehr so gut ertragen können.“

Tewje aber sagte:

„Mein Weib will es so haben. Erstens, sagt sie, sollen wir dem lieben Gott für alles Gute, das er uns heute beschert, danken und uns für später keine Sorgen machen und dann will der Lehrer die Kinder nicht mehr unterrichten, weil wir ihn nicht bezahlen können.“

„Wenn es so ist, dann geh’ nur nach Hause,“ erwiderte der Fremde. „Bevor du die Stube betrittst, bist du ein reicher Mann.“

Tewje wollte noch etwas fragen, aber der Jäger war plötzlich verschwunden. Der Träger ging also nach Hause. Vor seiner Hütte spielten die Kinder im Sand, doch als er nähertrat, erkannte er, dass es kein Sand, sondern pures Gold war. Für den Träger begannen nun die sieben guten, glücklichen Jahre.

Die Zeit jagt dahin, und die sieben guten Jahre waren gar schnell vorüber. Eines Tages kam nun der Jäger zu Tewje und erklärte ihm, dass sein ganzes Geld am Vorabend verschwunden werde.

Doch Tewje stand auf dem Markt wie vor sieben Jahren, hatte sein Trägergewand an und wartete auf Arbeit.

Und Tewje erwiderte: „Sagt das meinem Weib, denn sie hat das Geld während der ganzen Zeit verwaltet.“

Die beiden gingen nun in die Vorstadt, denn Tewje wohnte immer noch in der alten Lehmhütte auf dem freien Felde. Serel stand vor der Tür und war ärmlich gekleidet; nur ihr Gesicht strahlte.

Der Jäger sagte ihr nun, dass die sieben guten Jahre vorüber seien, aber Serel erwiderte, dass die gute Zeit bei ihnen noch gar nicht begonnen habe. Das Geld hätten sie nie als ihr Eigentum betrachtet, denn nur das, was ein Mensch durch seine Arbeit verdient, ist sein Eigentum. Ein Reichtum aber, der einem mühelos in den Schoß fällt, ist nur dazu bestimmt, die Not der Armen zu lindern. So habe sie es die ganze Zeit gehalten und wenn Gott jetzt für sein Geld einen besseren Verwalter wisse, dann sei sie gern bereit, es zurückzugeben.

Als der Prophet Elias diese Worte hörte, verschwand er und legte den Fall dem höchsten Richter vor. Gott aber wusste keinen besseren Verwalter für das Geld als Tewje und sein Weib, und so durften sie den Schatz weiter bewachen, und sie waren glücklich bis all ihr Lebensende.

## **Rabbi Joselmann von Rosheim.**

Von Dr. M. Lehmann.

Vorbemerkung. Während der Kämpfe der Reformationszeit brachen unsägliche Leiden über die deutschen Juden herein. Schutzlos der Willkür der Machthaber preisgegeben, mussten sie es sogar erleben, dass einzelne Abtrünnige unwahre Behauptungen über den Lehrinhalt ihrer Religion austreuten. Wenn es dennoch in einzelnen Fällen gelang, das harte Los der Verfolgten zu mildern, so war dies dem hervorragendsten Manne der damaligen deutschen Judenheit, Rabbi Josel aus Rosheim im Elsaß, zu verdanken. Dieser ebenso edle als kluge und tatkräftige Mann wusste die Wege zur Abwendung manches drohenden Unheils zu finden. Ihm gelang es auch, wie uns Dr. M. Lehmann in seinem geschichtlichen Roman (dem die nachstehenden beiden Kapitel entnommen sind) erzählt, die Anschläge eines jener nichtswürdigen Überläufer zu vereiteln, des ebenso unwissenden wie habsüchtigen Johann Pfefferkorn.

**D**er Senat der deutschen Reichsstadt Frankfurt am Main hatte sämtliche Israeliten, die unter seiner Botmäßigkeit standen, in die große Synagoge, genannt Altschul, berufen lassen. Mit Zittern und Zagen waren die Armen gekommen; sie wussten, dass es nichts Gutes war, was ihnen auf so feierliche Weise mitgeteilt werden sollte. Als alle versammelt waren, trat der Schultheiß vor die heilige Lade und verlas einen kaiserlichen Erlass, des Inhalts, dass ein ehemaliger Jude, namens

Johannes Pfefferkorn, der zum Christentume übergetreten sei, es nicht länger habe mit Stillschweigen ertragen können, dass in den rabbinischen Schriften, namentlich im Talmud, Gehässigkeiten gegen den Stifter der christlichen Religion und gegen die christlichen Glaubenswahrheiten verbreitet werden. Der Proselyt habe daher die kaiserliche Gnade angefleht, ihm zu gestatten, sämtliche Bücher des erwähnten Inhalts zu konfiszieren und zu verbrennen; Seine Majestät der Kaiser habe darauf anzuordnen geruht, dass sämtliche hebräischen Bücher aller Juden in Deutschland dem Pfefferkorn zur Prüfung und eventuell zur Vernichtung übergeben werden sollten.

Kaum hatte der Schultheiß die Verlesung des kaiserlichen Erlasses vollendet, als sich in der Synagoge Weinen und Wehklagen erhob. Alles hatten die Juden verloren, Vaterland und Heimat; gedrückt, gequält und verfolgt waren sie allüberall, nur ein Schatz war ihnen geblieben, der Quell ihres Lebens, der einzige Trost in allem Ungemach, die heilige Gotteslehre, und nun sollte auch diese ihnen geraubt werden! Die Vorsteher der Gemeinde, Rabbi Moses zur Kanne<sup>1)</sup>, Rabbi Jakob zur Kulpe und Rabbi Moses Kohen, bestürmten den Schultheißen mit Bitten und Flehen, doch ihrer zu schonen. Dieser zuckte mit den Achseln und sagte: „Es ist kaiserlicher Befehl, ich kann dabei nichts machen. Wendet euch mit euren Bitten an des Kaisers Majestät. Zwar glaube ich nicht, dass es euch etwas nützen wird; denn der Proselyt Johannes handelt im Auftrage der heiligen Predigermönche von Köln, der Brüder vom Orden des heiligen Dominikus, und diese haben des Kaisers Schwester, die Herzogin Kunigunde von Bayern, für sich gewonnen, welche des Kaisers Majestät so lange angefleht, bis er dem Pfefferkorn den Befehl hat ausfertigen lassen.“

Nach diesem trostlosen Bescheide wollte sich der Schultheiß, gefolgt von den Ratsdienern, entfernen; aber Rabbi Moses zur Kanne hielt ihn fest.

„Gestrenger Herr Schultheiß,“ sagte er, „verzeiht; wenn wir unsere Bitten vor den Thron unseres allergnädigsten Kaisers bringen

---

<sup>1)</sup> Die Zunamen der Frankfurter Juden stammten meistens von ihren Häusern: zur Kanne, zum Rindskopf, zum Ochsen usw. her.

und Seine Majestät gewährt uns Gnade, so hat bis dahin der Proselyt unsere heiligen Bücher schon vernichtet und verbrannt. Gewährt also Aufschub, bis die Antwort von des Kaisers Hof zurück ist.“

„Ich kann nicht, des Kaisers Befehl ist deutlich und klar. Ihr müsst die Bücher dem Pfefferkorn ausliefern.“

Noch all demselben Tage begann Pfefferkorn seinen Henkersgang gegen die rabbinischen Schriften. Zuerst ging er zum Rabbiner. Auf dem Tische lag ein geschriebenes Psalmbuch mit dem Kommentare des Rabbi David Kimchi. Damals gab es noch wenige gedruckte Bücher. Erst siebenzig Jahre zuvor war die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden worden und doch nicht allgemein verbreitet. Die Bücher hatten zu jener Zeit einem großen Wert und repräsentierten ein bedeutendes Kapital.

Pfefferkorn nahm das Psalmbuch und sah nach dem Titel; aber das Titelblatt und die ersten Blätter fehlten. Er blätterte darin; es war ohne Vokale in rabbinischer Kurrentschrift geschrieben.

„Nehmt das Buch,“ sprach er zu den Dienern, „es ist das Buch Jesaias mit dem gotteslästerlichen Kommentar des gottverdammten Abarbanel, voller Schmähungen gegen die reine Christenlehre.“

„Du selbst bist ein gottvergessener Sünder, ein unwissender Mensch“, schrie der Rabbiner, „Kannst nicht einmal ein Psalmbuch von einem Jesaias unterscheiden und willst dich aufwerfen zum Richter über unsere heiligen Schriften! O, wehe der Mutter, die dich geboren, wehe dem Vater, der dich gezeugt!“

„Haltet Euer ungewaschenes Maul, Rabbi, sollst belange ich Euch wegen Majestätsbeleidigung, denn ich handle im Namen und im Auftrage des Kaisers!“

Der Rabbi schwieg; er musste zusehen, wie seine ganze Büchersammlung, die ihm lieber war als sein Leben, hinweggetragen wurde. Als Pfefferkorn gegangen war, zerriss der Rabbi sein Gewand, setzte sich auf die Erde, wie in Trauer um einen Gestorbenen, und weinte. So trafen ihn seine Schüler, und einige setzten sich zu ihm auf die Erde und weinten mit ihm. Aber einer voll ihnen, Simon aus Bingen, sprach:

„Nicht also, Rabbi, verzweifelt nicht; anstatt des Pfefferkorns, den Gott verderben wird, werden wir unsere guten Lehrbücher wiedererhalten. Euch aber, Rabbi, hat Gott die Gnade gegeben, dass Ihr der Bücher nicht bedürft. Wisset Ihr doch die ganze Thora auswendig. Lehret uns ohne Buch.“

Da erhob sich der Rabbi und hielt seinen scharfsinnigen talmudischen Vortrag auswendig. Und die Schüler horchten und wagten bald diesen, bald jenen Einwand. Solange es sich nur um Gemara und Raschi und Toßaphot handelte, ging alles ganz gut. Da aber erwähnte einer der Schüler der Lehrmeinung des Rabbi Salomon ben Aderath, und es entspann sich ein lebhafter Streit über den Wortlaut derselben.

„Lasst uns das Buch holen und nachsehen,“ sprach der Rabbi, im Eifer des Studiums das große Ereignis des Tages vergessend. Dann aber erinnerte er sich, zerriss aufs Neue sein Gewand, setzte sich auf die Erde und weinte, und alle seine Schüler taten wie er.

1500 hebräische Pergamentrollen, geschriebene und gedruckte Bücher konfiszierte Pfefferkorn allein in Frankfurt. Der materielle Wert dieser Bücher belief sich zu jener Zeit auf viele tausend Goldgulden.

Die Vorsteher der Gemeinde berieten, was zu tun sei; da trat der Gemeindediener in das Beratungszimmer und meldete einen Fremden, der dringend wünschte, vor den Vorstehern zu erscheinen. Man gestattete es, und der Fremde trat ein.

„Verzeiht, meine Herren,“ sprach er, „dass ich mich in eure Beratungen eindränge; aber vielleicht kann ich euch in der Angelegenheit, die euch gegenwärtig beschäftigt, nützlich sein. Ich heiße Joselmann und bin aus Rosheim im Elsaß; mein Vater, sein Andenken sei zum Segen, hieß Rabbi Gerson, aus der Familie Loans.“

„Gesegnet sei Euer Kommen,“ sagte Rabbi Moses zur Kanne, dem Fremden einen Sessel hinschiebend. „Seht Euch und redet, was Ihr zu reden habt. Kommt Ihr wegen der neuen Gefahr?“

„So ist es,“ entgegnete Rabbi Joselmann. „Was habt ihr zu tun beschlossen?“

„Wir sind ratlos, ganz ratlos! Sollen wir eine Abordnung an den Kaiser schicken? Unterdes verbrennt der Abtrünnige alle unsere heiligen Bücher. Es ist eine Plage, wie sie nie vorher vorgekommen.“

„Man muss vor allem Aufschub zu erlangen suchen.“

„Der Senat dieser Stadt weigert uns jede Einmischung.“

„So muss man suchen, einen hohen Herrn, der in der Nähe wohnt, für unsere Angelegenheit zu interessieren, dass er den Verräter an seinem schlechten Vorhaben hindere.“

„Wer wäre so mächtig und so kühn, gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers einschreiten zu wollen?“

„Ich kenne nur einen, der das vermöchte und der es vielleicht auch tun würde. Es ist der Kurfürst von Mainz, nach dem Kaiser der mächtigste und einflussreichste deutsche Fürst, der Kanzler des Reichs, der erste Fürst der deutschen Kirche. Ihr habt gehört, meine Herren, dass Uriel von Gemmingen im vorigen Jahre (1508) zum Kurfürsten erwählt worden ist. Er hat dem Domkapitel und der apostolischen Kammer 25 000 Silbergulden zahlen müssen; er stammt aus dem Kraichgau, und ich besorge für sein ganzes Geschlecht die Geldgeschäfte. Sein Vetter beauftragte mich, das Geld herbeizuschaffen; es ist mir unter göttlichem Beistand gelungen. Die Fugger von Augsburg haben das Geld hergeliehen; ich habe es soeben der Kurfürstlichen Kammer überbracht.“

„Ach,“ rief Rabbi Jakob zur Kulpe, „so seid Ihr ein Günstling des Kurfürsten von Mainz? Ihr erscheint uns wie ein Engel Gottes.“

„Ich kenne den Kurfürsten nicht und habe sein Antlitz nicht gesehen. Er ist ein gar gelehrter und stolzer Herr. Er ist Doktor beider Rechte und war, da er noch als Domdechant amtierte, vom Kaiser zum Beisitzer des Reichskammergerichts zu Speier ernannt worden. Das ganze Geschäft habe ich lediglich mit der Kurfürstlichen Kammer verhandelt. Allein der Kurfürst, Gott segne ihn, ist kein Feind der Juden. Ihr wisst, dass sein Vorgänger, Kurfürst Jakob, aus der Familie derer voll Liebenstein alle unsere Brüder aus dem Kurfürstentum Mainz ausgewiesen hat. Kurfürst Uriel hat den Juden nicht allein gestattet, in ihre Wohnungen zurückzukehren, ihre Häuser wieder in Besitz zu nehmen, überall

im Kurfürstentum, außer in der Hauptstadt Mainz, zu wohnen, er hat auch unseren Bruder, Rabbi Lippmann Doktor, aus der Familie Beifuß, zu seinem Leibarzt ernannt.“

„Seid gesegnet für die frohe Botschaft,“ rief Rabbi Moscheh Kohen, „vielleicht gewährt uns Gott auf diesem Wege Hilfe und Rettung.“

„Der Kurfürst weilt jetzt in Aschaffenburg in seiner Sommerresidenz, und sein Leibarzt ist bei ihm. Wenn einer von euch mit mir reisen wollte . . .“

„Ich reise mit Euch,“ sagte Rabbi Moscheh Kohen.

„So wollen wir eilen, und morgen mit Tagesanbruch mainaufwärts reiten.“

---

**D**ie Vorsteher der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt am Main saßen im Beratungszimmer beisammen; auf den Wunsch der bisherigen drei Vorsteher waren ihnen noch zwei andere beigegeben worden, Rabbi Löb Emmerich und Rabbi Wolf Spiro (Speier); der letztere war noch nicht erschienen.

„Wo Rabbi Wolf nur bleiben mag?“ fragte Rabbi Moscheh Kohen. „Er ist doch sonst immer pünktlich.“

„Wir könnten,“ sagte Rabbi Moses zur Kanne, „unsere Beratungen immerhin beginnen. Wenn Rabbi Wolf später kommt, so mag er seine Zustimmung zu unseren Beschlüssen geben oder seine Einwendungen machen. Ich habe euch zu eröffnen, dass der Verräter Johann Pfefferkorn seine Forderungen auf achtzigtausend Goldgulden ermäßigt hat. Rabbi Lippmann Doktor aus Mainz teilt mir mit, dass sein Herr, der Kurfürst, schon vor längerer Zeit die Gutachten der Universitäten und Gelehrten an die Kaiserliche Hofkanzlei hat abgehen lassen. Sie alle lauten gegen uns, bis auf das des Kaiserlichen Rates und Richters am Schwäbischen Bunde, des gelehrten Herrn Johannes Reuchlin, das sich zugunsten unserer heiligen Bücher ausspricht.“

„Gott segne den edlen Mann!“ rief Rabbi Löb Emmerich.

„Gott segne ihn,“ wiederholten die anderen.

„Dasselbe,“ fuhr Rabbi Moses zur Kanne zu reden fort, „hat mir Pfefferkorn, der alle Gutachten gelesen, bestätigt. Es steht nicht zu hoffen, dass das Gutachten Reuchlins der einstimmigen

Verurteilung der Universitäten und der anderen Gelehrten gegenüber Beachtung findet, zumal da unsere Feinde behaupten, wir hätten Reuchlin eine Summe Geldes gegeben, um sein Urteil zu unseren Gunsten zu stimmen.“

„Welch eine Lüge!“ rief Rabbi Jakob zur Kulpe.

„Von unserem Abgesandten,“ sprach Rabbi Moses zur Kanne, ohne die Unterbrechung zu beachten, „von Rabbi Joselmann Rosheim haben wir schon lange nichts gehört. Hat er etwas ausgerichtet? Ist er beim Kaiser vorgekommen? Der Kaiser hält jetzt zu Salzburg Hof, und in die Tore dieser Stadt wird kein Jude eingelassen, selbst nicht gegen die Entrichtung von Zoll. Deshalb ist mein Rat, dass wir mit Pfefferkorn uns gütlich einigen und ihm fünfzigtausend Goldgulden bieten.“

„Wie sollen wir,“ fragte Rabbi Löb, „diese ungeheure Summe aufbringen?“

„Ich habe,“ sprach der Vorsitzende weiter, „mit unserem reichen Bruder Rabbi Simon Günzburg gesprochen. Er allein will zehntausend Goldgulden dazu geben.“

„Das ist allerdings ein schöner Beitrag,“ sagte Rabbi Moscheh Kohen, „allein woher sollen wir die anderen vierzigtausend nehmen? Und wenn die ganze Gemeinde ihr ganzes Vermögen opfert . . .“

„Die Sache betrifft ja nicht Frankfurt allein,“ unterbrach ihn der Vorsitzende, „auch unsere auswärtigen Brüder . . .“

„Verzeiht,“ fiel Rabbi Moscheh Kohen ihm ins Wort, „das sind ungefangene Fische! Was Frankfurt nicht kann, sollen die anderen können? Unsere Brüder in Deutschland sind gedrückt, verfolgt, arm. Aus Nürnberg sind sie ausgewiesen, aus Wien sind sie ausgewiesen, aus Ulm sind sie ausgewiesen, desgleichen aus Mainz bis auf den einzigen Rabbi Lippmann Doktor, in Berlin hat man sie verbrannt, bleibt von den großen Gemeinden nur Prag und Worms. Oder sollen wir aufs Land schicken und sammeln lassen, in Weisenau, in Bingen, in Hanau, in Friedberg? Was würde da zusammenkommen?“

„So sollen wir unsere heiligen Bücher verbrennen lassen?“

Die Tür öffnete sich, und Rabbi Wolf Spiro trat ein.

„Verzeiht, meine Herren,“ sagte er, „dass ich so spät komme! Rabbi Bär zur Tanne war bei mir und hat mir wichtige Nach-

richten gebracht. Ihr wisst, er ist Hausjude beim Schultheiß, und der hat ihm anvertraut, dass eine Botschaft vom Kaiser in unserer Angelegenheit an den Senat gekommen sei.“

„Günstig oder schlimm?“ fragten die anderen.

„Wie man's nehmen will,“ antwortete Rabbi Wolf. „Der Kaiser sendet einen Mann, den er zum Befehlshaber und Regierer der gesamten Judenheit deutscher Nation eingesetzt hat, und der soll das entscheidende kaiserliche Mandat mitbringen.“

„Was ist das für ein nettes Unglück!“ rief Rabbi Moscheh Kohen bekümmert. „Das wird irgendein vornehmer Mann sein, den der Kaiser reich machen will und ihn uns deshalb als Dränger auf den Hals hetzt.“

Der Gemeindediener trat ein und meldete, Herr Johannes Pfefferkorn wünsche vor dem Vorstande zu erscheinen.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ sagte der Vorsitzende; „Eure Nachricht scheint doch nicht schlimm zu sein, Rabbi Wolf. Wir lassen uns natürlich jetzt auf keinerlei Zugeständnis ein, bis wir genaue Kunde haben von der neuen kaiserlichen Verordnung.“

Die anderen nickten zustimmend. Dann befahl der Vorsitzende dem Gemeindediener, dass er den wohlangesehenen Herrn Johannes Pfefferkorn ersuche, einzutreten.

Als dieser eintrat, erhoben sich die Vorsteher von ihren Sitzen und verneigten sich.

„Bleibt nur sitzen,“ sagte Pfefferkorn, „und spart eure Höflichkeitsbezeugungen; ich weiß doch, dass ihr mich in euren Herzen verwünscht und verflucht.“

Die Vorsteher schwiegen und nahmen ihre Sitze wieder ein. Auch Pfefferkorn nahm einen Stuhl und setzte sich.

„Da sind ja die Herren alle beisammen, die Vorsteher der ersten jüdischen Gemeinde der Welt! Da ist ja auch einer eurer Heiligen, der fromme Rabbi Löb von Emmerich. Wie hat solch ein Heiliger sich dazu bewegen lassen, sich um die irdischen Angelegenheiten der Gemeinde zu kümmern?“

„Hätte ich gewusst,“ sagte Rabbi Löb in aufsteigendem Zorne, „dass ich als Vorsteher mit einem Abtrünnigen reden müsste, ich hätte das Amt nicht angenommen.“

Da ging Pfefferkorn auf ihn zu und spuckte ihm ins Gesicht.

Rabbi Löb nahm sein Taschentuch und trocknete sein Antlitz; dann sagte er ruhig:

„Den Flecken kann ich mir schon abwischen. Euren Flecken werdet Ihr Euch niemals abwischen können.“

Pfefferkorn wurde rot vor Zorn. Er holte mit der Hand aus, um nach Rabbi Löb zu schlagen. Allein er bezwang sich. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, sagte er:

„Habt ihr mein Anerbieten überlegt?“

„Wir können eine so hohe Stimme nicht erschwingen,“ antwortete der Vorsitzende.

„So will ich mich mit fünfzigtausend begnügen!“

„Auch das ist zu viel.“

„So bietet weniger.“

„Wir können jetzt gar nichts bieten. Wir haben Umfrage gehalten in der Gemeinde: niemand will dazu beisteuern.“

„Ich meine doch gehört zu haben, der reiche Simon Günzburg wolle aus eigenen Mitteln eine große Summe hergeben?“

Die Vorsteher schwiegen.

„Ich rate euch,“ sagte Pfefferkorn, „dass ihr euch gütlich mit mir abfindet. Ihr wisst, wie hochangesehen ich beim Kaiser bin, so dass euch selbst die Fürsprache des ersten deutschen Reichsfürsten, des Kurfürsten von Mainz, nicht viel genützt hat. Gebt mir 10 000 Goldgulden, und ich will euch eure Bücher zurückgeben.“

Die Vorsteher sahen einander an; sie waren geneigt, auf den Vorschlag einzugehen.

Da wurde die Tür ungestüm aufgerissen. „Rabbi Joselmann!“ riefen die Vorsteher wie aus einem Munde.

„Ich komme doch nicht zu spät?“ fragte dieser, „ihr habt doch mit dem da noch nichts abgemacht? Ich habe soeben beim Schultheißen ein mandatum regium abgegeben, welches verordnet, dass man euch sofort die heiligen Bücher zurückgebe.“

„Und wer ist,“ fragte Rabbi Jakob, „der Befehlshaber und Regierer, den uns der Kaiser eingesetzt hat?“

„Seine Kaiserliche Majestät haben mich in diese hohe Würde einzusetzen geruht.“

„Gelobt sei Gott,“ riefen die Vorsteher, der Seine Gnade dem Hause Israels nicht entzogen hat.“

Pfefferkorn hatte bis dahin wie erstarrt dagesessen. Jetzt sprang er auf und schrie:

„Seid Ihr nicht der Proselyt Raphael aus Kolmar?

„Nein,“ antwortete Rabbi Joselmann lächelnd, „der bin ich nicht; ich heiße Joselin und bin ein Jude aus Rosheim.“

„So habt Ihr mich betrogen! Ihr habt mich bestimmt, die Einmischung des Kurfürsten von Mainz zu veranlassen und habt so alle meine Pläne vereitelt. Ich werde mich an Euch zu rächen wissen!“

Er stürzte hinaus.

Und nun musste Rabbi Joselmann erzählen, und als er berichtete, wie er, so ganz nebenbei, von der Gemeinde zu Kolmar das schreckliche Los der Vertreibung abgewendet habe, da rief Rabbi Wolf Spiro begeistert:

„Rabbi Joselmann, Ihr seid der erste, der beste, der vorzüglichste Mensch der ganzen Welt. Nur einen Fehler habt Ihr!“

„O, sagt ihn mir,“ entgegnete Rabbi Joselmann, „damit ich mich bemühe, ihn abzulegen.“

„Der einzige Fehler, den Ihr habt, ist der, dass Ihr kein Frankfurter seid.“

„Das ist allerdings ein Fehler, den ich nicht ablegen kann,“ antwortete Rabbi Joselmann lächelnd.

(Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M.)

## **Die Schicksale der Frankfurter Juden während des Fettmilchschen Aufstandes (1612—1616).**

Von Prof. Dr. I. Kracauer.

Vorbemerkung: Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatten die Juden in Frankfurt schwer unter der engherzigen Denkweise der Zeit zu leiden. Von der übrigen Bevölkerung streng abgesondert, durften sie ihre Gasse nur auf Grund einer besonderen, „Judenstätigkeit“ genannten Gesetzgebung bewohnen. Aber noch fanden sich Menschen, die ihnen ihr durch Belästigungen aller Art verkümmertes Dasein missgönnten. Schließlich gelang es im Verlaufe eines Haders der Zünfte mit dem Magistrat einer Anzahl verwegener Männer, an deren Spitze der Lebkuchenbäcker Vinzenz Fettmilch stand, die Bürgerschaft zur Ausplünderung und Vertreibung der Juden aufzustacheln. Die beiden nachstehenden, einer größeren Abhandlung entnommenen Kapitel, schildern die Höhepunkte der Wirren.

Am 21. August des Jahres 1614 war zu den Juden in Frankfurt am Main das Gerücht von einer bevorstehenden Plünderung der Gasse gedrungen. Einige Familien flüchteten beizeiten in die Häuser befreundeter Christen. So nahm ein „köstlicher“ Ratsherr etwa 60 der Unglücklichen, darunter zehn Wöchnerinnen, in sein Haus auf. Weitaus die meisten waren aber zurückgeblieben und harrten in größter Angst und Aufregung der kommenden Ereignisse. Sie verrammelten die Tore zur Gasse, so gut es anging; im Übrigen aber bauten sie einzig und allein auf Gottes Hilfe, die sie durch Gebet und Fasten zu erringen hofften.

Die Mehrzahl von ihnen befand sich am Nachmittag des 22. August in der Synagoge, als sich um 5 Uhr dichte Volksmassen, geführt von Handwerksgesellen, die, wie sich später herausstellte, zum größten Teil keine geborenen Frankfurter waren, unter wüstem Geheule und Geschrei gegen die Bornheimer Pforte<sup>1)</sup> heranwälzten. Die Männer verließen das Gotteshaus, bewaffneten sich mit Schwertern und Hellebarden und eilten zur Verteidigung ihrer Heimstätten an die Tore, hinter denen sie aus Fässern, Bänken und Steinen Barrikaden errichteten. Die Frauen und Kinder hatte man zum größten Teil auf den Friedhof geflüchtet, wo sie in banger Verzweiflung der Entwicklung der Dinge entgegensahen.

Die Angreifer begannen den Sturm gegen die Pforte, doch war der Eintritt nicht so leicht zu erobern, als sie gedacht hatten; es verrann Stunde auf Stunde, der lange Sommertag war schon zur Rüste gegangen, und noch widerstand das wohlverwahrte Tor, durch das gedeckt die Verteidiger einen Hagel von Steinen unter die Anstürmenden schleuderten. Aber wie lange konnten sie noch hoffen, mit ihrer schwachen Kraft das Unheil abzuwehren, da der Rat, ein Bild kläglichster Hilflosigkeit, nichts unternahm, der bedrängten Judenschaft zu Hilfe zu eilen. So war es zehn Uhr geworden, und noch immer bot sich dasselbe Bild dar. Die Ungeduld der Menge hatte ihren Höhepunkt erreicht. Bereits wollte Fettmilch zwei Geschütze gegen das Tor auffahren lassen, da gelang es einigen Zimmerleuten, die nur aus

---

<sup>1)</sup> Die Börnestraße hieß früher Bornheimer Straße.

Fachwerk und Lehm bestehenden Wände eines dicht an der Gasse befindlichen Hauses einzuschlagen und auf diesem Wege einem mit Musketen bewaffneten Haufen Eingang in die Gasse zu verschaffen. Schon waren die Juden im Begriff, sich gegen die Eindringenden zu wenden, als diese versicherten, sie seien nur zu ihrem Schutze erschienen, und sie aufforderten, die Waffen niederzulegen. Man schenkte ihren Worten Glauben und räumte das Feld, aber nur zu rasch sahen die Juden ihren Irrtum ein. Durch einen Signalschuss verständigten die Eindringenden die draußen Harrenden von dem gelungenen Handstreich, dann räumten sie die hindernden Balken und Fässer weg, und durch das jetzt weit geöffnete Tor ergoss sich die beutegierige Menge. So schnell wichen aber die Verteidiger der Übermacht nicht; mit Schwertern und Hellebarden hieben sie auf die Eindringlinge ein, verwundeten viele und töteten einen, während von den Ihrigen zwei im Handgemenge fielen. Sie sahen jedoch bald ein, dass jeder Widerstand vergebens sei, und flüchteten teils in ihre Häuser, teils auf den Friedhof, wohin sie auch in aller Eile das wertvollste ihrer Habe zu schleppen suchten. Man verfolgte sie nicht dahin, denn nicht nach Kampf gelüstete es die Menge, sondern nach Beute; in kleinere Abteilungen aufgelöst, drang sie in die einzelnen Häuser ein. In der Stadt hatte sich inzwischen das Gerücht verbreitet: Man hat uns die Judengasse preisgegeben. Und nun strömte alles herbei, was sonst noch hab- und beutegierig war, sogar Frauen und Kinder. Manche waren so vorbedacht gewesen, gleich Wagen und Karren mitzubringen, um das Geraubte bequem fortschaffen zu können; doch soll nicht verschwiegen werden, dass auch manche Bürger in die Gasse nur in der Absicht eindrangen, die Habe befreundeter Juden vor den Plünderungen in Sicherheit zu bringen und sie ihnen später zurückzustellen. Fettmilch mit seinem Regimentsstab befand sich mitten unter den Plündernden. Er sowie die anderen Häupter des Aufstandes hielten jetzt reichliche Ernte. Seine Familie half ihm wacker beim Bergen der geraubten Schütze; ja, er scheint sich besonders Leute gedungen zu haben, die ihm die Beute in seine Wohnung trugen. Die Plünderer verschmähten nicht den unbedeutendsten Gegenstand; Hühner und Gänse, Bratspieße, sogar Mistgabeln wurden mitgenommen. Die Weiber machten sich be-

sonders über das Geschirr und die Wäschevorräte der jüdischen Haushaltungen her. Von mancher christlichen Hausfrau hieß es später, „sie habe damals ihre Stube wohl mit Zinn staffiert“. Eine besondere Anziehungskraft übten die eisernen Truhen aus, in denen man Geld, Kostbarkeiten und Schuldverschreibungen vermutete. Als alles Mitnehmenswerte geraubt war, begann man von erbeutetem Wein und wilder Zerstörungslust berauscht, die Häuser zu demolieren; Kachelofen, Türen und Wände wurden zerschlagen, Dielen ausgerissen und Fenster eingeworfen. Die heiligen Bücher und Schriften der Juden warf man in die Feuer, die man mitten in der Gasse angezündet hatte, und deren mächtig emporlodende Flammen das wüste Zerstörungswerk beleuchteten. Dreizehn Stunden hatte so die Plünderung ungestört gedauert, da erst begannen sich die friedliebenden Elemente aus ihrer Untätigkeit aufzuraffen. Man begann für den eigenen Besitz zu fürchten, wenn den entfesselten Leidenschaften nicht endlich Einhalt getan wurde. Schon erscholl vereinzelt der Ruf unter der Menge, man solle auch über diejenigen Bürger herfallen, die pariert hätten. Viele der Reichsten fühlten sich nicht mehr sicher und flüchteten nach den Nachbarstädten.

Da war es das Verdienst des jüngeren Bürgermeisters Köhler (der ältere hatte vollständig den Kopf verloren), dass er ein Häuflein Beherzter um sich scharte und mit ihnen wohlbewaffnet und beritten nach der Gasse rückte. Aber ihr Mut wurde auf keine harte Probe gestellt; die Menge hatte sich müde geschrien und war zum Teil sinnlos trunken; sie räumte der Reiterschar sofort den Platz, ein genügender Beweis, dass man mit etwas Energie die Ausschreitungen im Keime hätte ersticken können. Die Gasse bot einen trostlosen Anblick dar; überall auf dem Boden zerstreut lagen einzelne Blätter aus den heiligen Büchern umher; stellenweise war der Durchgang versperrt durch Karren, Wagen und Säcke voll von geraubtem Gut. Die Synagoge war ebenfalls ausgeplündert; der Schrank, in dem die Gesetzesrollen aufbewahrt wurden, beschmutzt und besudelt worden.

Mit der Säuberung der Gasse von Gesindel glaubte der Rat genug getan zu haben und unternahm keine weiteren Schritte, außer dass er vor den Toren eine Wache aufstellte, die verhindern sollte, dass wieder Pöbelhaufen eindringen, um Nachlese zu halten.

So sahen sich die Juden Fettmilchs Willkür preisgegeben. Er und sein Genosse Kantor trieben alle diejenigen, die sie noch in der Stadt aufspüren konnten, „wie das liebe Vieh“ vor sich her nach dem von Wachen umgebenen Friedhof, wo nun die unglückliche Gemeinde fast vollzählig versammelt war. Fettmilch selbst stellte sich mit seinen Getreuen dicht vor das Gitter, hinter ihm eine wüste Menge, und weidete sich an dem Anblick der Wehrlosen, die mit Bangen aus seinem Munde die Entscheidung über ihr ferneres Schicksal erwarteten. Ihrem Flehen um Schonung setzte er nur Hohn und Spott entgegen und spielte sich als zweiter Haman auf, der aber sein Ziel sicherer als der alte erreichen würde, da keine so frommen Leute wie Mordechai unter ihnen seien. Die Furcht der Eingeschlossenen wuchs von Minute zu Minute; schon konnten sie aus dem Lärm der Menge vereinzelt Rufe, wie: „Schlagt sie nieder!“ hören. Schon machten sie sich auf das Schrecklichste gefasst; viele hielten ihre letzte Stunde für gekommen, legten Sterbegewänder an und beteten die üblichen Sterbegebete. Manche trafen Vorbereitungen, selbst Hand an sich zu legen, falls der Pöbelhaufen in den Friedhof eindränge. Endlich erfuhren sie, was man mit ihnen im Schilde führte. Fettmilch sagte ihnen im Namen des Ausschusses den Schutz auf und gebot ihnen, die Stadt zu verlassen, da die Bürgerschaft sie nicht länger unter sich dulden wolle. Den inständigen Bitten, ihnen sofortigen Abzug zu gewähren, da sie sich keinen Augenblick mehr in der Stadt ihres Lebens für sicher hielten, gab er endlich nach.

Um ein Uhr begann der Auszug. Der Rat, der zu allem Geschehenen durch Stillschweigen seine Einwilligung gegeben hatte, stellte zur Aufrechterhaltung der Ordnung acht Musketiere vor die Judengasse. In langen Scharen, man zählte 1380 Personen, zogen die Juden, zu beiden Seiten von bewaffneten Bürgern begleitet, durch das Fischerpförtchen an den Main. Den Rest ihrer Habe, für den sie einen äußerst hohen Ausfuhrzoll zahlen mussten, schleppten sie mit sich oder ließen ihn für reichlichen Lohn zum Ufer tragen; manche gaben auch das aus der Plünderung Gerettete befreundeten Christen in Verwahrung. Unter Weinen und Wehklagen schieden die Juden von dem Orte, wo sie seit vielen Generationen fast ohne Anfechtung gelebt hatten; eine der

blühendsten und angesehensten Gemeinden Deutschlands schien für immer vernichtet zu sein; ihre Mitglieder zerstreuten sich in alle Windrichtungen. Einige wenige kehrten zwar wieder heimlich in die Stadt zurück, wo sie bei Christen Unterschlupf fanden, die anderen aber fuhren teils mainaufwärts nach Offenbach und Hanau, teils mainabwärts nach Höchst, wieder andere zogen zu Fuße weiter in benachbarte Orte. Fast überall wurden sie bereitwillig aufgenommen.

Endlich hatte also die radikale Partei ihr Ziel, die Vertreibung der Juden, erreicht und trug sich schon mit dem Gedanken, jede Spur ihres Aufenthaltes in der Stadt zu verwischen. Der auf dem Friedhof weidende Gemeindeochse wurde geschlachtet, den Friedhof selbst gedachte man zu applanieren und ein Schießhaus sowie eine Kegelbahn darauf zu errichten; das jüdische Tanzhaus sollte in eine Trinkstube umgewandelt werden.

Aber nicht lange hielt die siegesfreudige Stimmung unter Fettmilchs Parteigängern vor; dem Rausche folgte bald die Ernüchterung. Auch der Rat fürchtete, für seine sträfliche Untätigkeit zur Rechenschaft gezogen zu werden. Um den Bevollmächtigten gegenüber jeden Vorwurf eines Einverständnisses mit den Aufrührern von sich abzuwälzen, ließ er in den Zunftstuben ausrufen, ein jeder solle das Geraubte im Römer einer besonders dazu ernannten Kommission abliefern und nichts von den entwendeten Gütern verkaufen; eine bildliche Darstellung der Plünderung, die unmittelbar nach dem Ereignis erschienen war, ließ er konfiszieren: lauter Maßregeln, die auf den Widerspruch der Zünfte stießen, die aber, auch die Kommissarien über den wahren Sachverhalt nicht täuschen konnten.

Diese hielten sich damals in Aschaffenburg auf und erfuhren bald durch ihre Unterbevollmächtigten Näheres über die Vorgänge in Frankfurt. Deren Schreiben enthielt zugleich die Bitte, milde mit den Zünften zu verfahren, da andernfalls ihr Leben gefährdet sei. Waren sie doch noch immer Gefangene des Ausschusses, und wenn man ihnen auch jetzt etwas freiere Bewegung gestattete, so wurden sie doch noch auf Schritt und Tritt von bewaffneten Bürgern begleitet. Nur um loszukommen, unterschrieben sie, vorbehaltlich höherer Bestätigung, alle von den Aufrührerischen gestellten

Forderungen. Zu diesen gehörte auch, „dass man alle der Plünderung verdächtigen Handwerker nicht durch unzeitiges Vorfordern noch mehr aufwecke, sondern sie ungeniert an ihrer Arbeit lassen solle“, und dass sie „den ganzen Verlauf der Dinge ihren Herren fideliter also referieren sollten, dass sich die Bürgerschaft dessen zu erfreuen haben möge“.

Als die endlich befreiten Unterbevollmächtigten nach Aschaffenburg abreisten, gaben ihnen der Rat und der Ausschuss Schreiben an die Kommissarien mit. Der Rat suchte das Geschehene mit seiner völligen Ohnmacht zu entschuldigen; der Ausschuss erging sich in Friedensversicherungen und Ergebenheitsbezeugungen und erwähnte nebenbei auch, dass er die Unterbevollmächtigten gelegentlich eines Auflaufes in der Judengasse in seinen Schutz genommen habe.

Die Bevollmächtigten ließen Rat und Zünfte nicht lange in Ungewissheit darüber, wie sie die Ereignisse beurteilten. Sie beschuldigten nicht allein die Gesellen, sondern auch deren Meister und den größeren Teil der Bürgerschaft „mit etlichem Gesindel die Gasse feindselig und friedbrüchigerweise überfallen, Tür und Tor, Kisten und Kasten zerschlagen zu haben usw. Deswegen behielten sie sich noch alle gebührenden Ahndungsmittel vor, auch der Kaiser werde schon, was seines Amtes sei, walten.“ Einen weiteren Grund zur Erbitterung gegen die Bürgerschaft hatten die Kommissarien durch die am 5. September erfolgte Ernennung von dreiundzwanzig neuen Ratsherren (Interimsräten), deren Wahl der Ausschuss auf Weißens und Fettmilchs Drängen durchgesetzt hatte, anstatt dass endlich die alten Ratsmitglieder wieder ihre Sitze erhielten, wie es Mathias verlangt hatte.

Es verging immerhin geraume Zeit, bis der Kaiser durch seine Bevollmächtigten von der Plünderung der Judengasse und der Wahl der neuen Ratsherren unterrichtet wurde. Doch bedurfte es gar nicht erst der Kunde von diesen beiden Gewalttaten, um endlich das Maß seines Zornes zum Überfließen zu bringen. Bereits am 4. September tat er Vinzenz Fettmilch, Konrad Gerngroß und Konrad Schopp in die Reichsacht, samt denjenigen, welche ihnen „Vorschub, Beifall, Beherbergung, Unterschlupf und Aufenthalt“ geben würden.

Aber so sehr stand noch der Rat unter dem Banne Fettmilchs

und seines Anhangs, dass er nicht einmal wagte, das Ächtungsdekret nach des Kaisers Befehl öffentlich anschlagen zu lassen, geschweige denn, es zu vollstrecken. Da erkannten die Bevollmächtigten, dass nur ein direktes Einschreiten ihrerseits den auf die Bürgerschaft ausgeübten Terrorismus zu brechen vermöge. Am 24. Oktober forderten sie nochmals im Namen des Kaisers die Zünfte und Gesellschaften auf, bei Strafe der Reichsacht zu „parieren“, und verliehen diesem Befehl dadurch mehr Nachdruck, dass sie unnach-sichtig jeden Frankfurter Bürger verhaften ließen, der außerhalb der Stadt ohne Paritionsschein betroffen wurde. Es zeigte sich alsbald, dass der Widerstand gebrochen war. Eine Zunft nach der anderen parierte, und die Häupter des Aufstandes waren in kurzer Zeit ganz verlassen. Aber noch war der an ihren Namen geknüpfte Schrecken zu lebendig; es wagte keiner, Hand an sie zu legen. So galt es als ein Zeichen hervorragenden Mutes, als am 27. November der Ratsherr Martin Bauer Fettmilchs Verhaftung ins Werk setzte. Von einigen beherzten Männern begleitet, drang er in das Wirtshaus, wo dieser mit mehreren Genossen zechte. Ehe noch Fettmilch eine geladene Pistole aus seiner Brusttasche hervorziehen konnte, überwältigte ihn Bauer und ließ ihn gefangen nach dem Bornheimer Turm bringen. Zwar gelang es einem Pöbelhaufen, ihn zu befreien, und er warf sich mit einigen der ihm treu Gebliebenen in sein Hans, wo sie sich verbarrikadierten und sich gebärdeten wie Leute, die ihr Leben teuer zu verkaufen gedachten. Aber als eine Schar Bürger unter Bauers Führung anrückte, sank ihnen völlig der Mut, und sie ergaben sich. Man brachte sie in das Gefängnis an der Katharinenpforte. Fettmilchs Genossen, darunter Weib, wurden nun gleichfalls verhaftet und unter starker Bedeckung nach Aschaffenburg übergeführt, wo sie bis zum Ende der gerichtlichen Untersuchung blieben.

---

Inzwischen war die Untersuchung gegen die Häupter der Aufständischen eingeleitet worden und nahm immer größeren Umfang an; neue Ächtungen erfolgten, weitere Verhaftungen fanden statt. Die Haltung der Hauptangeklagten während des Prozesses stand im schroffsten Gegensatz zu ihrem früher zur Schau getragenen Übermut. Jeder von ihnen suchte sich dadurch zu entlasten, dass

er sich als Verführten, die anderen als Verführer hinstellte; sie baten alle fußfällig um Gnade. Endlich, am 21. Februar 1616, erklärten die Kommissarien die Untersuchung für abgeschlossen und setzten den 28. als den Zeitpunkt für die Urteilstvollstreckung fest. An demselben Tage sollte auch die feierliche Wiedereinführung der Juden stattfinden. Durch eine Reihe strenger Verordnungen suchte der Rat für diese Zeit die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten; so mussten schon vom 26. ab alle Wirtschaften geschlossen bleiben. In der Frühe des 28. wurden die Wälle und andere wichtige Punkte militärisch besetzt. Schon vor Tagesgrauen sammelte sich eine große Volksmenge auf dem Roßmarkt an, auf dessen Mitte das Schafott errichtet war. Den Sachsenhäusern, deren unruhigem Geist man nicht traute, wurde an diesem Tage das Verlassen ihrer Wohnungen verboten; hingegen war den Zunftmeistern und Vorstehern der Gesellschaften ausdrücklich befohlen worden, in Gemeinschaft mit Rat, Bürgermeistern usw. der Hinrichtung beizuwohnen.

Von kurmainzischen und landgräflich-hessischen Soldaten geleitet, wurden die Verurteilten um sieben Uhr morgens zur Richtstätte gefahren. Dort angelangt, las einer der Unterbevollmächtigten zuerst Fettmilch als dem Hauptschuldigen das Urteil vor. Dieser zeigte sich von tiefer Reue ergriffen und erkannte den Spruch als gerecht an. Er wurde alsdann dem Scharfrichter übergeben, der ihm zunächst zwei Finger der rechten Hand abhackte und ihn darauf mit dem Schwert hinrichtete. Der Körper wurde gevierteilt, der Kopf auf eine eiserne Stange gesteckt und auf dem Brückenturm aufgerichtet. Sein Haus wurde dem Erdboden gleichgemacht, sein Vermögen konfisziert, seine Familie Landes verwiesen. Außer ihm erlitten noch Schopp, Gerngroß, Kantor sowie drei andere Rädelsführer die Todesstrafe. Weitz kam mit einer viel mildereren Strafe davon, obgleich der Urteilsspruch hervorhob, „dass man wohl die Schärfe gegen ihn vorzunehmen befugt gewesen wäre“. Er hatte während der Verhandlungen durch juristische Spitzfindigkeiten die Richter vielfach irre zu führen versucht und sich schließlich, als alle Stricke zu reißen drohten, durch seinen Übertritt zum Katholizismus hohe Gönner in Wien erworben. Diese setzten schon nach zwei Jahren durch, dass die lebenslängliche Verweisung aus der Stadt, zu der er verurteilt worden war, aufgehoben wurde und er nach

Frankfurt zurückkehren durfte, wie sehr auch der Rat und der Landgraf von Hessen dagegen protestierten. Außer Weitz wurde noch eine Anzahl aufrührerischer Bürger mit Ausweisung bestraft, so der Buchdrucker Sauer; die neun am stärksten Belasteten wurden zuvor gestäupt. Was ihnen die Strafe noch empfindlicher machte, war, dass sie die Rutenschläge angesichts der vor dem Galgentor (Gallustor) versammelten Juden empfangen.

Nach Vollstreckung aller Strafen verlasen die Unterbevollmächtigten ein kaiserliches Mandat, laut dem „die Juden mit Weib und Kind wieder in ihre Gasse aufgenommen, alle ihre Häuser repariert, auch alles geplünderte Silber-, Gold und Geschmeide usw. ihnen innerhalb dreier Monate wieder zugestellt und sie fortan bei Strafe der Acht nicht mehr belästigt werden sollten“. Unter Trommeln und Pfeifen zogen hierauf Abteilungen von Fußvolk und Reiterei mit fliegenden Fahnen nach der Galgenpforte, um die Juden feierlichst einzuholen. In wohlgeordneten Reihen bewegte sich der Zug durch die Stadt. Zwei Wagen eröffneten ihn; in dem einen befand sich ein hochbetagter Greis mit schneeweißem Bart und ein Kind; in dem anderen drei kaiserliche Adler, die die Aufschrift trugen: Römischer Kaiserlicher Majestät und des heiligen Reiches Schutz. Nachdem der Führer des Zuges die Adler an die drei Tore der Judengasse befestigt hatte, ließ ein höherer Beamter die Vorsteher der Juden zu sich treten, erklärte die alte Stättigkeit für erloschen und verlas eine neue Stättigkeit. Dann wurden die Tore geöffnet. Ein Trompeter ritt in die Gasse voran, und unter den Klängen seiner munteren Weisen kehrten die Juden nach langer Leidenszeit „in Friede und Sicherheit, in Wonne und Freude“ in ihre früheren Behausungen zurück.

## **Der Brand in der Judengasse.**

Von Prof. Dr. I. Kracauer.

**M**ittwoch, den 11. Januar 1711, gegen 8 Uhr abends, brach in der Eckkammer des Oberrabbiners Naphtali Cohen ein Brand aus, der, anfangs wenig beachtet, bald verheerend um sich griff. Die Enge der Gasse, die zahlreichen Überhänge, der heftige Wind, der Mangel an Wasser und

nicht zuletzt die Kopflosigkeit der Juden, all dieses vereinigte sich, um das entfesselte Element zum alleinigen Herrn der Gasse zu machen.

Zwar erschien die christliche Bevölkerung beizeiten zum Löschen, aber die Juden, eine Plünderung ihrer Häuser befürchtend, hielten die Tore versperrt und bedrohten diejenigen, die sie öffnen wollten, mit Totschlag, bis endlich Zimmerleute mit Äxten das Tor am Judenbrückchen einschlugen. Die Eindringenden erkannten bald ihre Ohnmacht gegen das gierig um sich fressende Element, doch halfen sie den Juden, ihre Habe aus dem Flammenherd in Sicherheit bringen; manche mit Juden befreundete Christen waren sogar mit Karren und Wagen herbeigeeilt. In sehr vielen Fällen vergaßen allerdings die Helfer, die geretteten Gegenstände ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückzugeben.

In der Frühe des 15. Januar trat der Rat, während das Feuer mit noch unverminderter Heftigkeit weiter wütete, zur Sitzung zusammen. Noch immer ertönten die Feuersignale der Hörner, noch immer ließen die Sturmglocken ihre schaurigen Klänge erschallen. Eine Ratsdeputation ward sofort in die brennende Gasse gesandt, um alle nur möglichen Maßregeln zur Bewältigung des Feuers zu ergreifen; sie sollte dabei den Juden in jeder Hinsicht an die Hand gehen und für ihre Unterkunft in der Stadt sorgen, den ganz armen dagegen als Quartier das sogenannte Pestilenzhaus anweisen und sie mit Holz und allem Nötigen versorgen. Inzwischen waren von zahlreichen Ortschaften überallher Spritzen mit ihren Mannschaften erschienen. Man hatte nicht erst nötig gehabt, besondere Boten dorthin zu schicken, soll doch der Feuerschein nachts 12 Meilen in der Runde sichtbar gewesen sein, und am Tage war der Rauch und Brandgeruch weithin zu spüren. Endlich, nach 22 bis 24 Stunden, war man des Feuers Herr geworden, der Rat und die Bürgerschaft atmete auf, man war einer furchtbaren Gefahr entronnen, denn an der Westseite der Judengasse, mitten in den Flammen, ragte der mit Pulver und Munition aller Art angefüllte Mönchturm empor, aber er bot siegreich den Flammen Trotz, und die gefürchtete Explosion, deren Folgen unabsehbar gewesen wären, fand nicht statt.

Am Abend des 15. Januar war die Judengasse ein qualmender

Trümmerhaufen, aus dem noch hier und da die Flammen emporschlugen. Alle Häuser, bis auf ein noch in Balken stehendes Hinterhaus unweit des Wollgrabens, waren niedergebrannt; die Steine waren in der Glut geborsten, Eisen hatte sich gebogen, die Kellergewölbe boten einen Anblick „wie Approchen und Laufgräben“. In die Keller hatten viele Juden ihre Habe geflüchtet, in der nicht getäuschten Hoffnung, sie dort wohl geborgen zu haben; andere hatten sie in die Brunnen geworfen.

Zum zweiten Male im Verlauf ihrer Geschichte flüchtete ein großer Teil der Gemeinde auf den Friedhof, wie einst beim Fettmilchschen Aufstand Schutz bei den Toten suchend. Zwischen den Grabsteinen verstreut, war in buntem Durcheinander allerlei Hausrat aufgestapelt, wie er gerade den Flüchtenden in die Hände gekommen war.

Als einen besonderen Glücksfall konnte man betrachten, dass nur vier Personen im Feuer umgekommen waren.

Gewaltig war der Eindruck dieses Brandes auf die Zeitgenossen. „Eine solche Zerstörung ist seit der Zerstörung des Tempels nicht gewesen,“ klagt der Verfasser eines Trauerliedes auf den Brand der Gasse. Münzen und Medaillen wurden zur Verewigung dieses Ereignisses geprägt; dem Maler Nothnagel gab es Anregung zu einem Gemälde. Allerseits erkannte man in dem Brande den Finger Gottes. Es war doch wunderbar, sagten die Christen, dass nicht nur der Pulverturm verschont geblieben war, sondern auch, als das Feuer die Bornheimer Pforte schon erreicht hatte und den Häusern der Christen Gefahr drohte, der Wind plötzlich umsprang und die Flamme der Judengasse wieder zuwälzte. Als ein augenscheinliches Gottesgericht betrachtete man es, dass „nicht so viel unverkohlttes Holz auf der Brandstätte zu finden war, um dabei ein Ei zu backen“.

Die Juden betrachteten den Brand als eine Strafe Gottes. Den streng Gesetzestreuen war das Leben in der Gasse immer noch zu weltlich. Gab es doch daselbst ein Haus, in dem am Purim- und Chanukkahfeste — Komödien aufgeführt wurden. Von jetzt ab ward alles, was den Juden über sein elendes, freudenloses Dasein, wenn auch nur für wenig Stunden, hinwegtäuschte, als schnöde Sinnenlust verbannt. Alle Komödienaufführungen, alle

Spiele — bis auf das Schachspiel — wurden von den Vorstehern auf die Dauer von 14 Jahren untersagt. Einige Jahre später erschienen strenge Verordnungen gegen den Kleiderluxus, den Prunk bei Gastereien usw.

Der 24. Tebeth aber, der Tag des Brandes, ward als Buß- und Fasttag eingesetzt. (Gekürzt.)

(Aus „Die Geschichte der Judengasse in Frankfurt a. M.“.)

### **Sabbatweihe.** Von Grete Massé, Hamburg.

**E**r geht straßauf, straßab in jedem Wetter  
Und bietet seine kleinen Waren an.  
Und rohe Worte mehr als dürre Blätter  
Im Herbststurm rauschen auf den alten Mann.

Er spürt den Schimpf nicht mehr. Zurückgezogen  
Aus seinen Augen hat die Seele sich  
Ins tiefste Herz. Sein Rücken ist gebogen  
Wie unter einer Last, die niemals wich.

Er greift das Geld mit harten, krummen Händen  
Und schiebt hausierend sich von Haus zu Haus.  
Doch Freitag abends in den eignen Wänden,  
Wie sieht der Alte so verwandelt aus.

Er ist ein König jetzt im sanften Schimmer  
Der Sabbatlichter, wie er singt und spricht;  
Und Davids Psalmen klingen durch das Zimmer,  
Und heilig ist sein Leidensangesicht.

(Aus „Ost und West“ 1908.)

### **Kinderszene.** Von Edwin Bormann.

**M**orgen zum Geburtstagsfeste  
Lädt sich Kätchen kleine Gäste:  
Anni Hoffmann, Suse Beyer,  
Minchen Walther, Doris Schreier,  
Evchen Müller, Elsa Strauch —  
„Kommt denn das Rebekchen auch?“ —

„Was, Rebekka Silberstein?!  
Juden lad' ich niemals ein.  
Gabst du in der Schul' nicht acht,  
Dass sie Jesum totgemacht?“

„Unser Lehrer meint das ja;  
Doch es sagt mir die Mama  
(Und die weiß doch vielerlei):  
Silbersteins war'n nicht dabei!“

Schlichte Kinderseele du,  
All mein Herz es lacht dir zu.  
Besser wär's um sie bestellt,  
Zöge siegreich durch die Welt  
Deine Friedensmelodei:  
„Silbersteins war'n nicht dabei!“

(Aus „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit“. Verlag  
von J. van Groninger & Cie.“ Berlin 1893.)

## **Hebron, das Tote Meer und der Jordan.**

Von E. N. Adler.

**H**ebron oder „el-Khalil“, die „Stadt der Freundschaft“, ist vielleicht die älteste Stadt des Heiligen Landes und wetteifert an Sehenswürdigkeiten mit Jerusalem. Unter uns Juden wird sie ehrfürchtig „die Grabstätte unserer Väter“ genannt, und eine Pilgerfahrt dorthin steht in hoher Achtung. Die Mohammedaner verehren sie sogar als einen noch heiligeren Ort denn Jerusalem; ist doch Hebron der letzte Ruheplatz Abrahams: el-Khalil Allah, „des Freundes Gottes und seines großen Propheten“.

Hebron ist die erste Stadt, die der Wanderer zu sehen bekommt, der Palästina auf dem Wege durch die Wüste Sinai erreicht. Selbst die größten Phlegmatiker werden bei einer Pilgerfahrt zu dem letzten Ruheplatz der Patriarchen tief ergriffen sein. Aber ganz abgesehen von diesen Gefühlsregungen machen die Schönheit der Lage und das beinahe englische Grün der Abhänge, die es umgeben, Hebron zu einem hervorragenden Orte. Es kann

deshalb durchaus nicht wundernehmen, dass Dean Stanley und andere Schriftsteller bei der Schilderung des Gegensatzes zwischen der Wildheit der Felsen, die man viele Tage durchschreiten muss, und der Fruchtbarkeit des gut bewässerten Tales, in dem Hebron liegt, geradezu poetisch werden.

Die vorherrschende Farbe der Klippen ringsum ist purpurn; die Mohammedaner sagen, dass Adam, der erste Mensch, aus der roten Erde Hebrons gebildet worden sei, und dass auch sein Name von hier stamme. Die Verbindung, die so zwischen Adam und Edom oder Esau, dem traditionellen Patriarchen der Araber Syriens, hergestellt wird, ist bemerkenswert. Darin, dass Adam hier begraben wurde, stimmen sowohl talmudische wie auch mohammedanische Legenden überein. Hebrons früherer Name — Kirjat Arba —, der „die Stadt der vier Patriarchen“ bedeuten kann, wird als Zeugnis zugunsten dieser Hypothese geltend gemacht.

Die aus weißem und rotem Marmor über die Höhle Machpelah erbaute Moschee ist beinahe viereckig, und ihre vier Minarette, an jeder Ecke eines, geben ihr ein charakteristisches Gepräge. Die massiven, glatt behauenen Steine der Einfassungsmauern erinnern an die Ruinen des Tempels, und die sechzig viereckigen Strebepfeiler und Gesimse ringsumher zeigen, wie stark der Ort zu der Zeit befestigt gewesen sein muss, als die Kreuzfahrer auf Hebron Anspruch erhoben, und die Sarazenen das Land von ihnen zurückgewonnen hatten. Gleich allen heiligen Stätten hat auch diese mannigfache Schicksale gehabt und ist abwechselnd Tempel und Kirche gewesen, bevor Saladin hier eine Moschee errichtete. In die Moschee selbst darf kein Giaur ohne des Sultans besonderen Firman eintreten. Ein solcher wurde König Eduard, damaligem Prinzen von Wales, ausgestellt, als er im Jahre 1862 die Stätte besuchte; der Besuch ist in Stanleys „Sinai und Palästina“ anschaulich geschildert worden. Ohne solchen Firman werden die besten Überredungsmittel den Eintritt nicht vermitteln. Selbst dem Baron Edmond und der Baronin Rothschild gelang es nicht, den Pascha von Palästina dazu zu bestimmen, sie auf seine eigene Verantwortung einzulassen, und so besuchten sie Hebron nicht, obgleich sie das ganze übrige Palästina bereisten. Mr. B. Levy hat

mir erzählt, dass selbst eine Summe von 500 Pfund nicht genügte, um den Gouverneur von Hebron oder den Scheich der Moschee gefügig zu machen.

An einer Ecke der Einfassungsmauer nahe dem stattlichen Portal an der Hauptfront der Moschee findet sich eine kleine Öffnung, die mit glatten Steinen zugemauert ist, aber doch noch genügend Raum lässt, um hindurchzukriechen. Dieser Eingang führt zu den unterirdischen Räumen, und am Vorabend unserer Feste dürfen wir Juden hierher kommen, um zu beten wie an der Klagemauer in Jerusalem. Natürlich ist es nicht erlaubt, den engen Pfad in das uralte Gewölbe oder in die Höhle darunter hinabzusteigen; aber es gibt viele jüdische Volkserzählungen, die sich an diesen Ort knüpfen. Ludwig August Frankl zum Beispiel verlegt hierher den Ursprung des „Purim Taka“ oder „Fenster-Purim“, das noch von den sephardischen Juden in Hebron am Jahrestag ihrer Befreiung von einer unerträglichen Steuer gefeiert wird. Es scheint, dass dort einst ein Pascha lebte, der das Geld sehr liebte. Von der Erinnerung an die Methoden des Königs Richard Löwenherz angefeuert, beschloss Seine Exzellenz, von seinen jüdischen Untertanen Geld zu erpressen. Er forderte 50 000 Piaster unter der Drohung, die Führer der Gemeinde umbringen zu lassen und die übrigen Juden in die Sklaverei zu verkaufen, falls er das Geld nicht erhielt. Die Rabbiner waren völlig ratlos; denn sie konnten das Geld nicht zusammenbringen. Schließlich fanden sie keinen anderen Ausweg, als in ihrer Not an die Patriarchen zu schreiben. Sie taten es und bestachen den Wächter der Moschee, die Petition an einem Bindfaden in die Höhle Machpelah hinabzulassen; denn natürlich wagte er auch nicht, dort einzutreten. In jener Nacht erwachte der Pascha und fand an seinem Bette drei ehrwürdig aussehende weiße Gestalten, die 50 000 Piaster von ihm forderten und ihn mit dem Tode bedrohten, wenn er sie ihnen nicht aushändigen würde. Der Pascha sah, dass es ihnen bitter Ernst war, ging zu seinem Geldkasten und zahlte den drei geisterhaften Alten die geforderte Summe. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch kamen des Paschas Soldaten in das jüdische Viertel, um die 50 000 Piaster zu holen, die er ihnen auferlegt hatte. Die Juden waren alle in der Synagoge und beteten; denn sie wussten,

dass ihre letzte Stunde gekommen war. Die Soldaten klopfen an das Tor, und der Pförtner eilte zu öffnen, als er in der Vorhalle, gerade dort, wo die Juden ihre Hände waschen, bevor sie die Synagoge betreten, einen Geldsack bemerkte. Er brachte ihn dem Parnes (Vorsteher), der ihn dem Pascha überreichte. Der Pascha erkannte sowohl Beutel wie Geld als sein Eigentum und erklärte, dass Abraham, Isaak und Jakob aus ihren Gräbern auferstanden seien, um ihn von einer schlechten Tat zurückzuhalten, und dass die Juden in Wahrheit ein Volk sein müssten, das Allah teuer ist, wenn die Patriarchen nach so vielen Tausenden von Jahren wieder zum Leben zurückkehrten, nur um sie vor Ungemach zu schützen. Er machte der Gemeinde das Geld zum Geschenke, verlangte aber, dass sie ihm verspräche, für ihn zu beten, wenn er je ins Unglück geraten sollte.

Die Hebroner jüdische Gemeinde war immer sehr klein, und im Jahre 1888 zählte sie sogar kaum 1000 Seelen unter einer zehnmal so großen Gesamtbevölkerung. Um das Jahr 1265 ging Nachmanides nach Palästina, und ein kurzer Brief, den er seinem Sohne Nachman schrieb, gibt eine lebendige Schilderung Palästinas, wie es nach den Kreuzzügen war. „Mit einem Wort,“ sagt er, „es scheint eine unglückliche Regel zu sein, dass ein Platz, je heiliger er gewesen war, desto mehr verwüstet worden ist.“ Jerusalem lag in Trümmern; wo Marmorpaläste gestanden hatten, lag das Land jetzt wüst und öde, und jeder, der da wollte, konnte es sich aneignen. Es gab nur ein einziges Minjan (Gebetsgemeinschaft von zehn Männern) von Juden dort, die jeden Sabbat in ihren Häusern zum Gebete zusammenkamen. Nachmanides überredete sie, eines der weniger demolierten Gebäude als Synagoge zu wählen, und sie sandten nach Sichem (Nabulus) um eine Gesetzesrolle. Nachmanides besuchte auch Hebron, „die Stadt der Gräber unserer Vorfahren, damit ich dort bete und mir ein Grab kaufe und dort bestattet werde“. In jenen Zeiten gab es dort nicht einen einzigen Juden, Aber 100 Jahre vorher, als Benjamin von Tudela es im Jahre 1170 besuchte, fand er in Hebron einige Glaubensgenossen, und er ging sogar mit einigen in die Gruft von Machpelah, die er beschreibt; sie wurde offenbar in jenen Zeiten nicht so eifersüchtig bewacht wie jetzt. Heutzutage sind in

Hebron ungefähr so viele Aschkenasim wie Sephardim, und jede Gemeinde hat drei Synagogen. Die Aschkenasim haben keinerlei Schulen, die Sephardim eine Talmud-Thora mit ungefähr 60 Schülern.

Der sephardische „Chacham“ (Erster Geistlicher) war Rachmin Franko, der aschkenasische Rabbiner der über 90 Jahre alte Simeon Manasse Schultzker. Es gibt nur einen reichen Juden in der Stadt, namens Romano, und selbst er kann kaum als dort ansässig bezeichnet werden; denn er lebt den größeren Teil des Jahres in Konstantinopel. Er besitzt ein schönes, großes Haus, natürlich aus Stein, und der Speisesaal im ersten Stock würde einem normannischen Schlosse nicht zur Unehre gereichen. Herr Romano ist sehr gastfreundlich, und alle jüdischen Ankömmlinge werden in sein Haus gebracht, als wenn es ganz selbstverständlich wäre, dass sie dort einquartiert und beköstigt werden wie in einem Hotel. Weder Bezahlung noch ein Geschenk wird angenommen; aber es wird erwartet, dass man für die Armenkasse der Gemeinde einen Beitrag entrichte.

Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias sind die vier „heiligen Städte“ der Juden, und bis die Kolonisation diesen Zustand änderte, wohnten beinahe alle Juden Palästinas in diesen Städten. In Jerusalem leben etwa 10 000 Juden, in Hebron zirka 1000; in Safed bilden sie die Hälfte einer Bevölkerung von 12 000 Seelen, und in Tiberias zählen sie etwa zwei Drittel der Bevölkerung. In Akka sind unter 10 000 Einwohnern nur 150 Juden, in Nablus unter 18 000 nur 120 und in Gaza ebenfalls nur 120 unter den 20 000 Seelen. Einschließlich der neuerlichen Einwanderung von russischen und rumänischen Juden dürften sich in Palästina rund 70 000 unserer Glaubensgenossen unter einer Gesamtbevölkerung von nicht ganz einer Million Seelen befinden.

An einem Montagabend verließen wir um neun Uhr das „Hotel Jerusalem“, um nach dem Jordan und dem Toten Meere zu reiten. Wir bildeten eine kleine, aber imposante Karawane. Zuerst kam unsere Beduineneskorte, der Scheich des Dorfes von Abu Dis, dessen Dienste wir durch Vermittlung des englischen Konsuls erlangt hatten. Ferner war mit uns der Dragoman Khalil, der die Leitung der Expedition hatte, dann kam des Hotel-

besitzers Sohn, mein getreuer Bezaleel Kaminitz, der mich von der Zeit meiner Ankunft in Jerusalem bis zu meiner Einschiffung in Jaffa nicht aus den Augen ließ. Weiter folgte der Maultiertreiber Selim, dessen Maultier mit allerlei guten Dingen beladen war. Alle außer mir waren bis an die Zähne bewaffnet, an unseren Sätteln hingen die Wasserflaschen. Khalil war sehr stolz auf seine Flinte, und nach Tagesanbruch richtete er sie fortwährend nach allen Seiten. Es gab eine Menge Wild und keine Jagdgesetze, und er war entschlossen, wundervolle Jagdresultate zu erzielen. Er beschlich eine Menge Wildhühner, und einmal in der Ebene von Jericho schwang sich sein Ehrgeiz sogar bis zu einem Königsadler auf; aber seine Leistung beschränkte sich auf die Verschwendung von Pulver und darauf, dass er mir einen Schreck einjagte. Ich hatte keine Absicht, ihm als Zielscheibe zu dienen, und während wir weiterritten, hatte ich Mühe, ihn zu überzeugen, dass ich nicht nötig hätte, seinen Flintenlauf zu untersuchen, um zu wissen, dass er mit Kugeln statt mit Schrot schösse, und dass er so nichts ausrichten könne.

Der Maultiertreiber war musikalisch, und trotzdem seine Melodie ein nasalers Singsang und sein Thema die Vorzüglichkeit der Speisen war, die er mit sich führte, gab Selims Gesang der Expedition etwas Romantisches. Es bedurfte dessen aber nicht, um unseren mitternächtlichen Ritt reizvoll zu machen. Es ist unmöglich, die Pracht der nächtlichen Sterne zu beschreiben, die wie strahlende Augen zahlloser Engel voll Teilnahme auf den Menschen herabblicken. Wir waren nicht in der Stimmung zu plaudern und ritten schweigend hintereinander her, unseren Gedanken freien Lauf lassend. Von solch einer Nacht im Heiligen Lande schreibt Thackeray, dass die Erinnerung an die dabei das Herz bewegenden Empfindungen im Menschenhafte, solange sein Gedächtnis wach bleibe, und dass er sie ebenso oft fühlen wie selten von ihnen sprechen würde.

Wir umgingen den Ölberg, passierten Bethanien und ritten langsam von einer Schlucht zur anderen. Gelegentlich hatten wir einen Hügel zu erklimmen, aber größtenteils führte der Weg abwärts durch das Bett irgendeines ausgetrockneten Flusslaufes oder Wadis. Der Pfad war äußerst schroff und zum Teil gefährlich, so dass wir mehrmals absteigen und unsere Pferde am Zügel führen

mussten. Hin und wieder fanden wir noch Spuren der alten römischen Heerstraße nach Jericho, die bewiesen, dass man in früherer Zeit, trotz der bedeutenden Senkung von nahezu 4000 Fuß innerhalb der zirka 20 englischen Meilen, die Jericho von Jerusalem trennen, in nicht mehr als drei Stunden Ritt von einer Stadt die andere hätte erreichen können.

Ungefähr auf halbem Wege erreichten wir einen Khan, d. i. eine Karawanserei mit zwei großen Portalen, die aussahen, als wenn sie den Weg zu irgendeinem mächtigen Gebäude dahinter versperren. Wir rüttelten an den Toren und machten so viel Lärm wie möglich; aber niemand nahm auch nur die geringste Notiz von uns. Khalil wurde ungeduldig und feuerte seine Flinte ab; aber selbst darauf erfolgte keine Antwort. Unsere Pferde bedurften einer kleinen Rast, und so blieb nichts übrig, als abzusteigen und sich auf dem nackten Felsen niederzulegen. Ich schlief niemals in meinem Leben so fest, und obgleich man mich nach einer knappen halben Stunde weckte, fühlte ich mich so erfrischt, als ob ich eine ganze Nacht geruht hätte. Am folgenden Nachmittag passierten wir den Hadrûrkhan wieder auf unserem Rückwege, erlangten nach einigem Parlamentieren Zutritt und fanden, dass die ganze Besatzung nur aus einem armen, alten Araber bestand, der in einer verfallenen, kleinen Hütte in der Ecke eines großen, leeren, von hohen Steinwällen umgebenen Hofraumes wohnte. Der Wirt war sehr aufmerksam und bereitete uns türkischen Kaffee, so gut er es verstand. Er gab zu, dass er uns die Nacht vorher gehört, aber für Beduinen gehalten hätte, vor denen er eine Heidenangst hatte. Er zeigte uns die innere Tür der Hütte, die ganz durchschossen war, und versicherte, dass er schon regelrecht belagert worden und beinahe gefangen und erschlagen worden wäre um der paar Kupfermünzen willen, die er besaß.

Wir ritten weiter, bis wir zu der „Sultansquelle“ kamen, vielleicht derselben, deren Wasser Elia mit einer Handvoll Salz versüßt hatte. „Dieser oder der „Teich des Moses“, der dicht dabei ist, dürfte die Örtlichkeit der berühmten Begegnung zwischen Saladin und dem Prinzen in Scotts „Talisman“ gewesen sein. Einige Minuten weiter ritten wir durch einen der schönen Bogen von Herodes' Wasserleitung, der die Ebene kühn durchschneidet, und

hielten eine kleine Weile, um die massiven Ruinen zu bewundern.

Nach einem kurzen Aufenthalte brachen wir, gerade als die Sonne ausging, nach dem Toten Meere auf, das sieben Meilen von hier entfernt liegt. Wir hatten durch eine Ebene zu reiten, die bis auf eine leichte Neigung abwärts ziemlich plan läuft. Nachdem wir das fruchtbare Gebiet ungefähr zwei Meilen südöstlich von Jericho hinter uns gelassen hatten, kamen wir auf eine unsichtbare, jeder Vegetation bare Landstrecke, wo der Boden eine Art sandigen Lehms ist, mit Asphaltsschichten und winzigen, glänzenden Salzkristallen bedeckt.

Die unerwartete Schönheit der Seeszenarie entzückte uns. Das Wasser lieblich blau und klar, die Hügel ringsumher höher, und die Felsklippen, besonders auf der Ost- oder Moabseite, schroffer abfallend; aber das Spiel von Lichtern und Schatten war dasselbe, und die glänzende Farbe des Kalksteins und der vulkanische Felsen entschädigte für die Abwesenheit des Laubwerks. So verödet die Szenerie dalag, war dort doch keine Spur von den düsteren Schauern wahrzunehmen, die man am Toten Meere erwartet. Obgleich 1300 Fuß unter dem Meeresspiegel, sozusagen in den Eingeweiden der Erde, konnten wir uns doch nicht außerhalb der Welt fühlen, als wir durch die klare Luft deutlich den Glockenturm auf dem Ölberg erblickten, der 4000 Fuß über uns und in der Luftlinie 25 englische Meilen entfernt liegt. Einige Tage vorher, am Sabbat bei Sonnenuntergang, hatte ich das Tote Meer von demselben Turm aus gesehen, und seine dunkelgraue oder grünlichgelbe Farbe gab ihm damals ein trostloses und mystisches Aussehen. Aber hier an seinen Ufern verlieh die klare Nähe dem Bilde eigenen Reiz.

Natürlich stieg ich in das Wasser und fand, dass es leicht war, darin zu schwimmen, kaum anders aber als in gewöhnlichem Seewasser. Der Geschmack jedoch war fürchterlich. Die Sonne brannte zu heiß, als dass man sich mit unbedecktem Kopf länger als ein oder zwei Minuten im Wasser hätte aufhalten können. Es kam mir vor, und es sah auch so ans, als wenn ich eher in Öl als in Wasser badete. Die Wasserfläche war ruhig und glatt wie die schönste Spiegelscheibe und ebenso klar trotz der großen

Tiefe dieses nördlichen Teiles des Sees. 1300 Fuß und mehr sind hier gemessen worden. Wir blickten eine Weile zu dem gegenüberliegenden Berge Nebo, und der Scheich deutete auf eine Ruine in den Hügeln von Judäa hinter uns als dem Grabe Moses auf unserer eigenen — der falschen — Seite des Toten Meeres. Die mohammedanische Tradition gibt nicht zu, dass „kein Mensch seine Grabstätte kennt bis auf diesen Tag“. In einer Höhe von fast 5000 Fuß ragte der Gipfel des Pisgah majestätisch vor uns auf. Solange man nicht den Charakter des Landes und die wunderbare Klarheit der Atmosphäre kennt, kann man sich nicht vorstellen, wie es möglich sein konnte, dass Moses von seinem Gipfel aus das ganze gelobte Land von Gilead bis Dan hatte überschauen können.

Vom Toten Meer ritten wir weiter nach der Jordanfurt oder dem „Platze der Taufe“, wahrscheinlich die Gegend von Gilgal und die Stelle, wo Elia im Feuerwagen gen Himmel fuhr. Hier badete ich wieder und schwamm durch den Strom, der reißend und trübe, aber sehr schmal war. In ihren kindlichen Vorstellungen haben sich wohl die meisten, wie Mark Twain sagt, den Jordan als einen mächtigen Strom ausgemalt, der 7000 Meilen lang und entsprechend breit sein müsse. In Wirklichkeit ist er ungefähr so lang wie die nicht weniger berühmte Themse, nur noch viel schmaler. Das Wasser war warm, aber nach dem Bad im Toten Meer und nach den sengenden Strahlen der tropischen Sonne, denen ich mich ausgesetzt hatte, empfand ich das Bad im Jordan im Schatten des Dickichts und der Klippen als eine höchst willkommene Abwechslung. Wir ritten durch das Dickicht zurück, in welchem, wie wir ohne Bedauern hörten, Löwen jetzt kaum noch anzutreffen sind, und kehrten so schnell als wir konnten nach Hause zurück.

Auf dem Wege setzten uns die beinahe unzugänglichen Eremitenzellen in dem Felsen des Djebel Karmel in Erstaunen. Wir waren auf der anderen Seite einer tiefen Schlucht, und die Höhlen, in denen die armen Heiligen ihr Leben hinbringen, scheinen und waren auch ursprünglich zweifellos die Lagerstätten wilder Tiere. Ein lebensgefährlicher Gang, den ich einen Pfad nicht nennen kann, war so abschüssig, dass ein kleiner Esel das einzige vierfüßige Tier war, das ihn gehen konnte, und auch er nur, weil er abgerichtet

war, ihn zu passieren, seit er auf den Füßen stand. Kurz vor zehn Uhr langten wir wieder in Jerusalem an nach einer Abwesenheit von weniger als 24 Stunden, von denen wir 19 im Sattel verbracht hatten.

Ich musste Jerusalem am Donnerstagabend verlassen, um den Dampfer nach Beirut nicht zu verfehlen, der am nächsten Tage von Jaffa abgehen sollte. Dr. d'Arbela hatte sich freundlichst erboten, mich zu begleiten und mir die Kolonie „Rischon-le-Zion“ zu zeigen. Unser Wagen war um acht Uhr vor der Tür; aber es gelang uns nur mit großen Schwierigkeiten, um Mitternacht endlich abzureisen, nach Erledigung der offiziellen Geschäfte im Serail und vor dem Kadi, nach Absendung der Telegramme nach England, den Abschiedsvisiten usf. Herr Kaminitz, dessen hebräische Hotelrechnung sowohl hinsichtlich der Vorzüglichkeit des Wortschatzes und der Kalligraphie wie auch der Kleinheit der Endsumme eine meiner interessantesten orientalischen Merkwürdigkeiten ist, saß neben dem Kutscher auf dem Bock. Diesmal hatten wir einen Landauer anstatt eines offenen Wagens, und die Straße war in besserem Zustande als bei meinem Kommen, doch schien mir das Rütteln und Schütteln viel schlimmer. In Ramleh schliefen wir etwa eine Stunde auf einem Divan, tranken Kaffee, brachen um vier Uhr wieder auf und erreichten nach einer mehrstündigen Fahrt, die zur Hälfte über die Sandwege links von der Jaffastraße führte, kurz nach Tagesanbruch die Kolonie. Sie liegt auf einer kleinen Anhöhe inmitten einer sandigen Ebene, über die der Seewind hinstreicht. Das Gesamtareal beträgt ungefähr 600 Hektar. Der Boden ist sandig und kann kein Getreide hervorbringen, ist aber, wie die Sachverständigen sagen, vorzüglich für Weinbau geeignet. Mir wurde gesagt, dass die schwarzen Beeren im Geschmack und in der Größe den Vergleich mit den erlesensten Burgunder Trauben aushalten, und dass der rote Wein zu guten Aussichten auf einen großen Export nach Europa berechtigt. Jedenfalls wird von dem Wohltäter, der sich die Entwicklung Rischons angelegen sein lässt, an den notwendigen Ausgaben nicht gespart. Für die Errichtung einer Kelter und eines Kühlraumes sind allein 100 000 Franken bewilligt worden, und Alphons Blech, der weitblickende Direktor der Kolonie, erwartet, in ungefähr zwei Jahren

große Resultate verzeichnen zu können. Die Kolonisten, die sämtlich Israeliten sind, arbeiten mit Stolz und Liebe; jeder hat etwa einen halben Hektar zu Eigentum. Zur Zeit der Ernte fehlt es an Arbeitskräften. Man musste Araber zur Aushilfe bei der Ernte und Soldaten zum Schutz vor Schakalen und den Räubereien fremder Araber annehmen.

Es sind im Ganzen ungefähr 300 Kolonisten dort angesiedelt, davon ein Viertel kräftige Männer, meist Rumänen, die imstande sind, sich zur Wehr zu setzen und durchaus nicht anstehen, es bei Gelegenheit zu tun, wenn es gilt, ihr Eigentum zu beschützen. Die Häuser sind sauber und solide aus Stein gebaut, die meisten haben zwei Stockwerke, und die Hauptstraße, an der fast alle die 30 oder 40 Häuser liegen, die das Dorf bilden, ist breit, gerade und mit Bäumen bepflanzt, so dass sie den Eindruck einer kleinen Promenade macht. Jedes Haus hat einen kleinen Vorgarten, dahinter Hof und Hinterhaus und oft auch einen Stall. Das schönste Haus hat zwei Schlaf- und ebenso viele Wohnzimmer. Hinter diesem Gebäude dehnt sich ein ganz altmodischer, englischer Blumengarten mit Stiefmütterchen, Iris, Lilien usw., aus. Die Lilie war übrigens ein Bestandteil des königlichen Wappens von Juda, lange bevor das Haus Frankreich sich dieses liebliche Emblem erwählte.

Nach einem etwa vierstündigen Aufenthalt in Rischon besuchten wir die ungefähr acht englische Meilen entfernt gelegene Ackerbauschule der „Alliance-Israélite“ in einem zweispännigen Wagen, der zwar nicht sonderlich schön aussah, uns aber schnell und bequem an unseren Bestimmungsort brachte. Durch eine schöne Baumallee, die jedem Parke zur Ehre gereichen würde, kamen wir zu dem Hauptgebäude. Obgleich es beinahe Mittag war, fanden wir den Direktor und seine Frau im Garten unter schattigen Bäumen sitzend. Ringsherum waren duftende Orangen- und Zitronenbäume. Die Orangenernte aus diesem Garten ist nicht unbedeutend; in jenem Jahre betrug sie rund 100 Napoleon. In der Schule waren 40 Schüler, die ich gerade alle in einem Schulraum beim Geographieunterricht antraf. Sie stammten aus etwa einem Dutzend Orten an den Ost- und Südküsten des Mittelländischen Meeres und waren im Alter von 12 bis 18 Jahren.

In ihren unschönen französischen, blauen Blusen boten sie doch ein Bild der Gesundheit und waren sonnengebräunt. Die Schule besitzt einige gute Maschinen, einen artesischen Brunnen, Sesamfelder und eine richtige Musterfarm. Die Zöglinge werden hauptsächlich in Obst- und Gemüsebau unterwiesen. Nach drei- oder vierjähriger Lehrzeit verlassen sie die Schule mit einer Unterstützung von 40 Pfund in der Tasche. Natürlich verhindern es die speziellen Umstände, dass sich das ganze Unternehmen völlig aus sich selbst heraus erhält; aber es unterliegt keinem Zweifel, dass dort viel Gutes geleistet wird, und dass der stolze Name „Mikweh Israel“ (Die Hoffnung Israels) nicht unverdient ist. Seit meinem Dortsein hat die Alliance beschlossen, die Zahl der Schüler auf 60 zu erhöhen und aus ihrer Schule in Tunis einige nach dorthin überzusiedeln. Ein erster Trupp, aus sieben jungen Tunesiern bestehend, langte in der Schule am 19. November 1888 an. Nach Beendigung ihrer landwirtschaftlichen Ausbildung in Jaffa sollen sie nach Hause zurückkehren und bei dortigen Farmern Beschäftigung finden, bis sie genug Geld gespart haben, um selbst Eigner einer kleinen Farm werden zu können. Wie die Zöglinge die Zeit von dem Verlassen der Schule in „Mikweh Israel“ bis zu ihrer Niederlassung als Landeigentümer selbst am besten nützen, ist kein leichtes Rätsel. Es könnte wünschenswert sein, den Montesioregarten in Jaffa, wenn er verfügbar ist, dazu zu benutzen, um ihn für die jungen Leute zu parzellieren, die so beinahe unabhängig und doch nicht ohne Aufsicht wären.

Von der Ackerbauschule fuhren wir über Land auf einem fürchterlich schlechten Wege nach dem von dort etwa fünf, von Jaffa nahezu zwei Meilen entfernt gelegenen Montesioregarten, dem gerade gegenüber sich die gut gedeihende Kolonie „Sarona“ befindet, die im Jahre 1868 von einigen christlichen Deutschen aus Württemberg begründet wurde. Wir fanden Samchun, den Aufseher oder Gärtner, der keine Pacht bezahlt, nicht zu Hause; er war nach Jaffa gegangen, um seine Einkäufe für den Sabbat zu machen, und hatte den Schlüssel mitgenommen. Ich versuchte geltend zu machen, dass ich — mit einer Vollmacht von Montesiore versehen — berechtigt sei, das einfache Schloss aufzubrechen, aber Samchuns Sohn drohte auf die Straße zu gehen und einen Poli-

zisten zu rufen, wenn wir das täten. Nachdem wir das Tor tüchtig hin und her gerüttelt hatten, sahen wir, dass es erfolglos sei, und hielten es für das Beste, den Versuch aufzugeben. Jedoch sahen wir von verschiedenen geeigneten Punkten aus in den Garten hinein — auf den Fußspitzen stehend, über das Tor, vom Fenster eines Gebäudes, wo ein massives Wasserrad über den Brunnen gebaut ist, und durch die Lücken der Kaktushecke. Die Kaktusfeigen waren gut zu essen, ihre Parasiten, die Kochenilleinsekten, äußerst kurios zu beobachten. Wir sahen von dem Garten genug, um seine wundervolle Fruchtbarkeit mit Genugtuung zu bemerken. Trotz der verhältnismäßigen Vernachlässigung durch seine Gärtner, die Samchuns — die armen Kerle hatte viel vom Fieber zu leiden —, schien der Ort in seiner üppigen Vegetation ein wahres Paradies, und Bananen, Datteln, Orangen, Zitronen und Pflaumen erfüllten die Luft mit ihren Düften. Wir kamen ungefähr um zwei Uhr nach Jaffa und aßen hier in einem jüdischen Restaurant zu Mittag. Die jüdischen Kaufleute und Restaurateure scheinen gut vorwärts zu kommen. Der englische Vizekonsul Amzalak ist ein Jude, und doch, sonderbar genug, obwohl es in Jaffa über 2000 Juden gibt (ungefähr ebenso viele Aschkenasim wie Sephardim) und eine noch viel größere Zahl in der Nachbarschaft, in den Kolonien usw. leben, hat man doch keine größere Synagoge und nur eine ganz primitive Talmud-Thoraschule. Die Sephardim haben weder Rabbiner noch Lehrer, und die Gemeindeangelegenheiten scheinen gänzlich unorganisiert zu sein.

Ungefähr eine Stunde vor Beginn des Sabbats schiffte ich mich an Bord des Khedivedampfers „Rahmaniyeh“ nach Damaskus ein, und damit schloss zu meinem Bedauern eines der interessantesten Kapitel meines Lebens.

(Aus „Von Ghetto zu Ghetto“, Reisen und Beobachtungen von E. N. Adler. Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart.)

## **Rebo.** Von Ferdinand Freiligrath.

**A**uf Jordans grünen Borden  
Da weilte Jakobs Samen,  
Da feierten die Horden  
Die von Mizraim kamen;

Da lagerten die Scharen,  
Da hielt der Heerzug Rast,  
Seit langen, langen Jahren  
Der sandigen Wüste Gast.

Da legten ihre Stecken  
Die Wanderer aus den Händen,  
Und spreizten weiche Decken,  
Entgürtend ihre Lenden.  
Und auf den Decken reinlich,  
Da lagen, bunt geschart,  
Die Männer, schlank und bräun-  
lich,  
Mit schwarzgelocktem Bart.

Da waren ihre Hütten  
Von Leinen aufgestellt,  
Und in der Zelte Mitten  
Hob sich des Stiftes Zelt.  
Da schützten grüne Sträucher  
Sie vor der Glut der Sonnen;  
Da füllten sie die Schläuche  
Am kühlen Wasserbrunnen.

Da salbten sie die Leiber,  
Die staubigen, mit Öle;  
Da striegelten die Treiber  
Die dampfenden Kamele;  
Da richte wiederkäugend  
Im Grase Herd' an Herde;  
Da flogen wild und scheuend  
Die langgeschweiften Pferde.

Da freuten sich die Müden  
Und hoben fromm die Hände,  
Dass ihnen bald beschieden  
Der langen Wallfahrt Ende;  
Da schärften sie die Schneide  
Des Schwerts mit kräft'ger Hand,  
Zu kämpfen um grüne Weide  
In ihrer Väter Land,

Das ihrer schien zu warten  
Am andern Bord des Flusses,  
Ein lachender Gottesgarten,  
Ein Land des Überflusses.  
Auf ihren Wüstenzügen  
Sah'n sie es oft im Geist —  
Jetzt seh'n sie's vor sich liegen  
Das Land, wo Milch und Honig  
fleußt.

Im Tal ruh'n die Nomaden,  
Und jauchzen: Kanaan! —  
Ihr Haupt auf steilen Pfaden  
Klimmt das Gebirg' hinan.  
Schneeweiße Locken fließen  
Auf seine Schultern dicht!  
Zwei goldne Strahlen schießen  
Aus Mosis Haupte licht.

Und wie er nun die Höhe,  
Die schauende, erreicht,  
Und, dass er alles sehe,  
Sich zitternd vorwärts beugt:  
Da glänzen ihm die Auen,  
Von tausend Freuden voll,  
Die er nur sehnd schauen,  
Doch nicht betreten soll.

Da dehnen sich die Flächen,  
Wo Korn und Traube reift:  
Da ist mit weißen Bächen  
Das grüne Land gestreift;  
Da schwärmen Bienenkörbe,  
Da wiehert Pfluggespann;  
Da funkelt Judas Erbe  
Von Berseba gen Dan.

„Ich habe dich gesehen!  
Jetzt ist der Tod mir recht!  
Säuselnd mit leisem Wehen,  
Herr! hole deinen Knecht!“  
Da naht auf lichter Wolke  
Der Herr des Berges Rücken,  
Dem müden Pilgervolke  
Den Führer zu entrücken. —

Auf einem Berge sterben,  
Wohl muss das köstlich sein,  
Wo sich die Wolken färben  
Im Morgensonnenschein.  
Tief unten der Welt Gewimmel,  
Forst, Flur und Stromeslauf,  
Und oben tut der Himmel  
Die goldnen Pforten auf.

## **Arbeit und Arbeiter im Judentum.**

Von Rabbiner Dr. Ackermann.

Unser jüdisches Schrifttum bietet für alle menschlichen Beziehungen die interessantesten und lehrreichsten Hinweise. Das ganze Leben spiegelt sich in diesem Schrifttum wider, und alle seine Verhältnisse finden in ihm ihre Beleuchtung und ihre Würdigung. Wir wollen nun hier den Gedanken nachgehen, die das jüdische Schrifttum über Arbeit und Arbeiter aufweist, und wollen zu erkennen suchen, wie diese Gedanken sich im Leben des jüdischen Volkes, in seiner Geschichte verwirklicht haben. Wir berühren damit ein Gebiet, das für uns Juden besonders auch aus dem Grunde wichtig ist, weil von feindlicher Seite vielfach der Vorwurf gegen uns erhoben wurde, dass wir die Arbeit nicht lieben, ja vor schwerer, anstrengender Arbeit eine gewisse Scheu empfinden, was angeblich daraus hervorgehe, dass die Juden vornehmlich dem Handelsstande und den geistigen Berufen zuneigen, in dem Stande aber, der gewissermaßen die Arbeit als solche darstellt, dem Bauern- und Handwerkerstande, nur in geringen Mengen anzutreffen seien. Es wird sich uns im Folgenden zeigen, wie ungerecht dieser Vorwurf ist, und wie die Tatsache, die ihn scheinbar unterstützt, erklärt werden muss.

Was lehrt, so fragen wir zuerst, das jüdische Schrifttum über Arbeit im Allgemeinen?

Schon auf dem ersten Blatte der Bibel ist die Wertschätzung der Arbeit angedeutet. Der Garten Eden wurde dem ersten Menschenpaar als Wohnstätte zugewiesen mit dem ausdrücklichen

Zwecke, ihn zu bearbeiten und zu behüten. Auch der Stammvater des jüdischen Volkes, Abraham, hatte im Sinne unserer Überlieferung bereits das Bedeutungsvolle der Arbeit erkannt. Der Midrasch erzählt uns nämlich, als Abraham auf Gottes Geheiß von seiner Heimat hinwegging, habe er zuerst das üppige Babylon durchzogen und gesehen, wie man dort die Arbeit verabscheute und nur dem Genusse nachging. Da habe er zu Gott gefleht: „O Herr, weise mir doch meinen künftigen Besitz nicht hier an, wo man vor der Arbeit zurückschreckt!“ Und als er dann nach Palästina kam und überall auf den Äckern und Weinbergen geschäftige Hände sah, habe er begeistert ausgerufen: „Dieses Land, o Gott, wo man so arbeitet, gib meinen Nachkommen als Erbteil!“ Die Gewähr echten Segens also, das Unterpfand wahrer Zufriedenheit sah schon der Urahn Israels nur in der Arbeit. Und sie wird ja sogar in den zehn Geboten als selbstverständliche Voraussetzung des Menschenlebens betrachtet. Das Sabbatgebot nämlich beginnt mit den Worten: „Sechs Tage sollst du arbeiten und all dein Werk verrichten.“ Nicht mit Unrecht weisen unsere Gesetzeslehrer darauf hin, dass hier mit demselben Ernste wie die Ruhe am Sabbat auch die Arbeit an den Werktagen eingeschärft wird, dass also Arbeit geradezu als ein göttliches Gebot anzusehen sei.

Und nicht nur Pflicht ist die Arbeit, sie ist auch Ehre. Das klassische Altertum betrachtete die Arbeit als etwas Unwürdiges, das nur Sache der Sklaven, der Heloten war. Und diese Vertreter der Arbeit genossen keinerlei Achtung. Wie anders in Israel! Ausdrücklich hat die Bibel die Urväter des Handwerks mit Namen aufgeführt. Sie nennt Jabel den ersten Hüttenbauer, Tubal Kain den ersten Schmied. Und wie zeichnet sie die Arbeiter und Handwerker aus, die an der Errichtung und Ausschmückung der Stiftshütte mitwirkten! Wie nennt sie z. B. Bezalel und Oholiab erfüllt von Gottes Geist und adelt so die Arbeit als edelste Offenbarung eines wahrhaft göttlichen Triebes! Und wie Arbeit Ehre gibt, so gibt sie auch Zufriedenheit. „Süß ist der Schlaf des Arbeiters,“ sagt Kohelet. Zwei Tatsachen, die sich auf das biblische Gesetz beziehen, sind besonders geeignet, die Rücksichtnahme auf die Arbeit zu kennzeichnen. Wenn das Peßachfest 7, das Hüttenfest 8 Tage dauerte, so geschah dies, weil diese Feste in eine

arbeitslose Zeit fielen, indessen das Wochenfest, welches zur Zeit der Weizenernte gefeiert wurde, auf einen Tag beschränkt wurde. Warum muss nach biblischer Satzung der Dieb das gestohlene Rind fünffach, das gestohlene Schaf aber nur vierfach ersetzen? Deshalb allein, weil durch den Verlust des Rindes der Eigentümer eine Störung in seiner Arbeit erleidet, was bei dem zur Arbeit untauglichen Schafe nicht zutrifft.

Es entspricht nun durchaus dieser hohen Wertschätzung der Arbeit, wenn der Talmud es als jedes Vaters heiligste Pflicht bezeichnet, seinen Sohn einem Handwerk zuzuführen. Wenn nicht, so lehrt er seinen Sohn gleichsam die Räuberei. Interessant ist der talmudische Rat, zunächst eine möglichst leichte und reinliche Tätigkeit zu üben. Vor allem aber wähle der Mensch eine Arbeit, bei der er sittlich und ehrlich bleiben kann. Und zur Arbeit ist jeder berufen. Wollte einer etwa auf seine hohe Abkunft pochen und deshalb die Arbeit von sich weisen, so antworte man ihm: „Tor, dein Adel ist doch kein höherer als der deines Schöpfers! Nun, und er ging dir doch mit seinem Beispiel voran; denn das erste, was die Schrift von ihm meldet, ist ein Tun: „Im Anfange schuf Gott den Himmel und die Erde!“ Ein Schrifttum, das so von der Arbeit spricht, wird, um die negative Seite zu betonen, gewiss auch mit scharfen Worten gegen den Müßiggang auftreten. Wir brauchen nur einen Blick in die „Sprüche Salomos“ zu werfen, um den Müßiggang in herrlichen Worten gegeißelt zu finden! „Gehe zur Ameise, du Fauler, schau ihre Wege und werde weise. Sie, die keinen Fürsten hat und keinen Vogt und keinen Herrn, sie bereitet doch im Sommer ihre Nahrung und sammelt ihre Speise zur Erntezeit. Wie lange wirst du liegen, Fauler? Wann wirst du aufstehen von deinem Schläfe? An eines Trägen Feld ging ich vorüber, an eines Faulen Weinberg, und siehe, in Nesseln war er aufgeschossen, Dornen deckten seine Flächen, und seine Steinmauer war verfallen. Daraus entnahm ich mir die Warnung: Ein wenig Schlaf, ein wenig Schlummer, ein wenig Händefalten im Liegen — da kommt wie ein Räuber die Armut, und der Mangel wie ein gewappneter Mann!“ So dichtete Salomo, und wenn derselbe Weise in jenem herrlichen Liede, das der jüdische Mann am Eingang des Sabbat liest, das „Biederweib“

rühmt, dann gilt es ihm als ein ganz besonderes Lob, dass dieses Weib „das Brot der Trägheit nie gegessen“. Und der biblischen Anschauung schließt sich auch die talmudische an. „Müßiggang und beschaulicher Wandel führen den Menschen bis zur Vernichtung.“ „Arbeitsscheu fördert Armut, Not und Schande.“ „Wäre auch sieben Jahre Hungersnot, die Tür des Arbeiters erreicht sie nicht —“: all dies wird im Talmud gelehrt. Es könnte ferner jemand auf den Gedanken kommen, auf die göttliche Fürsorge hinzuweisen, von der es ja heißt, dass sie alles Lebende sättigt, deshalb die Arbeit abzulehnen und voll Vertrauen die Erhaltung seines Lebens von dieser göttlichen Fürsorge zu erwarten. Auch hiergegen verwahrt sich der Talmud mit der Begründung, der Mensch dürfe erst dann Segen von Gott erwarten, wenn er selbst redlich gearbeitet hat. Und wenn die talmudische Anschauung Thora und Derech Erez, Gesetzesstudium und weltliche Beschäftigung als Aufgabe des Israeliten bezeichnet, so will sie damit dem Wahne vorbeugen, als ob das Studium der Thora als Vorwand für arbeitsscheue Menschen gelten könne. Arbeit schafft Nahrung, und „wo kein Mehl, da keine Thora,“ körperliche Entbehrungen hemmen auch den geistigen Aufschwung. Wird doch auf Grund von Psalmversen sogar darauf hingewiesen, dass derjenige, der arbeitet, höher steht als derjenige, der wohl gottesfürchtig ist, der Arbeit aber fernbleibt. Von diesem heißt es einfach: „Heil dem Manne, der Gott fürchtet!“ Von jenem aber doppelt: „Wenn du deiner Hände Arbeit genießest, Heil dir und wohl dir!“

Wir sehen also, welche hohe Wertschätzung die Arbeit im jüdischen Schrifttum genießt. Diese Wertschätzung aber ist es, die auch auf die Stellung und Behandlung der Arbeiter einen tiefen Einfluss ausübte. Bei allen antiken Völkern blühte die Sklaverei. Die Sklaven waren völlig rechtlose Menschen, ohne eigenen Willen, vielmehr der Willkür ihrer Herren auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Ihre Behandlung war eine unmenschliche. Bei den Römern zum Beispiel wurden sie mit glühenden Eisen gestempelt; mit Fußschellen versehen, taten sie ihre Arbeit, und des Nachts wurden sie in einen engen Zwinger zusammengepfercht. Im jüdischen Staate war jede Sklaverei verpönt. „Ich bin der

Ewige, dein Gott, der dich herausgeführt aus dem Lande Ägypten, dem Hause der Knechte!“ So beginnt das erste der zehn Gebote. Also persönliche Freiheit das kostbarste Gut, die erste Bedingung einer reinen Gotteserkenntnis! „Meine Knechte sind sie, die ich herausgeführt aus dem Lande Ägypten. Sie sollen nicht verkauft werden, wie man Sklaven verkauft!“ Also keine Sklaverei, keine Knechtschaft in Israel! In zwei Fällen nur durfte ein Israelit einem anderen dienstbar werden: Wenn er, von drückenden Nahrungssorgen gequält, nur in der Verdingung als Knecht Hilfe sah, oder wenn er einen Diebstahl begangen hatte und das Gestohlene nicht bezahlen konnte. In diesem Falle wurde er durch die Gerichtsbehörde als Knecht verkauft. Nun gab es aber eine gesetzliche Bestimmung, durch die von diesem Arbeitsverhältnis jeder Sklavereicharakter ferngehalten wurde. Kein Israelit nämlich durfte einem anderen länger als sechs Jahre dienstbar sein. Im siebenten Jahre ging er unter allen Umständen frei aus, ohne jedes Lösegeld; ja, sein Herr war sogar verpflichtet, ihm ein Geschenk von Schafen, Getreide und Wein mitzugeben. Wir sehen also, dass man bestrebt war, die Arbeit als solche abzuschätzen und sie von ihrem Träger loszulösen. Noch tiefer aber war die mildernde Wirkung, die der Sabbat und die Festtage auf das Dienstverhältnis ausübten. Denn wenn in das Ruhegebot auch die Bediensteten ausdrücklich eingeschlossen waren („du, dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd“), und wenn die erhabene Freude der Wallfahrtsfeste gleichfalls auf die Bediensteten ausgedehnt wurde, so bedeutete dies ohne Zweifel eine gewisse Lockerung des Abhängigkeitsgefühls und eine seelische Gleichstellung der Knechte mit ihren Herren. Auch sie sollten der Segnungen teilhaftig werden, die den religiösen Geboten entströmten, und sie sollten selbst von jeder sklavischen Unterwürfigkeit fernbleiben. Wenn der jüdische Knecht den Wunsch aussprach, über das sechste Jahr hinaus seinem Herrn zu dienen, so durfte er dies. In diesem Falle aber wurde nach biblischer Vorschrift eine sinnbildliche Handlung mit ihm vorgenommen, die klar bewies, wie tief man die Abneigung gegen jeden sklavischen Dienst empfand. Es wurde ihm nämlich das Ohr mit einem Pfriemen durchbohrt. „Dasselbe Ohr,“ so erklärt der Talmud, „welches vom Sinai

herab die Freiheit als erste Bedingung aller Gotteserkenntnis vernahm und diese Freiheit preisgibt, es soll zur Strafe gekennzeichnet werden in dem demütigenden Akt der Durchbohrung!“

Und betrachten wir alle die übrigen Momente, die auf das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Herrn Bezug haben, wie finden wir auch hier ein feines Gefühl für ein menschenwürdiges Verhältnis zur Dienstarbeit ausgebildet! Die Arbeitszeit erstreckte sich in der Regel von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Maßgebend aber war der im Orte herrschende Gebrauch. Der Arbeiter durfte selbst dann nicht über die ortsübliche Zeit hinaus arbeiten, wenn sein Herr ihm einen höheren Lohn bewilligt hatte, um ihn zu längerer Arbeit zu bestimmen. Die Auszahlung des Lohnes ist fällig nach Schluss der Arbeitszeit, und zwar wird genauer festgesetzt: Der Tagesarbeiter darf die ganze Nacht hindurch seinen Lohn fordern, der Nachtarbeiter den ganzen Tag, der Stundenarbeiter zu jeder Zeit. Der Wochen-, der Monats- und der Jahresarbeiter fordert seinen Lohn zur Zeit des Austritts, und zwar, wenn dieser am Tage erfolgte, den ganzen Tag, wenn er in der Nacht erfolgte, die ganze Nacht und den folgenden Tag — denn das biblische Wort gebietet: „An demselben Tage sollst du ihm seinen Lohn auszahlen; nicht soll die Sonne über ihm untergehen!“ Überaus streng sind denn auch die Warnungen vor der Zurückhaltung des Lohnes. Der Arbeiter, so wird gemahnt, setzt im Dienste seines Herrn oft sein Leben aufs Spiel, darum raubst du ihm mit der Zurückhaltung des Lohnes gewissermaßen sein Leben. Neben dem Arbeitslohn hatte der Arbeiter auch Anspruch auf Kost, und zwar wiederum auf die ortsübliche Art. Schrieb es die Ortssitte vor, so musste man ihm selbst Obst und Erfrischungen reichen. Von den Früchten, mit denen der Arbeiter beschäftigt ist, darf er nach Belieben essen. Doch soll er, um seine Arbeit nicht einzubüßen, hierbei eine gewisse Mäßigung beobachten und sicherlich nicht mehr verzehren, als sein Tageslohn beträgt.

Weitgehende Rücksicht war dem Arbeiter gegenüber vorgeschrieben. Jeglicher Zwang war untersagt. Wenn zum Beispiel ein Arbeiter für den ganzen Tag gemietet war und im Voraus seinen Lohn empfangen hatte, gegen Mittag aber hatte er die Arbeit ein-

gestellt, dann durfte er zur Vollendung seines Tagewerkes nicht gezwungen werden, trotzdem er den zu viel empfangenen Lohn nicht sofort zurückzahlen konnte. Er bleibt eben zunächst der Schuldner seines Herrn. Wie weit muss man in jüdischen Kreisen von jeder Missachtung des Arbeiterberufes fern gewesen sein, wenn der Israelit Arbeiter, die er auf seinem Wege traf, mit den Worten zu grüßen pflegte: „Der Segen Gottes komme über euch!“ Oder wenn wir hören, dass die Verpflichtung, sich vor einem vorübergehenden Gelehrten zum Zeichen der Ehrerbietung zu erheben, bei Arbeitern während ihrer Arbeit keine Geltung hatte. Gewährte man doch auch in religiöser Hinsicht dem in seiner Beschäftigung begriffenen Arbeiter mancherlei Rücksichten. So brauchte er bei einzelnen Gebeten seinen augenblicklichen Standort, ob es nun die Höhe einer Mauer oder der Gipfel eines Baumes war, nicht zu verlassen. Auch war ihm gestattet, bei gewissen Gebeten Kürzungen vorzunehmen. Die hohe Wertschätzung nun, deren sich Arbeit und Arbeiter im jüdischen Volke erfreuten, hat die merkwürdige, in der Geschichte aller Völker einzig dastehende Erscheinung im Gefolge gehabt, dass die hervorragendsten talmudischen Lehrer Arbeiter waren. Nicht als ob sie, aus dem Arbeiterstand hervorgegangen, sich zu ihrer hohen geistigen Stufe emporgerungen hätten — nein, als Arbeiter und Handwerker vollbrachten sie ihre unsterblichen Geistestaten. Diese Männer, die sich in die tiefsten Probleme des Weltalls versenkten und über die höchsten Fragen der Menschheit gehaltvolle Unterredungen pflegten, die in jeder Wissenschaft heimisch waren, die Bahnen der Sterne zu berechnen wussten und die organische Beschaffenheit des Tierkörpers kannten, Pflanzenarten sonderten mit dem Blicke des Naturforschers und Rechtsnormen schufen mit dem Scharfsinn geübter Juristen, diese Männer, die, von Begeisterung durchglüht, ethische Satzungen voll unvergänglicher Triebkraft aufstellten und Tausende von Schülern in der gründlichen Kenntnis der schwierigsten geistigen Gebiete unterwiesen — diese Männer waren oft genug einfache Handwerker. Ihr wissenschaftliches Amt brachte ihnen nichts ein, sie übten ihren Lehrberuf unentgeltlich, aber sie waren nicht zu stolz, sich ihren kargen Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Sinnreich wiesen sie auf Gott selbst hin, von dem, wie oben er-

wähnt, die Bibel in ihrem ersten Worte ein Schaffen berichtet. Kein Beruf, so sagen sie, ist bei den Menschen weniger geachtet als der des Hirten, der den ganzen Tag mit Stock und Sack einhergeht. Und dennoch lässt Gott sich von Jakob und David „Hirte“ nennen. Wie sollten sie, die der Lehre dieses Gottes den Weg in die Menschheit bahnen wollen, vor der Arbeit zurückschrecken?

So hören wir von dem großen Hillel, dass er ein Holzhauer war und sich mit der Hälfte seines Verdienstes den Eintritt in das Lehrhaus erkaufte. Sein Lehrgenosse Schamai war ein Maurer, R. Josua war ein Schmied, R. Meïr ein Schreiber. R. Jehuda bar Ilai, der den Ehrentitel „Haupt der Redner“ trug, war ein Böttcher. Als Katheder benutzte er bei seinen Vorträgen ein von ihm selbst verfertigtes Fass. Er trug es sich selbst in das Lehrhaus, und als seine Schüler ihn darüber zur Rede stellten, erwiderte er: „Die Arbeit ehrt den Arbeiter!“ R. Jose ben Chalafta war ein Gerber, R. Abahu verfertigte Frauenschleier. R. Huna, der Vorsteher des Lehrhauses in Sura, bestellte selbst sein Feld, und wenn ihn Parteien zum Richter beehrten, bemerkte er ihnen: „Stellet mir einen Mann zur Landarbeit, dann will ich euer Richter sein!“ R. Papa bar Chanan braute Bier aus Datteln und erwarb damit große Reichtümer. G. Jochanan erhielt von seinem Handwerk den Beinamen hasandlor; er war Sandalenmacher. Auch andere Gelehrte erhielten ihre Beinamen von ihrer Beschäftigung, so R. Jehuda hanachtom, der Bäcker, R. Jizchak Napcha, der Schmied, R. Jehuda Chaita, der Schneider, R. Nechunja hakador, der Töpfer. Interessant ist übrigens, dass von den Alten die Körperarbeit nicht nur als Mittel zum Lebensunterhalt, sondern auch als medizinisches Mittel angesehen wurde. So wird von R. Jose berichtet, dass er die Mühle getrieben, von R. Scheschet, dass er Balken getragen, um den Körper in Schweiß zu bringen und sich von einer Erkältung zu befreien. „Schon darum,“ sagten sie, „ist die Arbeit wertvoll, weil sie dem Körper Wärme erzeugt!“

Sehen wir „so innerhalb des Judentums das wertvollste Element des Volksbestandes und der Volksblüte, seine geistige und moralische Kraft, in engster Verbindung mit der persönlichen körper-

lichen Arbeit, so wird uns ohne weiteres einleuchten, dass der von unseren Hassern erhobene Vorwurf, wir scheuten die körperliche Arbeit, nicht stichhaltig sein kann. Blicken wir auch nur flüchtig auf die Geschichte der Juden, so finden wir Juden zu allen Zeiten und an allen Orten unter den Ackerbauern und Handwerkern. Bereits in Jerusalem gab es so viele Kupferschmiede, dass dieselben eine eigene Synagoge besaßen. In Alexandrien, wo das sogenannte Deltaquartier ausschließlich von Juden bewohnt war, war die Zahl der jüdischen Handwerker eine so große, dass sie in einzelne Zunftgenossenschaften eingeteilt waren. In der wegen ihrer ungeheuren Größe berühmten Synagoge zu Alexandrien saßen die Zunftgenossen auf besonderen Plätzen beisammen, nach den einzelnen Handwerken eingeteilt, damit jeder die Synagoge betretende fremde Handwerker sofort seine Zunftgenossen finden könne. Auch in Babylonien, das nach der Wegführung den Vertriebenen zur zweiten Heimat wurde, betrieben die Juden Ackerbau und Viehzucht und waren besonders als Kanalarbeiter geschätzt. Der frühmittelalterliche Chronist Gregor von Tours beschreibt die Zustände im fränkischen und burgundischen Reiche. Er ist nicht gut auf die Juden zu sprechen, und wenn er dennoch von ihnen berichtet, dass sie sich durch ihren Landbau und durch eifrigen Betrieb der Gewerbe auszeichneten und mit eigenen Schiffen Flüsse und Meere befuhren, dann ist ein solches Zeugnis umso glaubwürdiger. Aus dem Jahre 390 nach der gewöhnlichen Zeitrechnung existiert sogar ein Gesetz des Kaisers Theodosius über die jüdische Schifferzunft. Um das Jahr 960 finden wir in Spanien eine Familie, die Seide fabrizierte und für den königlichen Hof kostbare Stoffe und Kriegsfahnen mit eingewebten arabischen Sprüchen lieferte. Auch die Juden Griechenlands müssen die Seidenspinnerei betrieben haben; denn sie richteten an einen hervorragenden Gesetzeslehrer die Anfrage, ob es erlaubt sei, die Seidenraupen am Sabbat zu füttern. Welchen Umfang muss der Land- und Weinbau bei den Juden Frankreichs am Ende des 12. Jahrhunderts angenommen haben, wenn König Philipp August in seinem gegen die Juden gerichteten Ausweisungsedikt ihnen ausdrücklich verbot, ihre Äcker, Weinberge, Scheunen und Keltern zu verkaufen, vielmehr alle unbewegliche Habe als dem König verfallen erklärte, hätte sich diese Verfügung

nicht reichlich gelohnt, der habichtige König hätte seine Untertanen sicher unbehelligt gelassen. Ja, wir finden sogar eine Zeit, wo man in jüdischen Kreisen die allzu reichliche Hinneigung zur körperlichen Arbeit beklagte. Salomo Alami in Portugal richtete 1415 an seine Zeitgenossen einen Warnungsruf, in welchem er jammert: „Die Rabbinen sind verachtet! Man führt die Söhne lieber den niedrigsten Handwerkern zu, anstatt sie in der Gotteslehre zu unterweisen.“

Aus all diesen geschichtlichen Tatsachen geht klar hervor, dass es nicht angeht, den Juden Arbeitsscheu vorzuwerfen. Gewiss zeigten die Juden später eine größere Hinneigung zum Handel — „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“. Gewaltsam wurde ihnen im Mittelalter jeder ehrliche Beruf unmöglich gemacht. Weltliche und geistliche Machthaber wetteiferten darin, sie auszusaugen und ihre Rechtlosigkeit zum Ausgangspunkt schamloser Erpressungen zu machen. Schon die Westgoten haben unter König Egika den Juden den Besitz von Häusern und Ländereien verboten. Später kam dazu ein kanonischer Beschluss des Laterankonzils, der ihnen untersagte, christliche Diener zu halten. Auch die Ausübung des Handwerks wurde den Juden von Königen und Päpsten verboten. Dabei ist interessant, dass die Juden öfter den Versuch machten, die Erlaubnis hierzu wieder zu erringen. In der Tat hören wir, dass ihnen 1648 Ferdinand III. zum Lohn für ihre Dienste bei der Belagerung Prags durch die Schweden in einem Privilegium das Recht verlieh, alle Handwerke mit Ausnahme des Waffenschmiedens zu betreiben. Jedenfalls haben wir einen interessanten Beweis dafür, dass zum mindesten im ausgehenden Mittelalter die deutschen Juden sich dem Handwerk wieder zugewandt hatten. Dieser Beweis liegt in den jüdischen Familiennamen: Goldschmidt, Fleischer, Bäck, Glaser, Klemperer, Schreiber, Steinschneider; solche und ähnliche, bei den Juden besonders häufig vorkommende Namen wurden ihnen einst ohne Zweifel von der Beschäftigung zuteil, welcher die Betreffenden oblagen.

Und werfen wir schließlich noch einen Blick auf die neuere Zeit, so ist nicht zu verstehen, wie man den Juden Arbeitsscheu vorwerfen kann, wenn man über die Verhältnisse der Juden in den osteuropäischen Ländern aufgeklärt ist. Denn in diesen Länder-

strichen, in Polen, Rumänien usw., betreiben gerade die Juden nicht nur die städtischen Gewerbe, sondern auch die körperlich am meisten anstrengenden Berufe. Sie sind Lohnkutscher, Lasträger, Hausknechte u. a. m. In London leben mehr als zehntausend Juden von der Schneiderei. In Russland tauchen oft Klagen der christlichen Handwerker auf, sie könnten gegen den Wettbewerb der jüdischen nicht aufkommen. Man frage nicht, weshalb gerade in außerdeutschen Ländern die Beteiligung der Juden an der körperlichen Arbeit eine so rege ist. Sie wäre es auch bei uns in Deutschland, wenn nicht gerade hier die sogenannten Zunftgesetze den Meistern verboten hätten, Juden in die Lehre zu nehmen. Erst im Jahre 1848 schwand der letzte Rest dieser mittelalterlichen Überbleibsel dahin. Welcher Vernünftige und Gerechtdenkende wollte erwarten, dass ein halbes Jahrhundert von Grund aus umändern könne, was ein ganzes Jahrtausend verschuldet hat? In jüdischen Kreisen ist man fort und fort bestrebt, diese Umwandlung zu beschleunigen. Die in allen Ländern Europas gegründeten Vereine zur Förderung des Handwerks unter den Juden, die Bemühungen einer großen Gesellschaft, sie wieder zum Ackerbau und zur Landwirtschaft hinzuführen, am letzten Ende auch die Bestrebungen der Vereine, die auf die Kolonisation Palästinas ausgehen, sie alle sind der Erkenntnis entsprossen, wie heilbringend die Wiedereröffnung dieser lange verschlossenen Erwerbsgebiete unseren Brüdern werden könne.

## **Neuntes Rätsel.**

Macht dich mein Wort auch nicht gesunden,  
Gibt's Balsam doch für deine Wunden.  
Ein Zeichen fort — du siehst es nagen, zehren,  
Langsam, doch sicher, Starkes selbst zerstören;  
Des Lichtes Wiege, dem die Gläubigen sich neigen,  
Erblickst du, streichst du abermals ein Zeichen;  
Noch eins — dann bleibt ein Rest, und der ist Schweigen.

## **Auflösungen der Rätsel.**

1. Verschieden.
2. Auflösung.
3. Nadel, Spiegel.
4. Der Fluss.
5. Geld, Geduld.
6. OVID.
7. Ader — Hader.
8. Vorfahren — Nachkommen.
9. Trost, Rost, Ost, st.

## Anhang.

### Verzeichnis erklärungsbedürftiger Wörter, bemerkenswerter Ausdrücke und Eigennamen.

Abarbanel, berühmter jüd. Gelehrter und Staatsmann, 1487—1509.	Bethanien, Dorf in Palästina, südöstlich von Jerusalem am Ölberg gelegen.
Achan, siehe Jos. 7, 18—25.	bigott, frömmelnd, scheinheilig.
Allah (arab.), Gott.	Brescia, Stadt in Oberitalien.
Applanieren, ebnen, ausgleichen	Bresc, Stadt in Russland.
Approchen (franz.), Laufgräben.	Buenos-Aires, Hauptstadt der argentinischen Republik.
Arbah-Kanfös, Gewand an dessen vier Ecken sich Schaufäden (Zizit) befinden.	Chanukka, Tempelweihe, wird vom 25. Kislew (November—Dezember) an acht Tage gefeiert.
Aristokrat, Vornehmer, Anhänger der Adelherrschaft.	Chason, Vorbeter.
Arthesischer Brunnen, durch Bohren entstandener Brunnen.	Dean (engl., spr. din), geistliche Würde = Dekan, Dechant.
Aschkenas, Bezeichnung für Deutschland. Minhag A., die gottesdienstlichen Bräuche der Juden in den meisten Gemeinden Deutschlands im Gegensatz zum polnischen und sephardischen (spanisch-portugiesischen) Minhag.	Dekret, Verfügung.
Assentierung, Rekrutenaushebung.	demolieren, abreißen, schleifen, zerstören.
Atmosphäre, Dunstkreis, Luftsäule.	Deputation, Abordnung, Ausschuss.
Auditor, Zuhörer, Bezeichnung für einen richterlichen Beamten.	Desertieren, die Fahne verlassen.
Autodafé, feierliche Hinrichtung von Andersgläubigen.	Diplomat, Staatsmann.
Barches (Berches), Sabbatbrot.	Distrikt, Bezirk.
Barrikaden, Straßensperrung, Versammlung.	Dollar, nordamerik. Taler = 4,20 ?
Beduine, umherstreifender Araber.	Dominikaner, Predigermönch vom Orden des heiligen Dominikus.
Beduineneskorte, Beduinengeleit.	Dragoman, Übersetzer, Dolmetscher.
Beirut, Stadt in Syrien, am Fuß des Libanongebirges.	Edikt, Verordnung, Befehl.
Benjamin von Trudela, berühmter jüd. Forschungsreisender des 12. Jahrhunderts.	Emblem, Sinnbild.
Berdiczew, Stadt im russischen Gouvernement Kiew.	Eremit, Einsiedler, Klausner.
Berseba (Beerseba). Ort an der Südgrenze Palästinas.	Eskorte, Geleit, Bedeckung.
	Ethisch, sittlich.
	Export, Ausfuhr.
	Farm, Meierei, Gut.
	Firman (Ferman), Erlass des Sultans.
	furagieren, Lebensmittel holen.
	Furt, eine seichte Stelle in einem Gewässer.
	Gemara s. Talmud.
	geort, gebetet (s. oren).

Ghetto, Judenviertel.	Kopeke, russ. Münze = 2,16 Pf.
Giaur (türk.), Ungläubiger.	Kreole, in den Kolonien geborener Abkömmling reiner Europäer.
Gigantisch, riesenhaft.	kurios, seltsam.
Gouverneur, Statthalter.	Kurrentschrift, Schreibschrift.
Habdaka, religiöser Brauch beim Ausgang des Sabbats oder eines Festtages.	Lag b'omer, der 33. Tag nach dem 2. Tage des Peßachfestes; gilt als Freudentag.
Haggada, 1. Die erbaulichen, moralischen und geschichtlichen Teile des Talmud, 2. Gebete und Gesänge für die Sederabende.	Laterankonzil, Kirchenversammlung, die im päpstl. Palast in Rom stattfanden.
Hellebarde, Stielaxt.	Legende (lat.), fromme Erzählung
Hierarchie, Priesterherrschaft, Rangordnung der geistlichen Gewalten.	Mandatar, Sachwalter.
Humanität, Menschlichkeit, Gesittung, edle Bildung.	Marannen, die getauften, aber insgeheim ihrer Religion treugebliebenen Juden in Spanien.
Hypothese, Voraussetzung, Annahme.	Mark Twain, amerikanischer humoristischer Schriftsteller.
Jehuda Halevi, berühmter jüdischer Dichter und Philosoph des 12. Jahrhunderts.	Marmoros, Gegend in Ungarn am linken Theißufer.
Inquisition, Untersuchung, Ketzengericht.	Märtyrer, Glaubensheld.
Iser, Fluss in Böhmen.	Materiell, stofflich, sachlich, mit Rücksicht auf Gewinn.
juristisch, der Rechtswissenschaft gemäß.	Mausoleum, prächtige Grabstätte.
Kadi (arab.) Richter.	Meschummod, Getaufte.
Kaftan (türk.), Obergewand.	Minarett (arab.), Moscheenturm.
Kanoe, Baumkahn, kleiner Kahn.	Minchagebet, Nachmittagsgebet.
kanonisch, von der Kirche anerkannt.	Mischna, „Wiederholung“, enthält die ältesten mündlich überlieferten Gesetze, wie sie Rabbi Juda Hanaßi gesammelt und zum Abschluss gebracht hat (Anf. des 3. Jahrhunderts).
Karfunkel, roter Edelstein.	Montebello, Ort in Oberitalien. Hier wurden am 20. Mai 1859 die Österreicher nach tapferer Gegenwehr von den Franzosen zum Rückzuge gezwungen.
Kille (Kehilla, Kahal), Gemeinde.	montieren, aufstellen, ausrüsten.
Kiddusch, feierliches Weihegebet beim Eintritt des Sabbats oder eines Festtages.	Moschee (arab.), Bethaus.
Kol nidre, Vorabend des Versöhnungstages.	Moskito (span.), Stechmücke.
Komfort, Bequemlichkeit, Behaglichkeit.	Munition, Schießbedarf.
Kommentar, Erläuterungsschrift.	Muskete, Feuegewehr, Soldatenflinte.
konfiszieren, in Beschlag nehmen.	Nachmanides, jüd. Gelehrter des 13. Jahrhunderts.
Konskription, Aushebung.	negativ, verneinend, Gegensatz von positiv.
Konsul, Titel von Beamten, die zum Schutz des Handels usw. in fremden Ländern angestellt sind.	
Konsularagent, Privatbevollmächtigter des Konsuls.	

neutralisieren, unwirksam machen.  
Nissan, Frühlingsmonat (März—April).  
Nordstetten, Dorf im Schwarzwald,  
Geburtsort Berthold Auerbachs.  
Norm, Richtschnur, Regel.  
Novara, Stadt in Italien.

oren, beten (vom lat. orare.)  
Ornat (lat.), Amtstracht.

Parasit, Schmarotzer.  
parieren, gehorchen, abwehren.  
parlamentieren, unterhandeln, verhandeln.  
parzellieren, in Teile zerlegen.  
Pascha (türk.), hoher Würdenträger.  
Paskewitsch, berühmter russ. Feldherr.  
Penny, engl Münze = 8½ Pf.  
Peßachfest, Überschreitungs fest, wird vom  
15. Nissan (März—April) an acht Tage  
gefeiert.  
Petition (lat.), Bittschrift.  
Pfund Sterling, die Einheit des engl.  
Münzwesens zu 20 Schilling= 20,42 ?.  
Phlegmatiker (gr.), nicht leicht zu erregen-  
der Mensch.  
Physiognomie (gr.), Gesichtsausdruck.  
Piaster, Münze, der arab.-türk. Piaster =  
18 Pf.  
Pirat, Seeräuber.  
Pisgah, Gebirge östlich vom Toten Meer.  
Pöbel, gemeines Volk.  
primitiv, ursprünglich, einfach.  
Profession, Beruf, Handwerk.  
Proselyt (gr.), Übergetretender, Neube-  
kehrter.  
Purim, Losfest, wird am 14. Adar  
(Februar—März) gefeiert.

radikal, zum äußersten gehend.  
Ramsgate, Stadt und Seebadeort in der  
engl. Grafschaft Kent.  
Rapport (frz.), Bericht, Meldung.

Raschi (Verkürzung aus Rabbi Sch'lomo  
Jizchaki,) jüd. Gelehrter, 1040-1105, der  
bekannteste Bibel- und Talmuderkklärer  
des Mittelalters.

referieren, berichten.

Refrain (frz.), Kehrreim.

Reling, Geländer, besonders das um den  
Bord eines Schiffes.

repräsentieren, vertreten.

Reuchlin, Johann, geb. 1455 in Pforzheim,  
gest. 1522, Professor der griechischen  
und hebr. Sprache.

riskieren, wagen.

Robot (slaw.), Frondienst.

romantisch, phantastisch, fremdartig.

Rubel, Einheit des russ. Geldwesens = 100  
Kopeken = 2,16 ?.

Salomo ben Adret, Schüler von Nachma-  
nides, angesehenen jüd. Gelehrter des 13.  
Jahrh., nach den Anfangsbuchstaben  
seines Namens Raschba genannt.

Saloniki, Stadt in der Türkei.

Sandomir, Stadt in Russ.-Polen an der  
Weichsel.

Sarazenen, Volk im Norden Arabiens.

Scheich, Unterbefehlshaber.

Scherge, Büttel, Henkersknecht.

Schuschan-Purim, der Tag nach Purim (s.  
d.)

Seder, häusl. religiöse Feier an den beiden  
ersten Peßachabenden.

Sephardim, Bezeichnung für die spanisch-  
portugiesischen Juden im Gegensatz zu  
den Aschkenasim (s. d.), den deutsch-  
französischen Juden.

Serail, Palast des Sultans.

Sesam (arab.), Ölpflanze.

staffieren, mit dem Nötigen versehen.

Stanley, berühmter Afrikareisender.

stantepe, (verstümmelt aus lat. stante  
pede), stehenden Fußes, flugs, stracks.

stationiert, aufgestellt.

Striezel (poln.) geflochtenes Gebäck.

Szenerie, Landschaftsbild, Gegend.

<p>Talmud, mündliche Lehre. Enthält den religionsgesetzlichen Stoff der jüd. Überlieferung, vermischt mit erbau-lichen Betrachtungen, Legenden, Para-beln usw. Abschluss gegen das Jahr 500.</p> <p>Tambour, Trommelschläger.</p> <p>Terrorismus, Schreckensherrschaft.</p> <p>Thackeray, engl. Romandichter 1811-1863.</p> <p>Tortur, Folter.</p> <p>Tassofot, Erklärungen zum Talmud.</p> <p>Trabanten, Leibwächter, Begleiter.</p> <p>Traditionell, altherkömmlich.</p> <p>Tribunal, hoher Gerichtshof, Obergericht.</p> <p>Tuileries, ehemals Residenzpalast in Paris.</p>	<p>Ukas, kaiserlicher Befehl.</p> <p>vegetationslos, ohne Pflanzenwuchs.</p> <p>Verbannungsdekret, Ausweisungsbefehl.</p> <p>Villafranca, Stadt in der ital. Provinz Verona. Hier wurde am 11. Juli 1859 zwischen dem Kaiser von Österreich und Napoleon Friede geschlossen.</p> <p>Wadi, tiefes, steilwandiges Felstal in der Sahara.</p> <p>Zivilisation, Gesittung, Bildung.</p> <p>Znaim, Stadt in Mähren.</p> <p>Zunft, Innung, Verband von Meistern eines Gewerbes.</p>
--	---

# Voskobari 143

Heinz-Gerhard Greve

Andante moderato

Musical score for 'Voskobari 143' by Heinz-Gerhard Greve. The score is in G major and 4/4 time, marked 'Andante moderato'. It consists of three staves of music. The first staff begins with a treble clef, a key signature of one sharp (F#), and a 4/4 time signature. The music starts with a quarter rest, followed by a quarter note G4 with a '4' above it. The next measure has a quarter note A4 with a '2' above it, a quarter note B4 with a '4' above it, and a quarter note C5 with a '0' below it. The second measure of the first staff has a quarter note D5 with a '2' above it, a quarter note E5 with a '1' above it, and a quarter note F#5 with a '0' below it. The third measure of the first staff has a quarter note G5 with a '4' above it, a quarter note F#5 with a '3' above it, and a quarter note E5 with a '2' above it. The first staff ends with a double bar line. The second staff continues with a quarter note D5 with a '3' below it, a quarter note C5 with a '1' below it, and a quarter note B4 with a '0' below it. The third measure of the second staff has a quarter note A4 with a '0' below it, a quarter note G4 with a '4' below it, and a quarter note F#4 with a '2' below it. The fourth measure of the second staff has a quarter note E4 with a '0' below it, a quarter note D4 with a '4' below it, and a quarter note C4 with a '3' below it. The second staff ends with a double bar line. The third staff continues with a quarter note B3 with a '2' below it, a quarter note A3 with a '1' below it, and a quarter note G3 with a '0' below it. The fourth measure of the third staff has a quarter note F#3 with a '0' below it, a quarter note E3 with a '0' below it, and a quarter note D3 with a '3' below it. The fifth measure of the third staff has a quarter note C3 with a '0' below it, a quarter note B2 with a '4' below it, and a quarter note A2 with a '3' below it. The third staff ends with a double bar line.

### **Vögele der Maggid (eBook)**

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde  
von Aaron David Bernstein, 1864, Lateinische Schrift  
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Mendel Gibbor (eBook)**

von Aaron David Bernstein, 1865, Lateinische Schrift  
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Die vierte Galerie (eBook)**

Ein Wiener Roman  
von Oskar Rosenfeld, 1910, Lateinische Schrift  
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Tage und Nächte (eBook)**

Novellen  
von Oskar Rosenfeld, 1920, Lateinische Schrift  
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Mendl Ruhig (eBook)**

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben  
von Oskar Rosenfeld  
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)**

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.  
Moritz Friedländer, Wien 1885, Lateinische Schrift  
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Gedichte (eBook)**

von Ludwig Franz Meyer  
Lateinische Schrift  
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Polnische Juden (eBook)**

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,  
1888, dritte vermehrte Auflage  
Lateinische Schrift  
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)**

Lateinische Schrift  
+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre von Heinz-Gerhard Greve

### **Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)**

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)**

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)**

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

## Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 <sup>nd</sup> Edition, 18 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 12 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 12 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces, Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
An Old Man / ἄνδρῆς, 2 pieces for 10-string classical guitar	eBook	UG 1095
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 <sup>nd</sup> edition, 14 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 <sup>rd</sup> edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061

New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1079 UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces Composer: Heinz-Gerhard Greve	eBook Paper book	UG 1083 UG 1084